Staatliche Bibliothek
Regensburg

Hist. pol. 4304

Aus

Tit. Herrn

Ernst Christian Jasche,

angesehenen Handelsmanns und E. E.
Hansgerichts Assessoris

Vermächtnis zur Rathsbibliothek

1787.

Hist. 4304

Geschichte
der
Entdeckung und Eroberung
der
Kanarischen Inseln.

Aus einer in der Insel Palma gefundenen
Spanischen Handschrift übersezt.

Nebst einer
Beschreibung der Kanarischen Inseln,
von
George Glas.

Aus dem Englischen.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung 1777.

Stadtliche Bibliothek
Regensburg

Kunstlieder und Balladen.

Für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung componirt

von

Carl Loewe.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Zur Empfehlung gegenwärtiger Geschichte und Beschreibung der Kanarischen Inseln, welche bereits im Jahr 1764 in London herausgekommen, wirds genug seyn, wenn wir sagen, daß ein **Schlözer** die Uebersezung derselben gewünscht und empfohlen hat.

Man hat sich die Freyheit genommen, einige gar zu umständliche Nachrichten kürzer zusammenzuziehen, und verschiednes, was selbst dem neugierigsten Leser nicht interessiren konnte, besonders manche Beschreibungen welche bloß für Schiffer, die nach den Kanarischen Inseln gehen, brauchbar sind, ganz

weg=

wegzulassen; und hofft dadurch bey dem deutschen Leser Dank zu verdienen.

Die vor kurzem im Spanischen erschienenen Nachrichten zur allgemeinen Geschichte der Kanarischen Inseln von Don Joseph de Viera y Clavijo, in 3 Theilen, werden in eben diesem Verlage abgekürzt, und höchstens in zwey Bänden, übersezt erscheinen, und nächstens nachfolgen.

Inhalt

Inhalt.

Einleitung S. 1

Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt. Wie die Kanarischen Inseln zuerst den Europäern bekannt worden. 11

Zweyter Abschnitt. Sitten und Gewohnheiten der alten Einwohner von Lancerota und Fuertaventura. 16

Dritter Abschnitt. Johann von Betancour's zweyte Expedition nach den Kanarischen Inseln, und was darauf erfolgte. 20

Vierter Abschnitt. Nachricht von der Expedition auf Fuertaventura. 22

Fünfter Abschnitt. Johann von Betancour's Reise nach Groß-Kanaria, und was sich daselbst zugetragen. 25

Sechster Abschnitt. Johann von Betancour's Expedition auf die Insel Gomera. 26

Siebenter Abschnitt. Etwas von den Sitten und Gewohnheiten der alten Gomeraner. 29

Achter Abschnitt. Johann von Betancour's Reise nach der Insel Hierro, und was ihm daselbst begegnete. Sitten und Gewohnheiten der Einwohner. 31

Neunter Abschnitt. Was sich, nach Betancour's Abreise, zu Hierro zugetragen. Sein Unternehmen auf Kanaria. 36

Zehnter Abschnitt. Pedro Barbo de Campos geht nach den Kanarischen Inseln; und was darauf erfolgt. 41

Eilfter Abschnitt. Wie Diego von Herrera sich der Insel Kanaria bemächtigt. 47

Zwölfter Abschnitt. Diego de Sylva kömmt nach den Kanarischen Inseln. 50

Dreyzehnter Abschnitt. Wie Diego de Sylva und seine Truppen aus ihrer großen Noth und Gefangenschaft zu Galdar errettet worden. 54

Vierzehnter Abschnitt. Diego von Herrera macht eine andre Expedition auf Kanaria, und bauet ein Fort zu Gando. 58

Funf-

Inhalt.

Funfzehnter Abschnitt. Streitigkeiten zwischen den Kanariern und dem Pedro Chemida. Was darauf erfolgt. S. 60
Sechszehnter Abschnitt. Diego von Herrera geht nach Spanien, um sich gegen die Beschwerden seines eignen Volks zu verantworten. 63
Siebzehnter Abschnitt. Diego von Herrera und sein Schwiegersohn machen eine Expedition auf die Küste der Barbarey, um dem Kastel Mar Pequeno Hülfe zu leisten. 65

Zweytes Buch.

Erster Abschnitt. Etwas von den alten Einwohnern der Insel Kanaria, ihren Sitten und Gewohnheiten. 68
Zweyter Abschnitt. Heirathen, Erziehung der Kinder, Gottesdienst, Eide, Kleidung der Kanarier. 72
Dritter Abschnitt. Ihre Strafen, Beschäfftigung und Lebensart. 75
Vierter Abschnitt. Regierungsform, und berühmte Oberhäupter der Kanarier. 79
Fünfter Abschnitt. Gewisse Einwohner der Insel Majorka kommen nach Groß-Kanaria, einige Zeit vor Betancour's Abkunft. 83
Sechster Abschnitt. Expedition des Don Juan Rejon auf Groß-Kanaria. 86
Siebenter Abschnitt. Schlacht bey Guiniguada. 88
Achter Abschnitt. Siebzehn Portugiesische Karavellen kommen nach Groß-Kanaria. 92
Neunter Abschnitt. Uneinigkeit zwischen dem Juan Rejon und dem Dechant. 95
Zehnter Abschnitt. Pedro de Algava kömmt nach Kanaria 98
Eilfter Abschnitt. Juan Rejon kehrt nach Groß-Kanaria zurück. 100
Zwölfter Abschnitt. Juan Rejon kömmt zum zweytenmal wieder nach Kanaria, und was darauf erfolgt. 103
Dreyzehnter Abschnitt. Vorhaben der Kanarier, achtzig Europäer ums Leben zu bringen. Pedro de Vera kömmt nach Groß-Kanaria. 105
Vierzehnter Abschnitt. Pedro de Vera thut einen Einfall. Tod des Doramas, ꝛc. 109
Funfzehnter Abschnitt. Die Spanier bauen ein Fort zu Gaete. 112
Sechszehnter Abschnitt. Juan Rejon kömmt zum viertenmal nach den Kanarischen Inseln. 115

Sieb-

Inhalt.

Siebzehnter Abschnitt. Der Guanarteme von Galdar wird zum Gefangenen gemacht. S. 119

Achtzehnter Abschnitt. Die heilige Brüderschaft von Andalusien schickt Truppen nach Kanaria. 122

Neunzehnter Abschnitt. Verfolg der Eroberung. 127

Zwanzigster Abschnitt. Folgen der Uebergabe von Ansite 129

Ein und zwanzigster Abschnitt. Tod des Diego von Herrera. 132

Zwey und zwanzigster Abschnitt. Pedro de Vera geht nach der Insel Gomera. 133

Drittes Buch.

Erster Abschnitt. Von der Insel Palma, und den alten Einwohnern derselben; ihre Sitten, Gewohnheiten Religion, u. s. w. 143

Zweyter Abschnitt. Geschichte der Eroberung der Insel Palma. 145

Dritter Abschnitt. Von der Insel Teneriffa. 153

Vierter Abschnitt. Von dem wunderthätigen Bilde der heil. Jungfrau Maria von Kandelaria; es wird gestohlen, und wieder erstattet; Folgen dieser Begebenheit. 161

Fünfter Abschnitt. Alonzo de Lugo landet in Teneriffa. 164

Sechster Abschnitt. Verfolg der Eroberung. 168

Siebenter Abschnitt. Grausamkeiten der Donna Beatriz Bobadilla. Sie vermählt sich mit dem Alonzo de Lugo. Ihr Tod. Alonzo de Lugo wird des Gouvernements von Hierro und Gomera entsezt, und aus diesen Inseln verbannt. 171

Untersuchung über den Ursprung der Eingebornen der Kanarischen Inseln. 175

Sammlung aller derjenigen Wörter, die aus den Sprachen der alten Einwohner der Kanarischen Inseln noch übrig sind, nebst den Wörtern von gleicher Bedeutung in der Shilla, oder Libyschen Sprache die ihnen ähnlich sind. 184

Beschreibung der Kanarischen Inseln.

Erster Abschnitt. Beschreibung der Insel Lancerota, und der nebenliegenden unbewohnten Inseln. 195

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Insel Fuertaventura. 198

Dritter

Inhalt.

Dritter Abschnitt. Klima, Witterung, Boden und Produkte der Insel Lancerota und Fuertaventura. S. 202

Vierter Abschnitt. Von den Einwohnern der Inseln Lancerota und Fuertaventura; ihre Lebensart, Sitten, Gewohnheiten, ꝛc. 210

Fünfter Abschnitt. Regierungsform und Handel der Inseln Lancerota und Fuertaventura. 231

Sechster Abschnitt. Von der Insel Groß-Kanaria. 238

Siebenter Abschnitt. Klima der Insel Kanaria, ihre Witterung, Produkte, ꝛc. 243

Achter Abschnitt. Beschreibung der Insel Teneriffa. 248

Neunter Abschnitt. Beschreibung des Berges Piko, auf der Insel Teneriffa. 267

Zehnter Abschnitt. Witterung und Produkte der Insel Teneriffa. 275

Eilfter Abschnitt. Beschreibung der Insel Palma 277

Zwölfter Abschnitt. Beschreibung der Insel Gomera 285

Dreyzehnter Abschnitt. Beschreibung der Insel Hierro 287

Vierzehnter Abschnitt. Von den Eingebornen der Inseln Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro; ihre Leibesgestalt, Kleidung und Wohnungen. 294

Funfzehnter Abschnitt. Von den Sitten, Gewohnheiten und Geistesfähigkeiten der Eingebornen von Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro. 300

Sechszehnter Abschnitt. Von den Lustbarkeiten der Einwohner der Kanarischen Inseln, und dem Zustande der Gelehrsamkeit unter denselben. 313

Siebzehnter Abschnitt. Von dem Handel und den Manufakturen in Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro. 320

Achtzehnter Abschnitt. Von der Regierungsform und den Einkünften der Kanarischen Inseln. 337

Neunzehnter Abschnitt. Von der geistlichen Regierung der Kanarischen Inseln. 347

Einleitung

ARTE

n den

IEN INSELN.

33

32

31

Einleitung.

Man kann nicht zweifeln, daß die Alten von den Madeirischen, Kanarischen und grünen Vorgebirgs Inseln, nebst der gegenüber liegenden Küste von Afrika, einige Kenntniß gehabt; aber ihre Nachrichten von denselben sind so unbestimmt und verworren, daß man Mühe hat zu errathen, welche von ihnen sie eigentlich beschreiben. Kennet man indeß die Natur und Lage derselben, so wird man bald überzeugt werden, daß sie alle gekannt, aber sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der glückseligen Inseln vermengt haben.

Die Inseln Madera und Porto Santo scheinen folgender Beschreibung der glückseligen Inseln in Plutarchs Leben des Sartorius zu entsprechen. „An „der Mündung des Flusses Bötis in Spanien traf „Sartorius Seeleute an, die vor kurzem aus zween „Inseln im Atlantischen Meere angekommen waren. „Diese Inseln sind durch einen engen Kanal von einander abgesondert, und liegen zehn tausend Stadien „von der Afrikanischen Küste. *) Sie heißen die glückseligen Inseln. Es regnet hier selten, und dann nur „in gelinden Schauern; fast immer aber wehen sanfte „Winde, die einen erquickenden Tau mit sich führen, „der das Erdreich nicht allein fett und zum Pflügen „und Pflanzen tauglich, sondern so ausnehmend fruchtbar macht, daß es von selbst Pflanzen und Früchte „in solchem Ueberfluß und von solchem Wohlschmack hervorbringt, daß sie zur Nahrung und zum Vergnügen der „Einwohner, die hier alles ohne Sorge und Arbeit genießen

*) Er meynt vermuthlich, von der Straße bey Gibraltar.

„nießen können, hinreichen. Die Jahrszeiten sind „sehr gemäßigt, und ihre Veränderung von Viertel„jahr zu Vierteljahr so gelinde, daß die Luft meisten„theils heiter und erfrischend, und das Wetter gewöhn„lich schön und angenehm ist. Die rauhen Nord„und Ostwinde, die von den Europäischen und Afri„kanischen Küsten gegen diese Inseln zu wehen, zer„theilen und zerstreuen sich wegen der großen Entfer„nung und verlieren ihre ganze Kraft, ehe sie diese „Gegenden erreichen. Die sanften West- und Süd„winde bringen zuweilen milde Staubregenschauer mit; „beschwängern aber meistentheils die Erde nur mit „dem befruchtenden Thau, und der nährenden Feuch„tigkeit der Luft, die sie von der See herzuführen. „Man glaubt daher, selbst unter den Barbaren, dies „sey die Wohnung der Seligen, die vom Homer so „hoch gepriesenen Elysäischen Gefilde.“

Aus dieser Beschreibung erhellet, daß diese Inseln an der Straße von Gibraltar gegen Südwesten liegen mußten; denn er sagt: „die rauhen Nord- und Ost„winde, die von den Europäischen und Afrikanischen „Küsten gegen diese Inseln zuwehen.“ Folglich konnten sie keine von den Azorischen oder Westlichen Inseln seyn, da die südlichste derselben nicht weiter gegen Süden liegt, als die Straße von Gibraltar. Eben so wenig konnten sie Kanarische Inseln seyn, weil man von jeder derselben drey oder vier der übrigen sehen kann, die beyden Inseln Lancerota und Fuertaventura ausgenommen, die weiter von den übrigen ab, und näher gegen die Küste von Afrika liegen. Aber mit Plutarchs Inseln haben auch diese keine Aehnlichkeit, weil keine Bäume auf ihnen wachsen, da der Nordostwind fast beständig so heftig wehet, daß keine Art von Bäumen aufkommen kann, den Feigenbaum und einige kleine Stauden, die etwa hinter einer Mauer oder einem Felsen Schuz finden, ausgenommen.

Ueber-

Ueberdem fehlt es ihnen ganz an gutem Wasser. Die Einwohner trinken nichts, als Regenwasser, das sie in Zisternen aufbewahren. Sie entsprechen also der Beschreibung der glückseligen Inseln, oder der vom Homer so hochgepriesenen Elysäischen Felder ganz und gar nicht.

Die Insel Nivaria, und die des Königs Juba, deren Plinius erwähnt, sind ohne Zweifel Teneriffa und die andern kanarischen Inseln. Denn der Gipfel der Insel Teneriffa, wie er von Nivaria anmerkt, ist gewöhnlich mit Schnee bedeckt.

Aber die Inseln Pluvialia und Kapraria *) des Statius Sebosus scheinen ein Paar von den Inseln des grünen Vorgebirges; und sein Plenaria an dem gegenüber liegenden festen Lande, die Afrikanische Küste zwischen Kapo Blanko und Kapo Verde zu seyn; denn diese ist wirklich, seiner Beschreibung gemäß, ausnehmend eben und voll großer Bäume.

Ptolomäus Beschreibung der glückseligen Inseln ist so verworren, daß sich unmöglich rathen läßt, was für Inseln er meynt; denn ihre Breiten passen weder auf die Kanarischen, Madeirischen, Azorischen, noch auf die Inseln des grünen Vorgebirges.

Während den Verfall des Römischen Reichs, fielen die Gothen und Vandalen mit ihren Flotten die Mauritanischen Küsten an. Um diese Zeit kamen vermuthlich einige Privat-Kriegsschiffe oder Kaufleute die-

*) Wahrscheinlich waren dieses die beyden Inseln des grünen Vorgebirges St. Jago und Mayo. Diejenigen, welche die erstere Pluvialia nannten, müssen um die Zeit des starken periodischen Regens, der in den Gegenden zwischen den Wendezirkeln fällt, dagewesen seyn. Weil sie dies Phänomen nicht kannten, nannten sie die Insel Pluvialia.

dieser Nationen, die auf Gewinn oder Raub ausgiengen, bis zu den Kanarischen Inseln. Die Geschichte dieser Expeditionen ist aber jezt in Vergessenheit vergraben.

Nachdem die Araber die nördlichen Theile von Afrika erobert, und sich in Spanien festgesezt hatten, waren sie genöthigt, Flotten zu unterhalten, um den Flotten der nördlichen Nationen die Spize zu bieten, die oft die Küsten von Spanien und der Barbarey anfielen und verwüsteten. Da sie so große Flotten hatten, konnte ihnen weder die Kunst der Schiffahrt, noch die Lage ihrer eignen Küsten von Fez, Marokko, und Suz, und die ihnen gegenüberliegenden Madeirischen und Kanarischen Inseln, unbekannt seyn. Daß die Araber Madeira und Porto Santo kannten, erhellet aus dem, was der Nubische Geograph in dem ersten Theil seines dritten Klima von zweyen Inseln, dem Hafen Azaffi in der Barbarey gegenüber, sagt, deren er die eine Sciarraham, und die andre Sciaram nennt.

In dem ersten Theil seines zweyten Klima erwähnt er bloß zweyer Inseln in dem Atlantischen Meer, Namens Masfahan und Lakos, die man füglich für Lanzerota und Fuertaventura halten kann; denn er sagt, daß sie zu den sechs Inseln gehören, die Ptolomäus beschrieben. Eine dieser beyden Inseln, (wo nicht alle beyde) nämlich Fuertaventura, ist bey hellem Wetter von Afrika aus sichtbar.

Wer mit Aufmerksamkeit den ersten Theil des dritten Klima dieses Nubischen Geographen liest, wird geneigt werden zu glauben, daß die Araber sogar einige Kenntniß von Amerika oder den Westindischen Inseln gehabt haben müssen. *) Wenn das ist, so müssen

*) Er sagt, da er vom Atlantischen Ocean redet: „In diesem Meere liegt auch die Insel Saale, worinn man „eine

müssen sie dieselbe durch Schiffe, die nach Spanien oder Afrika aus diesem Theile der Welt, wohin sie durch Stürme getrieben worden, zurückkehrten, erhalten haben; und eben so bekam selbst Kolumbus, nach einiger Meynung, seine Kenntniß von dem Daseyn der neuen Welt. *) Denn es ist unmöglich, daß nicht

»eine Art von Männern findet, die den Weibern gleichen; »ihre Augenzähne stehen hervor, ihre Augen gleichen dem »Bliz, ihr Athem dem Rauch von brennenden Holze, »ihre Sprache ist unverständlich: sie kämpfen mit See»thieren, und die Männer unterscheiden sich von den »Weibern nur durch die Zeugungsglieder; sie haben keine »Bärte, und kleiden sich mit den Blättern der Bäume.« So fabelhaft diese Nachricht scheint, so liegt ihr doch Wahrheit zum Grunde; denn die Indianer in Amerika haben keine Bärte, und denen, die sie zuerst Tabak rauchen sahen, mußte ihr Athem wie Rauch von brennenden Holze vorkommen.

*) Als Kolumbus Spanien verließ, um Amerika aufzusuchen, gab er den Officieren seines kleinen Geschwaders Befehl, wenn sie siebenhundert Meilen jenseit der Kanarischen Inseln zurückgelegt, und noch kein Land entdeckt hätten, so sollten sie von Mitternacht bis zu Tages Anbruch nicht weiter schiffen. Warum gebrauchte Kolumbus diese Vorsicht nicht eher, als bis er siebenhundert Meilen jenseit der Kanarischen Inseln, oder ganz nahe an das erste Land, welches er entdeckte, gekommen war? Die Ursach ist Seeleuten bekannt; denn diese wissen, wie sehr sie in Lebensgefahr kommen, wenn sie bey Nacht auf einem unbekannten Meere fahren, wo sie an Küsten oder Klippen geworfen werden können, eh sie dieselben gewahr werden. Hätte Kolumbus die Entfernung des Landes nicht ziemlich genau gewußt, so würde er diese Vorsicht nicht genau auf die Zeit gebraucht haben, wo er sie gebrauchen mußte, wenn er wußte, wo das Land war. Noch jezt bedienen sich die Seeleute, wenn sie von Europa nach Westindien gehen, der nämlichen Vorsicht, wenn sie sich noch funfzig, ja zuweilen noch hundert Meilen vom Lande entfernt glauben, wiewohl die Lage dieser Gegenden jezt so genau bestimmt ist.

nicht Maurische oder Spanische Schiffe, indem sie längs ihrer Küsten hinsegelten, dann und wann, durch nordliche Stürme zur Winterzeit, in den Strich des anhaltenden Nordost- oder so genannten Passatwindes getrieben seyn sollten, welcher nicht weit südwärts von der Straße bey Gibraltar anfängt, und wirklich neun Monate des Jahrs hindurch an den Küsten von Marokko beständig fort wehet. Trug es sich nun zu, daß ein Schiff, welches solchergestalt durch Sturm in den nordöstlichen Passatwind getrieben war, seine Masten verlor, so konnte es in dem Fall unmöglich die Küsten von Spanien oder der Barbarey wiedergewinnen, sondern mußte sich von den Winde und der See gegen Westindien forttreiben lassen, wofern es nicht etwa unterwegs von ungefähr auf die Madeirischen oder Kanarischen Inseln stieß.

Diese Muthmaßungen zu unterstüzen, müssen wir bemerken, daß Kolumbus, auf seiner zwoten Reise nach Westindien, auf der Insel Guadaluppe ein Stück von dem Hintertheil eines Schiffs am Ufer fand; ein sichrer Beweis, daß schon vor ihm ein Schiff in der Neuen Welt gewesen war; denn dieses Stück Holz konnte von keinem sehr weit entfernten Orte dahin getrieben seyn.

Ungeachtet die Entdeckung der nordwestlichen Küsten von Afrika und ihrer Inseln gewöhnlich den Portugiesen zugeschrieben wird, so finden wir doch, bey näherer Untersuchung, Grund, sie bloß für Wiederhersteller der Entdeckungen der Normänner zu halten.

Schon im Jahre 846 finden wir, daß die Normänner mit mächtigen Flotten die Spanier und Mauren in Spanien angriffen. Da sie von dem König Don Ramiro bey Korunna in Galizien geschlagen und genöthigt waren, sich wieder einzuschiffen, wurden sie nachher von seiner Flotte angegriffen, welche

siebzig

siebzig ihrer Schiffe eroberte und zerstörte. Dem ungeachtet segelten die übrigen um Kapo Finisterrä herum, liefen in die Mündung des Tago ein, und sezten die Mauren zu Lissabon in großes Schrecken. Im folgenden Jahr kamen die Normänner mit einer großen Flotte an die Spanische Küste, landeten in Andalusien, belagerten die Maurische Stadt Sevilla, verwüsteten das Land um Kadiz und Medina Sidonia, und führten viel Gefangene und eine große Beute mit sich fort. Da sie aber hörten, daß der Maurische König Abderaman ihnen mit einer großen Flotte entgegen komme, schifften sie sich plözlich ein, und segelten mit ihrer Beute davon. Ich erwähne dieses Feldzuges der Normänner, um zu zeigen, wie weit dieses Volk es im Seewesen gebracht hatte. *) Labat, in seiner Geschichte der westlichen Küsten von Afrika, lehrt uns, daß die Normänner schon im Jahr 1364 an den Afrikanischen Küsten bis nach Sierra Leona Handel trieben. Zum Beweise beruft er sich auf einen Handlungstractat zwischen den Handelsleuten von Dieppe und Roan, der von 1365 datirt ist. Er sagt, daß alle ihre Etablissements in Afrika bald nachher verfallen, und ihr Handel durch die bürgerlichen Kriege in Frankreich nach dem Tode Karls VI. im Jahr 1392, gänzlich

*) Auch die Engländer verstanden in jenen Zeiten mehr vom Seewesen, als einige Jahrhunderte nachher; denn Joh. Leo berichtet, in seiner Nachricht von Afrika, daß um das 714te Jahr der Hegira die Gothen und Spanier sie eingeladen, in die südliche Barbarey einzufallen, um die Mohren aus Spanien zu ziehen, wiewohl damals die Gothen Christen, und die Engländer Gözendiener waren. Sie belagerten demnach die Stadt Arzilla, an der Küste des Atlantischen Oceans, mit einer großen Armee, eroberten sie, und verwüsteten sie mit Feuer und Schwert dermaßen, daß sie noch dreyßig Jahre nachher wüste lag.

lich zu Grunde gegangen. Gewiß indessen waren die Normänner die ersten in Europa, welche die Kanarischen Inseln entdeckten, wie wir aus der folgenden Geschichte ersehen werden.

Wiewohl in den älteren Zeiten die Europäer den Gebrauch des Magnets nicht kannten, so ist doch gewiß, daß die Seeleute in Meeren, wo der anhaltende Passatwind herrscht, ohne denselben leicht fertig werden können, da das Wetter dort gemeiniglich heiter ist, und Sonne und Sterne gewöhnlich sichtbar sind; und ist auch zuweilen der Himmel überzogen, so können sie doch leicht nach der Richtung der Wellen, die in diesen Meeren, sowohl wie der Wind, der sie treibt, einen regelmäßigen und gewissen Strom haben, ihren Lauf einrichten.

Segelt man vierhundert und funfzig Meilen *) gegen Südwest von der Mündung der Straße bey Gibraltar, längs den Küsten von Fez, Marokko und Suz, auf dem Atlantischen Ocean, so kömmt man an das südwestliche Ende des Berges Atlas, neun und zwanzig Grade und fünf und zwanzig Minuten nördlicher Breite. Verläßt man dann dies Land, und segelt gerade gegen Westen hundert und sechszig Meilen in den Ocean fort, so kömmt man an die Insel Lancerota, die erste der Kanarischen Inseln auf diesem Wege. Die übrigen dieser Inseln liegen alle gegen Westen und Süden von Lancerota. Ihrer sind sieben, Lancerota, Fuerteventura, Kanaria, Teneriffa, Gomera, Hierro oder Ferro, und Palma: sie liegen von Osten gegen Westen in eben der Ordnung, wie sie hier genannt

*) Unter Meilen sind, das ganze Werk durch, Englische Meilen zu verstehen. D. d. Ueb.

genannt sind. Die leztgenannte liegt etwa fünf und sechszig Leagues *) von der ersteren.

Da ich nicht willens bis, sie hier umständlich zu beschreiben, so verweise ich meinen Leser auf den zweyten Theil dieses Werks, wo er eine genaue Beschreibung jeder Insel finden wird; und mache jezt den Anfang mit der Geschichte ihrer Entdeckung und Eroberung, die ich fast ganz aus einer Spanischen Handschrift übersezt habe, welches vom Juan de Abreu de Galineo, einem Franziscanermönch aus Andalusien in Spanien gebürtig, im Jahr 1632, in der Insel Palma geschrieben ist.

Diese Handschrift lag lange Zeit in einem Kloster dieser Insel verborgen. Vor drey Jahren ward sie von da nach Kanaria, dem Bischof der Inseln zum Geschenke, übersandt. Ich hörte von diesem Manuscript, da ich mich zu Teneriffa aufhielt, und schrieb alsobald an einen gewissen Herrn in Kanaria, daß er mir eine Abschrift desselben verschaffen mögte, welches er that. Beym Durchlesen fand ich, daß es eine authentische Nachricht von der Eroberung der Inseln und den alten Einwohnern enthielt, und genau mit denen, die man mir vorher oft gegeben hatte, übereinstimmte. Es war vollständig und zum Druck fertig; warum es aber bey des Verfassers Leben nicht herausgekommen, weiß ich nicht: vermuthlich war der Verfasser willens, es mit nach Spanien zu nehmen,

*) Auf eine League rechnet man drey Englische Meilen; da ich aber nicht weiß ob dies Maaß genau richtig ist, so habe ich lieber das Wort League beybehalten, als die Zahl jedesmal durch 3 multipliciren wollen. D. d. Ueb.

men, und es dort (da in Palma keine Druckerey ist) herauszugeben, wurde aber durch den Tod in der Ausführung seines Vorhabens verhindert.

Der geneigte Leser wird ersucht, dies Werk nicht wegen der Unzierlichkeit des Styls zu tadeln. Der Herausgeber hat sich mehr um Treue im Uebersezen und Genauigkeit im Beschreiben, als um prächtigen Wortfluß bemühet. Und sollte es vielleicht manchem Leser scheinen, daß er sich zuweilen bey nichtsbedeutenden Umständen aufhalte; so schmeichelt er sich, daß diejenigen sie nüzlich und interessant finden werden, deren Geschäfte oder Wißbegierde eine genauere Kenntniß dieser Inseln fodern.

---

* Die Anmerkungen sind durch Einklammerung der Zahlen, und den alten Einwohnern ertheilt, und die Anmerkungen, die man nur verlor oft [illegible]

Geschichre der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Wie die Kanarischen Inseln zuerst den Europäern bekannt worden.

Die erste Nachricht von den Kanarischen Inseln, welche nach dem Verfall des Römischen Reichs in Europa allgemein bekannt wurde, fällt zwischen die Jahre 1326 und 1334, und kam von einem Französischen Schiffe, welches durch Sturm an dieselben verschlagen war.

Nach dieser Entdeckung wirkte sich ein gewisser Spanischer Edelmann, Namens Don Luis de la Cerda, Graf von Klaramont, von dem Pabst Klemens VI. eine Schenkung dieser Inseln, mit dem Titel eines Königs, aus, auf die Bedingung, den Eingebornen das Evangelium predigen zu lassen.

Zwey Jahre nachher erhielt Don Luis von dem Pedro, König von Arragonien, die Erlaubniß, in einigen seiner Häfen eine Flotte auszurüsten, um von den Kanarischen Inseln Besiz zu nehmen. Aber wiewohl einige seiner Schiffe wirklich ausgerüstet wurden, vereitelte dennoch sein Tod, der bald nachher erfolgte, dieses Vorhaben. Indessen ists doch wahrscheinlich, daß entweder ein Theil dieses Geschwaders,

oder

oder andre Schiffe nach den Kanarischen Inseln hinübergiengen. Wie es diesen Schiffen ergangen, soll an seinem Ort erzählet werden. Nachher geschah nicht eher etwas weiteres zu Vollendung dieser Entdeckung als im Jahr 1385, da einige Biskayer und Einwohner von Sevilla sich vereinigten, eine Flotte von fünf Schiffen zu Kadiz auszurüsten, um eine Landung auf die Kanarischen Inseln und die gegenüber liegende Küste der Barbarey zu thun, und zu plündern. Das Kommando dieser Schiffe übergab man einem gewissen Ferdinando Peraza, einem angesehenen Mann aus Sevilla.

Nachdem sie längs der Afrikanischen Küste hingesegelt waren, wandten sie sich westwärts, und stießen auf die Insel Lancerota, wo sie landeten. Die Eingebornen eilten Haufenweise zum Hafen, um sie zu betrachten: aber die Spanier schossen einige Pfeile zwischen sie, tödteten Einige, verwundeten Andre, und jagten den Uebrigen ein solches Schrecken ein, daß sie davon liefen. Hierauf marschirten die Spanier in die Stadt der Eingebornen, plünderten dieselbe, trugen eine große Beute von Ziegenfellen, Talg und Schafen davon, und führten hundert und siebzig der Einwohner, unter denen sich Guanareme, der König der Insel, und Tinguafaya, seine Gemahlinn, befand, mit sich fort. Hiermit giengen sie wieder an Bord, und segelten nach Spanien zurück, wo man damals ihre Beute für sehr ansehnlich hielt.

Die nächste Expedition auf Lancerota geschah von Sevilla aus, im Jahr 1393. Diese Flotte versuchte es nicht, sich die Insel zu unterwerfen, sondern kehrte bald nachher mit einigen Gefangenen und einer grossen Menge von Ziegenfellen zurück. Man sieht hieraus, daß die Spanier bey diesen Expeditionen weiter

keine

keine Absicht hatten, als sich durch Raub und Plünderung zu bereichern. Nun suchten verschiedne, durch Habsucht gereizt, bey Heinrich III, König von Kastilien, um die Erlaubniß an, die kanarischen Inseln zu erobern, weil Heinrich sich das Eigenthumsrecht über dieselben anmaßte, worauf er aber dieses Recht gründete, ist, so viel ich weiß, nicht bekannt. Im Jahr 1369 war der Streit über die Krone von Kastilien durch den Tod des Don Pedro geendigt, der von seinem Bastardbruder, Don Heinrich, der darauf den Thron bestieg, ermordet wurde. Einige Jahre vor dieser Begebenheit kamen verschiedne Edelleute aus der Normandie in Frankreich nach Kastilien, um dem Don Heinrich beyzustehen, unter andern Bertram Claquin, Konnetable, und Rubin de Bracamonte, Admiral von Frankreich. Dieser leztere hatte zween Neffen von einer Schwester, die in der Normandie lebte, und an den Herrn von Betancour, Granville und andern Orten dieses Landes, verheyrathet war. Der älteste, Namens Johann von Betancour, wiewohl schon sehr bey Jahren, hatte doch einen heftigen Trieb zu reisen, und etwas seiner Vorfahren würdiges zu unternehmen. Er entschloß sich daher, eine Reise nach Spanien zu machen, und seinem Onkel den Admiral zu besuchen. In dieser Absicht gieng er nach Rochelle, um sich daselbst einzuschiffen. Hier ward er mit einem gewissen Gadifer de la Sala, einem Mann von ansehnlichem Vermögen bekannt, der, von der nämlichen Begierde fremde Länder zu sehen beseelt, bald mit dem Johann von Bretancourt eins wurde, mit ihm die glückseligen Inseln, wovon man damals in Europa so viel sprach, aufzusuchen. Zu diesem Ende verkauften sie einige ihrer Ländereyen, und verpfändeten andre, wodurch sie Geld genug aufbrachten, eine kleine Flotte auszurüsten, die mit geschickten Seeleuten, Piloten, und

einigen Dollmetschern, die also schon vorher in einigen dieser Insein gewesen seyn mußten, wohl versehen war.

Diese Flotte bestand aus drey Schiffen, worauf sich, die Seeleute ausgenommen, zweyhundert Menschen befanden; unter andern viele junge Edelleute aus der Normandie, zum Theil Verwandte des Johann von Betancour. Am ersten May 1400 segelten sie ab, und sezten ihre Reise ohne erhebliche Vorfalle bis an die Inseln fort. Die erste die sie sahen, war Lancerota, welchen Namen ihr Johann von Betancour, vermuthlich einem seiner Freunde zu Ehren, gab. Als er seine Leute ans Land sezte, zogen die Eingebornen sich in einen Haufen zusammen, um sich zu vertheidigen, in der Meynung, daß diese Fremden gekommen wären zu plündern und sie wegzuführen, wie Andre vor ihnen: da sie aber sahen, daß die Franzosen wohl bewaffnet waren, und sich zusammenhielten, wagten sies nicht, sie anzugreifen, sondern zogen sich ins Land zurück, und ließen ihnen Freyheit, sich an einem bequemen Orte zu lagern; denn sie hatten nichts, sich zu wehren, als Knittel und Steine, ihre einzigen Waffen.

Da aber die Franzosen einige Tage an demselben Orte verweilten, ohne sie zu verfolgen oder zu beunruhigen, fiengen sie an Muth zu fassen, so daß Einige sich ins Lager wagten, wo Johann von Betancour und Gadifer de la Sala ihnen sehr freundlich begegneten, ihnen erlaubten zu nehmen, was ihnen gefiel, und im Lager aus und ein zu gehen, wie es ihnen beliebte. Diese gute Begegnung benahm ihnen so sehr alle Furcht, daß sie, als die Franzosen ein Fort zu ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit zu bauen anfiengen, ihnen mit Freuden zur Hand giengen, und Steine, Kalk, und was sonst zur Arbeit nöthig war, herbeybrach-

brachten. Dies Fort ward an dem Hafen Rubikon erbauet.

Der willige Gehorsam und das friedliche Betragen der Eingebornen machte dem Johann von Betancour, und Gadifer de la Sala großes Vergnügen. Sie entschlossen sich jezt, nach der nächsten Insel überzugehen, die von Lancerota nur durch einen zwey Leagues breiten Kanal abgesondert ist. Sie ließen einen Offizier und einige ihrer Leute in dem Hafen Rubikon zurück, und landeten zu Baltarrahala in der Insel Fuertaventura, welche die Franzosen damals Fortuite nannten. Da die Einwohner eine solche Anzahl fremder Menschen in ihre Insel kommen sahen, versammleten sie sich in großen Schaaren, um sich ihnen zu widersezen; denn sie hatten mehr kriegerischen Muth, waren größer und stärker, als die Einwohner von Lancerota. Die Franzosen, welche bald einsahen, daß sie mit ihrer Handvoll Leute gegen eine solche Menge nichts ausrichten würden, hieltens fürs beste, sich wieder einzuschiffen und davon zu segeln. Sie nahmen daher einige der übrigen Inseln in Augenschein, und langten dann nach Lancerota zurück, wo sie berathschlagten, was nun ferner zu thun sey. Da ihre geringe Anzahl zu einem solchen Unternehmen, als die Eroberung der Inseln war, nicht hinreichte, so beschlossen sie, daß Gadifer de la Sala nach Frankreich zurückkehren sollte, um Verstärkung von Truppen, u. s. w. herüberzubringen. Er gieng also ab; aber zum Unglück für die Expedition starb er einige Tage nach seiner Ankunft in Frankreich. Als Johann von Betancour dies erfuhr, und sich also nicht nur seiner erwarteten Verstärkung beraubt sah, sondern auch in Frankreich weder Geld noch Freunde hatte, entschloß er sich nach Spanien zu gehen, wo er ankam, und bey seinem Onkel Rubin von Bracamonte und andern dasigen Verwandten um Unterstüzung zu Ausführung

rung seines Vorhabens nachsuchte. Sein vornehmster Gönner und Vermittler bey dem König von Kastilien aber war der Infant Don Ferdinando, nachmaliger König von Aragonien, durch welchen er bey dem König Don Heinrich III sich eine Schenkung der glückseligen Inseln, nebst dem Titel eines Königs, auswirkte. So bald dieses geschehen war, begab er sich nach Sevilla, und rüstete eine Flotte aus, die mit Leuten und Bedürfnissen zu Eroberung dieser Inseln wohl versehen war, indem der König ihn mit dem nöthigen Gelde zur Ausrüstung der Flotte versah. Dieser Schenkungsbrief war im Jahr 1403 datirt.

Zweyter Abschnitt.

Sitten und Gewohnheiten der alten Einwohner von Lancerota und Fuertaventura.

Diese beyden Inseln, sowohl als die übrigen, waren in Distrikte abgetheilt, deren jeder von seinem eigenen Herrn oder Hauptmann regiert wurde, und durch eine Mauer von losen Steinen, die von dem einen Ufer bis zum andern die Insel durchschnitt, von den übrigen abgesondert war. Die Einwohner dieser Distrikte bewiesen gegen ihre Oberhäupter eine große Ehrerbietung.

Die alten Einwohner von Lancerota und Fuertaventura waren ein menschliches, geselliges und fröhliches Volk, und liebten nichts so sehr, als singen und tanzen. Ihre Musik, die blos im Singen bestand, begleiteten sie mit einem Geräusch, welches sie durch Klatschen mit den Händen und Stampfen mit den Füßen hervorbrachten. Sie waren sehr schnell, und fanden ein großes Vergnügen an Hüpfen und Springen, welches ihre vornehmste Lustbarkeit ausmachte: zween Männer nahmen eine Stange, die sie an beyden

den Enden anfaßten, und sie, mit dem Boden parallel, so hoch über ihre Köpfe empor hielten, als sie nur reichen konnten; wer hinüberspringen konnte, den hielt man für sehr geschickt und behende. Verschiedne waren so geübt in dieser Kunst, daß sie in drey Sprüngen über drey Stangen, die solchergestalt hinter einander aufgehalten wurden, springen konnten.

Die Eingebornen dieser beyden Inseln waren gröſser von Person und besser gebildet, als die der andern, und das sind sie noch jezt. Man findet ein Grab an dem Fuße eines Berges in Lancerota, von neunzehn Fuß und zehn Zoll in die Länge, wo ein Mann, Namens Mahan, begraben lag. Zweykämpfe und Gefechte waren sehr häufig unter ihnen. Die Waffen, deren sie sich dabey bedienten, waren anderthalb Ellen lange Stöcker, die sie Tezzezes nannten. Wegen Privatstreitigkeiten hatten sie das Gesez oder den Gebrauch, daß, wenn ein Mensch durch die Thür zu seinem Feinde ins Haus gieng und ihn tödtete, oder ihm Schaden zufügte, er nicht bestraft wurde; sprang er aber über die Mauer, überfiel ihn unvermuthet, und tödtete ihn, so ließ der Hauptmann des Distrikts, vor dem die Sache untersucht wurde, ihn ums Leben bringen. Die Art Verbrecher hinzurichten, war folgende: sie führten den Verbrecher an die Seeküste, legten seinen Kopf auf einen flachen Stein, und schlugen ihm dann mit einem andern, welcher rund war, den Kopf ein; seine Kinder wurden nachmals für ehrlos gehalten. Sie waren trefliche Schwimmer; und tödteten die Fische an ihrer Küste mit Stecken. Ihre Häuser waren von Steinen erbauet, ohne Kitt, Kalk oder Mörtel; dem ungeachtet waren sie sehr stark: der Eingang war so enge, daß nur ein Mensch auf einmal hineingehen konnte. Sie hatten auch Häuser zum Gottesdienst und zur Andacht, welche sie Eseguen nannten. Diese waren rund, und bestanden aus zwo

Mauren, eine innerhalb der andern, mit einem offnen Raum dazwischen; sie waren, sowohl als ihre Wohnhäuser, von losen Steinen sehr fest gebaut, und hatten einen engen Eingang. In diesen Tempeln opferten sie ihrem Gott (denn sie verehrten nur Einen,) Milch und Butter. Sie opferten ihm auch auf den Bergen, indem sie aus irdenen Gefäßen Ziegenmilch ausgossen, und ihn zu gleicher Zeit, durch Aufheben ihrer Hände gen Himmel, anbeteten.

Die Kleidung der Eingebornen von Lancerota bestand aus Ziegenfellen, die zusammengenähet und wie ein Mantel mit einer Kappe gestaltet waren. Sie reichte bis auf die Knie. Die Nähte dieser Kleidung waren auf eine sehr saubre Art mit dünnen ledernen Riemen, die so fein waren, als gewöhnlicher Zwirn, zusammengefügt. Sie schnitten und bereiteten diese Riemen, statt der Messer oder Scheeren, mit scharfen Kieseln oder Steinen, die sie Tasiague nannten.

Ihre Schuhe waren von Ziegenfellen, die haarige Seite auswärts.

Sie trugen auch Müzen von Ziegenfellen, mit drey großen Federn an der Stirne. Das nämliche trugen die Weiber, ausser einer ledernen Stirnbinde, die mit der Rinde gewisser Stauden roth gefärbt war.

Den obgedachten Mantel nannten sie Tamarko, die Kappe Guapil, die Schuhe Maho.

Sie hatten langes Haar, und trugen ihren Bart geflochten. Der König der Insel trug ein Diadem, gleich einer Bischoffsmüze, von Ziegenleder gemacht, und mit Seemuscheln geschmückt.

Wenn sie krank wurden, welches aber selten geschah, heilten sie sich selbst mit den Kräutern, die in ihrem Lande wachsen; und wenn sie heftige Schmerzen hatten, rizten sie den leidenden Theil mit scharfen Steinen auf, oder brannten ihn mit Feuer, und

schmierten ihn dann mit Ziegenbutter. Wenn jemand starb, so begruben sie ihn in einer Höhle, indem sie den Leichnam ausreckten, und Ziegenfelle unter und über ihn legten.

Ihre Nahrung war geröstetes Gerstenmehl, welches sie Goffio nannten, und Ziegenfleisch, gekocht und gebraten; auch Milch und Butter. Sie aßen ihre Speisen aus Gefäßen, die von Thon gemacht, und von der Sonne gehärret waren.

Ihre Art Feuer zu machen war, daß sie einen Stock von trocknem, harten, dornichten Holze nahmen, den sie in einer weichen, trocknen und schwammichten Distel sehr schnell auf der Spize herumdrehten, und also in Brand steckten. Diese Art ist noch jezt bey ihnen gebräuchlich.

Wenn sie ihr Land mit Gerste (ihr einziges Getraide) besäeten, so gruben oder hackten sie es mit Ziegenhörnern. Sie droschen ihre Gerste mit Stecken, und wanneten sie mit ihren Händen; dann mahlten sie dieselbe in einer Handmühle von zween Steinen, ungefähr von eben der Art, wie sie jezt in einigen entlegenen Theilen von Europa gebräuchlich sind.

Die Eingebornen von Fuertaventura kleideten sich in Wämser von Schaffellen, mit kurzen Ermeln, die nicht weiter als bis an die Ellenbogen reichten. Sie trugen auch kurze Hosen, welche die Knie blos ließen, kurze Strümpfe, die nicht viel über die Wade hinaufgiengen, und die nämliche Art von Schuhen als die Lancerotaner. Auf dem Kopfe trugen sie hohe Müzen von Ziegenfellen; und ihr Haupt- und Barthaar puzten sie auf eben die Art, wie zu Lancerota.

Auf der Insel Fuertaventura, sagt unser Spanischer Autor, lebten zwey Weiber, Namens Tibiatin und Tamonante, Mutter und Tochter, die ein Verständniß mit dem Teufel hatten. Der einen Geschäfft wars, die Streitigkeiten, die sich etwa unter den

Ober-

Oberhäuptern der Insel ereignen möchten, beyzulegen, und der andern, ihre Cärimonien anzuordnen. Die Eingebornen behaupten, diese Weiber hätten künftige Begebenheiten vorausgesagt.

Als Johann von Betancour in diesem Lande ankam, war die Insel Fuertaventura in zwey Königreiche getheilt, deren das eine sich von der Villa bis Handia, und das andre von der Villa bis Corralejo erstreckte. Sie waren durch eine lose trockne steinerne Mauer, welche vier Meilen lang, die Breite der Insel von der einen Küste bis zur andern durchschnitt, von einander abgesondert. Es befanden sich in dieser Insel zur Zeit der Eroberung vier tausend streitbare Männer. Diejenigen unter ihnen, die sich durch ihre Tugend und Tapferkeit am berühmtesten gemacht hatten, nannte man Mahay und Altihay, welches hohe Ehrennamen waren. Man sagt, der damalige König von Lancerota, welcher Guadarfia hieß, sey ein Abkömmling eines Europäers gewesen, der durch Sturm an diese Insel vertrieben worden. Die Geschichte dieser Begebenheit, die unser Verfasser umständlich erzählt, übergehen wir der Kürze halber.

Dritter Abschnitt.

Johann von Betancours zweyte Expedition nach den Kanarischen Inseln, und was darauf erfolgte.

Als Johann von Betancour nach Spanien abgieng, ließ er eine Garnison, unter dem Kommando Wilhelms von Betancour, in Lancerota zurück. Dieser betrug sich gegen den König und die Eingebornen so ausgelassen und grausam, daß sie ihn nicht länger ertragen konnten, sondern sich endlich, zu ihrer eigenen Vertheidigung, genöthigt sahen, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Sie legten einen Hinterhalt, welcher ihnen so wohl glückte, daß sie verschiedne von den Franzosen

ums Leben brachten, unter denen sich auch dieser Wilhelm von Betancour befand. Die übrigen entwischten in das Fort Rubikon, wo sie von den Eingebornen so enge eingesperrt wurden, daß sie in die äusserste Hungersnoth kamen. So standen die Sachen, als Johann von Betancour, der durch den Ruf seiner Zurüstungen in Kadiz eine Menge von Abenteurern, von verschiednen Orten her an sich gezogen hatte, aus Spanien zurückkam.

So bald er in dem Hafen Rubikon Anker geworfen, und seine Truppen ans Land sezte, kamen die Eingebornen zu ihm, beschwerten sich über die Garnison, die er in dem Fort zurückgelassen, und entschuldigten sich wegen der begangenen Gewaltthätigkeiten, weil sie durch das tyrannische und grausame Betragen des Wilhelm von Betancour und seiner Leute dazu gezwungen worden. Als er beyde Parteyen angehört, und die Sache untersucht hatte, fand er, daß die Franzosen der angreifende Theil gewesen; er verzieh daher dem König Guadarfia, mit dem Versprechen, ihm und die Eingebornen im vollen Besiz ihres Landes, ihrer Häuser, ihres Viehes und ihrer Freyheit zu lassen. Auf diese Erklärung legten die Eingebornen die Waffen nieder, und unterwarfen sich mit Freuden seiner Regierung.

Verschiedne Priester kamen mit dieser Flotte von Sevilla, um die Insulaner vom Heidenthum zu dem Glauben der römischen Kirche zu bekehren. Sie standen in großer Achtung bey den Eingebornen, von denen sie viele bekehrten, und in der Kirche, die damals zu Rubikon erbaut, und die Anrufung des heiligen Marcialis genannt wurde, tauften. Der erste von den Eingebornen, welcher getauft wurde, war der König Guadarfia; er bekam den Namen Ludewig. Kurz nachher folgten alle Eingebornen seinem Beyspiel.

spiel. Johann von Betancour vertheilte jezt das Land unter die Franzosen und Spanier, die mit ihm herübergekommen waren *). Die Kirche des heiligen Marcialis zu Rubikon war die erste, die auf den Kanarischen Inseln erbaut wurde. Die Bischöffe der Kanarischen Inseln nannte man Bischöffe von Rubikon, bis die Insel Gran Kanaria erobert war, worauf der Bischöfliche Siz in die Stadt Palmas in Kanaria verlegt wurde, wo er noch jezt ist.

Vierter Abschnitt.

Nachricht von der Expedition auf Fuertaventura.

Nachdem zu Lancerota nun alles in Ordnung gebracht war, hielt Johann von Betancour es für hohe Zeit, auf die Eroberung der Insel Fortuite, wie die Franzosen damals Fuertaventura nannten, bedacht zu seyn. Er glaubte, daß es nicht leicht seyn würde, sie zu bezwingen, da die Einwohner so zahlreich und tapfer waren. Er zog daher alle seine Truppen zusammen, die aus Franzosen und Spaniern bestanden, ausser vielen Eingebornen von Lancerota, die er auf Europäische Art bewaffnete. Seine neuen Rekruten dienten ihm mit Bereitwilligkeit und Treue, weil sie an ihm mehr einen Vater als Eroberer fanden. Er segelte also mit seinen Truppen auf fünf Schiffen ab, kam im Junius 1405 zu Fuertaventura an, und sezte seine Leute in der Bay Baltarrahal, die wegen der

groſsen

*) Dies muß Land gewesen seyn, welches damals von den Eingebornen nicht bebaut wurde, weil Betancour ihnen versprochen hatte, sie ihres Landes nicht zu berauben. Sonst sollt' es scheinen, die Eingebornen hätten vornehmlich von ihren Heerden gelebt.

großen Menge Tarrahal-Büsche *), die hier wuchsen, diesen Namen führte, aus Land. Die beyden Könige der Insel, Ajose und Guise, waren damals eben wegen der Weide im Streit. Derjenige, in dessen Gebiet Johann von Betancour landete, zog gleich nach seiner Ankunft alle Truppen seines Districts zusammen, und gieng ihm kühn entgegen, um ihm ein Treffen zu liefern; aber die Europäer fanden Mittel ihn zu einer Unterhandlung zu bringen. Die Insulaner ließen sich durch die beyden obgedachten Weiber, Tibiatin und Tamonante, bereden, die Waffen niederzulegen, und als Ajose dem Johann von Betancour entgegen gieng, umarmte dieser ihn, und begegnete ihm mit allen Freundschaftsbezeugungen. Durch dieses Betragen gewann er sein Vertrauen, und vermochte ihn auch endlich dahin, die Römische Religion anzunehmen, worauf er mit dem Namen Ludwig getauft wurde. Als Guise, der König des andern Theils der Insel sahe, wie gütig Johann von Betancour allen denen, die sich ihm unterwarfen, begegnete, wie offen und höflich er sich gegen alle Eingebornen betrug, und daß er weiter nichts wünschte, als sie zur Römischen Kirche zu bekehren, so unterwarf er sich ihm auch, auf den Rath der Tibiatin und Tamonante. Da Johann de Betancour ihn überdem versicherte, daß er, wenn er den Römischen Glauben annähme, im ungestörten Besiz seiner Freyheit, seiner Ländereyen und Güter bleiben sollte, so ließ er sich auch taufen, und bekam den Namen Alonzo. Das Beyspiel der beyden Könige von Fuertaventura that die Wirkung auf die Eingebornen, daß sie sich bald alle den Europäern unterwarfen, und kurz nachher auch getauft wurden.

Eine

*) S. die Beschreibung der Kanarischen Inseln.

Eine Tradition unter den Einwohnern von Fuertaventura sagt, die Eingebornen hätten geglaubt, daß Tibiatin und Tamonante vom Himmel herabgesandt worden, sie zu unterrichten, ihnen künftige Begebenheiten vorher zu sagen, und Friede und Eintracht unter ihnen zu erhalten. Sie sagen, diese Weiber hätten ihnen prophezeyet, es würde ein fremdes Volk übers Meer kommen, und sie lehren, wie sie leben sollten; auch sey, gleich nach der Ankunft der Europäer, den Eingebornen zur Zeit ihrer Trübsal und Noth, oft ein schönes Frauenzimmer erschienen, habe sie getröstet, und überredet sich taufen zu lassen, und den Römischen Glauben anzunehmen.

Durch Hülfe dieser Weiber fanden die Europäer es so leicht, diese große und volkreiche Insel zu erobern. Sobald Johann von Betancour solchergestalt Besiz von derselben genommen hatte, bauete er zur Sicherheit seiner Europäer zwey Forts, das eine zu Valtarrahala, wo er zuerst landete, und es das Kastel Valtarrahala nannte, das andre nannte er Richiorche; in beyde legte er eine Besazung von seinen Leuten.

Auf Bitten der Kastilianer und einiger von seinen Seeleuten, die in der Barbarey gewesen waren, ließ Johann von Betancour sich bewegen, eine Reise dahin zu machen, da diese Küste nur achtzehn Leagues von dem südöstlichen Theile von Fuertaventura entfernt ist. Nachdem er sich mit allem, was zu einer solchen Expedition nöthig war, versehen hatte, segelte er nach dieser Küste hinüber, und landete an einem Orte Namens Medanos, wo er siebzig Mohren beyderley Geschlechts, alte und junge, zu Gefangenen machte, ohne auf seiner Seite einen Mann zu verlieren; denn die Eingebornen dieses Theils von Afrika lebten damals ganz unbesorgt und wehrlos, weil sies nicht für möglich hielten, daß Jemand übers Meer zu ihnen kommen,

men, und sie beunruhigen oder angreifen könnte. Betancour und seine Leute brachten ihre Beute sicher nach Lancerota, und schickten von da ihre Gefangenen nach Spanien, wo sie zu Sklaven verkauft wurden. Dies war die erste Expedition auf die Küste der Barbarey von den Kanarischen Inseln.

Fünfter Abschnitt.

Johann von Betancours Reise nach Groß-Kanaria, und was sich daselbst zugetragen.

Nach diesem Unternehmen auf die Küste der Barbarey, wünschte Betancour nun auch die Insel Kanaria sich zu unterwerfen. Er fuhr daher mit zwey Schiffen dahin, landete seine Truppen an einem Orte, Namens Anganagen, und marschirte darauf in guter Ordnung, und mit großer Behutsamkeit, damit er nicht überfallen würde, ins Land. Diese Vorsicht war, wie sich nachher zeigte, sehr nöthig; denn da die Eingebornen eine solche Menge bewaffneter Leute auf ihrer Insel sahen, machten sie gleich Lärm, versammleten sich in großer Menge unter der Anführung eines Königs oder Hauptmanns, Namens Artemis, fielen die Europäer mit großer Wuth und Entschlossenheit an, und sezten ihnen mit Steinen und Pfeilen, die sie aus bloßer Hand mit erstaunlicher Geschicklichkeit und einer Schnelligkeit, die Schleuder und Bogen übertraf, auf sie abwarfen, sehr heftig zu. Ausser diesen Waffen hatten sie hölzerne Stangen, an den Enden geschärft und im Feuer gehärtet, deren sie sich als Spieße bedienten. Betancour und seine Leute vertheidigten sich mit größter Tapferkeit; aber der Angriff, den sie auszuhalten hatten, war so heftig, und die Eingebornen drangen so wüthend auf sie ein, daß die Europäer, ungeachtet sie eine große Menge derselben

ben tödteten, sich doch endlich genöthigt sahen, zu weichen, und sich in guter Ordnung an die Seeküste zurückzogen. Die Eingebornen, die unterdeß immer stärker an Zahl wurden, hörten nicht auf, sie zu verfolgen, so daß Betancour, weil ers für unmöglich hielt, mit seiner Handvoll Leute gegen eine solche Menge wohlbewaffneter und tapferer Einwohner etwas auszurichten, mit Hülfe der Nacht seine Truppen, so gut er konnte, wieder einschiffte, und das Schlachtfeld den Feinden überließ, die gleichwohl ihren Sieg theuer genug erkauften, indem sie ihren König Artemis, nebst vielen andern, im Treffen verloren.

Von Anganagen segelte die Flotte nach der Insel Palma; da es ihnen aber nicht möglich war, eine Landung zu Stande zu bringen, so entschlossen sie sich, nach Kanaria zurück zu kehren, um noch einmal ihr Glück zu versuchen, und ihre dort verlorne Ehre wieder zu gewinnen. Allein sie fanden bey ihrer Ankunft die Eingebornen in so großer Menge versammelt, ihnen Widerstand zu thun, daß sie nach Fuertaventura zurückkehrten. Auf dieser Expedition gab Betancour der Insel Kanaria den Beynamen Gran, oder Groß, den sie noch jezt führt.

Sechster Abschnitt.

Johann von Betancour's Expedition auf die Insel Gomera.

Betancour blieb nun einige Zeit in Fuertaventura, um seine Leute ausruhen, und von ihren Wunden heilen zu lassen. Nach seinem unglücklichen Unternehmen auf Kanaria, konnt' es ihm nicht einfallen, noch einmal daselbst sein Glück zu versuchen, weils ihm an Soldaten fehlte; um aber nicht müssig zu seyn, entschloß er sich einen Versuch auf irgend eine andre

Insel zu wagen. Zu diesem Ende nahm er alle Leute mit, die er in seinen Besazungen zu Lancerota und Fuertaventura entbehren konnte, und segelte nach der Insel Gomera, wo er in dem vornehmsten Hafen ohne Widerstand landete. Dies sezte ihn in große Verwunderung, und machte ihn wegen eines Hinterhalts besorgt. Er marschirte daher ganz langsam und mit größter Behutsamkeit ins Land hinein. Bald darauf sah er die Eingebornen sorglos und unerschrocken, aber ohne irgend ein Merkmal von Feindseligkeit, vielmehr mit Aeusserungen von Vergnügen und Freude, ihm entgegen kommen; gleichwohl waren sie mit Pfeilen, Lanzen, Schwerdtern Schilden und Bogen bewaffnet, welches ihn sehr in Verlegenheit sezte, und ihn noch besorgter machte, bis sie ihm endlich ganz nahe kamen, und einige von ihnen die Europäer in Spanischer Sprache anredten, welches sie in Erstaunen und angenehme Verwunderung sezte. Beyde Parteyen fiengen nun an, ganz frey und aufs freundschaftlichste mit einander umzugehen; und die Europäer wurden aufs höflichste von ihnen bewirthet. Dies Betragen der Gomeraner, die Fruchtbarkeit ihrer Insel, die Annehmlichkeiten ihres Klima, und ihr vortrefflicher Hafen, bewog den Betancour eine Zeitlang daselbst zu verweilen, um seine Leute auszuruhen und zu erquicken. Während seines Aufenthalts in Gomera lebten die Europäer und Eingebornen in der größten Harmonie, so daß diese die neuen Ankömmlinge aufs herzlichste einluden, sich unter ihnen niederzulassen. Betancour nahm diese Einladung mit Vergnügen an; er theilte das Land unter seine Leute aus, und entschloß sich, da er doch jezt seinem Vaterlande auf immer Lebewohl gesagt hatte, die übrige Zeit seines Lebens in der anmuthigen Insel Gomera zuzubringen.

Die

Die Ursach, warum die Europäer von den Eingebornen so gütig aufgenommen wurden, und warum einige der leztern so gut Spanisch verstanden und sprachen, erzählt man wie folget.

Etwa dreyßig Jahr vor Betancours Ankunft kamen einige Spanische Schiffe nach Gomera, unter dem Kommando eines gewissen Don Ferdinando, der an einem Orte landete, wo des Königes Bruder sich aufhielt. Die Eingebornen griffen die Spanier an, wurden aber geschlagen, und des Königs Bruder verlor dabey sein Leben. Hierauf marschirte Don Ferdinando weiter ins Land; so bald aber der König der Insel Amalvige, von dem Einfall der Fremden und dem Tode seines Bruders Nachricht erhielt, zog er die Eingebornen zusammen, und lieferte den Spaniern ein Treffen, welche geschlagen, und in einen Ort verfolgt wurden, der nur einen einzigen engen Eingang hatte, so daß sie sich nicht anders zurückziehen konnten, als wenn sie sich über die schroffen Felsen, die sie umringten, hinabstürzten; denn die Insulaner hatten den Eingang mit gefällten Bäumen versperrt, und bewachten ihn so scharf, daß die Spanier genöthigt waren, hier zween Tage ohne Essen und Trinken zuzubringen. Endlich fand Don Ferdinando Mittel, sich eine Unterredung mit dem Amalvige auszuwirken, worinn er dieses Königs mitleidige Gemüthsart so sehr zu rühren wußte, daß er Befehl gab, den Eingang zu öffnen, und die Fremdlinge in seine Residenz führte, wo er sie mit großer Gastfreundschaft bewirthete, und sie mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versorgte, so gut er konnte. Als Don Ferdinando zu seinen in dem Hafen zurückgelassenen Schiffen, zurückkehrte, machte er dem Amalvige verschiedne Geschenke, als Schwerdter, Schilde und andre Kriegsgeräthschaften, worauf die Eingebornen

einen großen Werth sezten, nahm darauf von seinem Wohlthäter Abschied, und segelte davon. Man sagt Amalvige habe sich, vor seiner Abreise bekehrt, und mit vielen seines Volks taufen lassen; er habe auch beym Abschiede den Ferdinando gebeten, Jemanden zurück zu lassen, der sie in ihrer neuen Lehre unterrichten könnte, worauf er ihm einen Priester gegeben, und bald selbst wieder zu kommen versprochen. Der Priester habe Don Ferdinando's Abreise nicht lange überlebt, aber sich doch in der kurzen Zeit bey den Eingebornen sehr beliebt gemacht, und viele derselben getauft. Ihm also soll Johann von Betancour seine gute Aufnahme in der Insel zu danken gehabt haben, weil er den Gomeranern die vortheilhafteste Meynung von den Spaniern beygebracht hatte.

Siebenter Abschnitt.

Etwas von den Sitten und Gewohnheiten der alten Gomeraner.

Die Eingebornen von Gomera waren von einer lebhaften Gemüthsart, von mittler Statur, sehr geschickt und behende im Angriff und Vertheidigen, und vortreffliche Schleuderer und Bogenschüzen, eine Kunst, worinn sie von Kindheit auf geübt wurden, denn es war der gewöhnliche Zeitvertreib der jungen Leute, kleine Steine und Pfeile auf einander zu werfen, denen sie selten durch Bewegung ihrer Füße, sondern blos durch Biegung des Körpers auswichen. In diesem Spiel waren sie so geschickt, daß sie die Steine oder Pfeile mit den Händen in der Luft aufzufangen pflegten. Wenn sie die männlichen Jahre erreichten, warfen sie dieselben mit Schleudern; in ihren Gefechten bedienten sie sich der nämlichen Waffen, wie die Eingebornen der andern Inseln, nämlich Stangen von hartem Holz, mit zugespizten Enden. Es hat

ver-

Stadtliche Bibliothek
Fürstenberg

verschiedne wegen ihrer Tapferkeit berühmte Männer unter ihnen gegeben, deren Ruf noch in ihren Liedern lebt. Der allerberühmteste unter denselben war Gralegueya. Folgende unglaubliche Geschichte erzählt man von ihm. Er schwamm einmal mit einigen Eingebornen nach einem Felsen in einiger Entfernung von der Küste, um Schalenfische zu sammlen. Da nun die Fluth wiederkam, und sie ans Land zurückkehren wollten, wurden sie durch einen großen Schwarm von Hayen, oder Seehunden, die um den Felsen herum spielten, abgeschreckt, sich ins Wasser zu wagen, nur Gralegueya nicht. Dieser (er war ein Mann von großem Körper und ungewöhnlicher Stärke,) stürzte sich ohne die geringste Furcht ins Meer, ergriff einen von diesen großen Fischen, hielt ihn fest zwischen seinen Armen, und tauchte mit ihm ins Wasser; unterdeß der Haye, welcher sich loszuarbeiten suchte, so gewaltig mit seinem Schwanze um sich schlug, daß die übrigen vor Schrecken entwichen, so daß seine Gefährten ohne Gefahr ans Ufer kamen; als Gralegueya sie in Sicherheit sah, ließ er den Fisch los, und kam selbst unbeschädigt ans Ufer.

Die Kleidung der Gomeraner war eine Art Mantel von Ziegenfellen, der ihnen bis an die Wade reichte; die Weiber aber trugen einen Rock, den sie Tahuyan nannten, und einen Kopfpuz, der bis auf ihre Schultern herabhieng, und sowohl als der Rock von Ziegenfellen gemacht, und künstlich gefärbt und bemalt war. Die rothe Farbe preßten sie aus der Wurzel eines Baums, den sie Taginaste, und die blaue aus einem Kraut, welches sie Pastil nannten. Alles übrige zwischen dem Kopfschmucke und dem Rocke war nackend. Wenn die Männer einen Streit hatten, der durch Kampf entschieden werden sollte, legten sie ihre Mäntel ab, wickelten eine Art von Binden um ihren Unterleib, und banden eine Art von gemalten

malten Turban um die Stirne. Ihre Schuhe waren von Schweinsleder.

Als Johann von Betancour nach Gomera kam, fand er die Insel, nach dem Tode des Königs Amalvige, in vier Theile abgetheilt, deren jeder sein Oberhaupt hatte.

Achter Abschnitt.

Johann von Betancour's Reise nach der Insel Hierro, und was ihm daselbst begegnete. Sitten und Gewohnheiten der Einwohner.

Nachdem Betancour in Gomera alles in Ordnung gebracht, segelte er nach der Insel Hierro oder Ferro. Als die Eingebornen die Schiffe mit ihren weißen Segeln herankommen sahen, erinnerten sie sich der Prophezeyung eines Mannes, Namens Nore, der vormals unter ihnen gelebt hatte, und für einen Wahrsager gehalten war. Dieser Mann berief auf seinem Sterbebette die Eingebornen zusammen, und sagte ihnen, nach seinem Tode, wenn sein Fleisch würde verwesen, und seine Gebeine in Staub zerfallen seyn, würde ihr Gott Eraoranzan in weißen Häusern auf dem Wasser zu ihnen kommen; er riethe ihnen also, ihm nicht zu widerstehen, oder vor ihm zu fliehen, sondern ihn anzubeten, weil er käme, ihnen Gutes zu thun. Die Eingebornen, welche großen Glauben auf seine Prophezeyungen sezten, begruben ihn an einem von ihren übrigen Todten abgesonderten Orte, damit man nachmals seine Gebeine von den ihrigen unterscheiden könnte. Da sie also jezt die Schiffe mit den weißen Segeln einher schwimmen sahen, glaubten sie fest, die Prophezeyung sey erfüllt, giengen daher zu dem Begräbniß des Nore, und fanden daselbst seine Gebeine in Staub zerfallen; worauf sie dann

voller

Staatliche Bibliothek
Regensburg

voller Freude an die Küste eilten, ihren Gott Eraoranzan zu empfangen.

Als Johann von Betancour in dem Hafen ankerte, sezte er seine Leute mit großer Behutsamkeit ans Land, aus Furcht vor den Insulanern, die in großer Menge an die Küste eilten, überwältigt zu werden. Da er aber fand, daß sie unbewaffnet waren, und keine Merkmale von Feindseligkeiten äusserten, näherte er sich ihnen, und ward mit allen möglichen Freudens- und Freundschaftsbezeugungen empfangen. Die Eingebornen führten die Europäer in ihre Häuser, und bewirtheten sie mit dem Besten, was in ihrem Vermögen war. Nachdem also Betancour in Hierro Fuß gefaßt hatte, dankte er Gott für sein Glück, und daß kein Blut bey dieser Gelegenheit vergossen worden. Er verweilte hier einige Tage, um seine Leute auszuruhen, und kehrte dann nach Fuertaventura zurück, indem er in Hierro eine vermischte Besazung, die aus Biskayern, Franzosen und Niederländern bestand, unter dem Kommando eines gewissen Biskayers, Namens Lazaro, zurückließ. Diesem gab er gemeßnen Befehl, mit den Eingebornen gütig umzugehen, und sich alle mögliche Mühe zu geben, sie in dem Glauben und der Lehre der Römischen Kirche zu unterrichten.

Die Eingebornen von Hierro waren von mittlerer Statur und von melancholischer Gemüthsart; denn alle Lieder waren ernsthaften Inhalts, und hatten eine langsame klagende Melodie, nach welcher sie in einem Kreise mit zusammengefügten Händen tanzten, und dabey dann und wann Paarweise aufhüpften, und zwar so genau, daß es schien, als wären sie zusammengebunden: diese Art zu tanzen ist in Hierro noch gebräuchlich. Sie wohnten in großen zirkelförmigen mit Mauren von trocknen und ohne Mörtel oder Kalk zusammengefügten Steinen umgebenen Plätzen, deren

eder

Staatliche Bibliothek
Regensburg

jeder nur einen engen Eingang hatte. An der inneren Seite richteten sie Stangen oder Balken gegen die Mauer auf, so daß das eine Ende an der Spize der Mauer, und das andre, in beträchtlicher Entfernung von dem Fuß derselben, auf dem Boden ruhte; diese bedeckten sie mit Baumzweigen, Farrenkraut, u. d. gl. Jeder dieser Pläze enthielt etwa zwanzig Familien. Eine Streue von Farrenkraut, worüber sie Ziegenfelle ausbreiteten, war ihr Bette; und zur Decke gebrauchten sie zubereitete Ziegenfelle, um sich warm zu halten, weil die Insel sehr bergigt, und folglich der Kälte und dem Winde ausgesezt ist.

Ihren neugebornen Kindern gaben sie, ehe die Mutter ihnen die Brust reichte, Farrenkrautwurzel, geröstet, gemahlen, und mit Butter vermischt; jezt aber geben sie ihnen, statt dessen, geröstetes und mit zerriebenen Käse vermischtes Gerstenmehl. Ihre Nahrung war Ziegen- Schaaf- und Schweinefleisch; sie hatten auch einige Wurzeln von der Art, welche die Spanier Batatas nennen. Weizen, Gersten, oder anderes Getraide, hatten sie gar nicht. Ihr Brod machten sie von Farrenkrautwurzeln, und nannten es Aran; dies, nebst Milch und Butter, war ihre vornehmste Speise; die erstere nannten sie Achemen, und die leztere Akula'n. Ihr gewöhnliches Getränk war Wasser, welches sie Ahemon nannten.

Ihre Kleidung machten sie aus Thierhäuten. Die Männer trugen eine Art von Mantel, der aus drey Schaffellen zusammengenähet war. Im Winter kehrten sie die wollige Seite ein- und im Sommer auswärts. Die Weiber trugen, außer dem Mantel, einen Rock, der bis an die Mitte der Beine reichte. Sie näheten diese Felle mit Riemen zusammen, die so fein waren, als Zwirn; statt der Nadeln bedienten sie sich kleiner zugespizter Knochen. Auf dem Kopfe trugen sie nichts, und ihr langes Haar

banden sie in einer Menge schmaler Flechten auf. Ihre Schuhe waren von rohen Ziegen- oder Schaffellen zuweilen aber auch von Schweinshäuten.

Sie standen alle unter Einem König, und hatten daher nie Anlaß, Krieg zu führen; daher es ihnen auch an allen kriegerischen Waffen fehlte. Sie pflegten freylich lange hölzerne Stangen zu tragen; aber diese gebrauchten sie bloß auf ihren Wanderungen von einem Ort zum andern, weil das Land so felsigt ist, daß man oft genöthigt ist, von einem Stein auf den andern zu springen. Jeder Mann hatte nur ein Weib; übrigens waren sie bey ihren Heirathen gar keinen Gesezen oder Regeln unterworfen (außer daß keiner seine Mutter oder Schwester heirathen durfte); denn jeder Mann nahm das Frauenzimmer, welches ihm am besten gefiel, und dessen Einwilligung er erhalten konnte, ohne die geringste Rücksicht auf Stand oder Adel; hierinn war alles, den König ausgenommen, gleich; den einzigen Unterschied zwischen ihnen machte das Vermögen, welches in Heerden bestand. Es war Gebrauch, daß der Mann, wenn er sich eine Frau gewählt hatte, ihrem Vater nach seinem Vermögen ein Geschenk von Vieh machte, als eine Erkenntlichkeit für seinen guten Willen, ihm seine Tochter zu überlassen. Der König empfieng keinen bestimmten Tribut von seinen Unterthanen; sondern jeder machte ihm ein Geschenk von Schafen, u. s. w. nach seinem Vermögen oder Belieben, denn keiner war verbunden, ihm das geringste zu geben. Wenn sie einen Schmaus anstellten, welchen sie Guatatiboa nannten, so schlachteten sie eins oder zwey fette Lämmer, nach der Anzahl der Gäste, und brieten sie ganz. Diese legten sie auf die Erde, sezten sich in einem Kreise herum, und stunden nicht eher auf, als bis sie alles verzehrt hatten. Diese Art von Schmäusen sind noch unter ihren Nachkommen gebräuchlich. Wenn jemand krank

wurde, so rieben sie den Leib des Patienten überher mit Schafsmark und Butter, und deckten ihn dann wohl zu, um ihn warm zu halten, und die Transpiration zu befördern; hatte sich aber jemand verwundet, so brannten sie den leidenden Theil, und beschmierten ihn dann mit Butter.

Ihre Todten begruben sie in Höhlen; und wenn der Verstorbene reich war, so begruben sie ihn in seinen Kleidern; sie legten ein Brett zu seinen Füßen, die Stange, womit er zu reisen pflegte, zu seiner Seite, und verschlossen dann den Eingang der Höhle mit Steinen, damit die Raben ihn nicht fressen konnten. Sie bestraften keine andre Verbrechen, als Mord und Diebstahl. Der Mörder ward auf die nämliche Art hingerichtet, als er selbst den Verstorbenen getödtet hatte. Dem Diebe stach man für den ersten Diebstahl das eine, und für den zweyten das andre Auge aus; und zwar aus dem Grunde, damit er künftig zum Stehlen nicht sehen könnte. Eine besondere Person war dazu gesezt, in solchen Fällen das Scharfrichter Amt zu vollziehen. Sie verehrten zwo Gottheiten, eine männliche und eine weibliche. Die männliche hieß Eraoranzan, und wurde von den Männern, die andre Moneyba, und wurde von den Weibern verehrt. Sie hatten keine Bildnisse dieser Gottheiten, und opferten ihnen auch nicht, sondern beteten bloß zu ihnen in Zeiten der Noth, und das war, wenn sie Regen wünschten, damit das Gras zum Unterhalt ihres Viehes wachsen mögte. Die Eingebornen bildeten sich ein, wenn ihre Götter geneigt wären, ihnen Gutes zu thun, so kämen sie auf die Insel, und stellten sich auf zwey große Steine oder Felsen, die sich an einem Orte befinden, den sie Ventayka nannten, der aber jezt los Antillos de los Antiguos heißt; hier nähmen sie die Bitten des Volks an, und kehrten dann in den Himmel zurück. Im Winter, wenn sie

durch lang anhaltendes trockenes Wetter in große Noth kamen, und ihre Gebete nicht erhört wurden, versammelten sie sich in Ventayka mit ihrem Vieh, und fasteten daselbst drey Tage und drey Nächte, indem sie weinten und wehklagten, und auch ihre Heerden aus Mangel an Nahrung ein Geschrey machten. Brachte alles dies noch keinen Regen, so schickten sie einen Mann, den sie für einen Heiligen hielten, zu einer Höhle, Namens Atecheita, wo er die Götter anrief, ihnen einen Mittler zu senden, worauf ihm dann der Mittler, den sie Araujaibo nannten, in Gestalt eines Ferkels erschien. Der Heilige nahm das Thier unter seinen Mantel, und trug es zu den in Ventayka versammleten Eingebornen. Sie giengen alsdann mit ihrem Vieh, heulend und wehklagend, in Procession um die beyden vorerwähnten Felsen. Unser Autor sagt, es habe dann gleich darauf geregnet, und weiß dies nicht anders zu erklären, als daß das Thier, welches ihnen erschien, der Teufel gewesen, der durch seine große Naturkenntniß und Macht den Regen hervorgebracht. Dies habe er gethan, um die Eingebornen zu verblenden, und in seinem Dienst festzuhalten. Wenn es genug geregnet hatte, ließen sie das Thier gehen, welches dann in Gegenwart des ganzen Volks in die Höhle zurückkehrte. Da die Hierroner zur Römischen Religion bekehrt waren, riefen sie anfänglich Christum und die Jungfrau Maria nicht anders, als unter den Namen Eraoranzan und Moneyba, an.

Neunter Abschnitt.

Was sich, nach Betancour's Abreise, zu Hierro zugetragen. Sein Unternehmen auf Kanaria.

Ungeachtet des guten Raths, den Betancour dem Lazaro, welchen er als Befehlshaber in Hierro zurückließ, gegeben hatte, betrug sich dieser doch auf eine

eine ganz entgegengesezte Art. Sowohl er, als seine Soldaten, begegneten den Eingebornen mit der größten Ausgelassenheit, indem sie sich unanständige Freyheiten gegen ihre Weiber und Töchter herausnahmen, ja sich ihrer mit Gewalt bemächtigten. Dies reizte die ansehnlichsten Dörfer der Insel zur Empörung. Lazaro begab sich darauf zu den Vornehmsten, um mit ihnen zu unterhandlen, und sie zur Unterwürfigkeit zurückzubringen; aber ein junger Mann von den Eingebornen, der vermuthlich von ihm beleidigt war, sprang auf ihn zu, und versezte ihm verschiedne Stiche mit einem Messer, daß er todt niederfiel; und dies so schnell, daß es seinen Soldaten nicht möglich war, ihm zu helfen. Als Betancour dies erfuhr, schickte er einen andern Gouverneur nach der Insel, mit Vollmacht, die Ursach der Empörung zu untersuchen, und die Schuldigen zu strafen. Dieser fand, daß die Empörung einzig durch das ausschweifende Betragen des Lazaro und seiner Leute veranlasset worden, und daß die Eingebornen ganz ohne Schuld waren; worauf er dann zween Officiere enthaupten, und drey von den Gemeinen, die sich am unordentlichsten aufgeführt hatten, hängen ließ. Die Eingebornen kehrten darauf willig zu ihrem Gehorsam gegen die Europäer zurück; und gewiß mußte ein solches Beyspiel von Unpartheylichkeit und Gerechtigkeit die Eroberung mehr befestigen, als wenn man die Besiegten durch ungebührliche Gewaltthätigkeit und Härte in Furcht zu erhalten suchte.

Nachdem also Johann von Betancour die vier Inseln, Lancerota, Fuertaventura, Gomera und Hierro, erobert, die Eingebornen bekehrt, und alles auf einen ordentlichen Fuß gesezt hatte, war er nunmehr, nachdem er sich etwas ausgeruhet, ernstlich darauf bedacht, seine Ehre, welche seiner Meynung nach durch den unglücklichen Angriff auf Kanaria be-

fleckt war, zu retten, und sich an den Eingebornen wegen des Verlusts so vieler tapfern Soldaten, die ihr Leben dabey eingebüßt hatten, zu rächen.

Er musterte demnach im November 1406 alle seine Truppen, schiffte sich mit denselben ein, und segelte nach Kanaria ab. Aus Furcht aber, daß die Einwohner seine Schiffe wahrnehmen mögten, näherte er sich der Küste nicht eher, als am Abend, da er mit Hülfe der Nacht in dem Hafen Gando Anker warf, seine Leute in aller Stille ans Land sezte, einige Haufen in Hinterhalt legte, und sich zum Angriff bey Tagesanbruch anschickte. Da indeß die Kanarier, seit dem ersten Angriff auf ihre Insel, beständig auf ihrer Hut gewesen waren und nach dem Feinde ausgesehen hatten, (und man kann von den Gipfeln der hohen Kanarischen Berge in großer Entfernung Schiffe sehen), so sah er alle seine Entwürfe vereitelt; denn die Kanarier hatten schon den Abend vorher seine Flotte entdeckt, und waren bereit, diese Störer ihrer Ruhe sehr warm zu empfangen. Als daher die Europäer sich in der Nacht ausschifften, beobachteten sie unbemerkt, alle ihre Bewegungen; und nachdem sie Gegenhinterhalte gelegt hatten, gaben sie durch ein großes Geschrey das Zeichen zum Angriff, und fielen plözlich die Europäer mit solchem Ungestüm an, daß sie in die Flucht geschlagen, und eine große Menge getödtet und verwundet wurden. Ohne Betancours Gegenwart des Geistes, womit er seine Leute zum Rückzuge wieder in Ordnung brachte, ohne den Muth und die gute Disciplin seiner Truppen, wäre keiner von ihnen davongekommen; und bey allem dem erreichten sie nicht ohne die größte Schwierigkeit ihre Schiffe. Diese Niederlage nöthigte Betancouren, wider seinen Willen, mit seinen Truppen nach Lancerota und Fuertaventura zurückzukehren, wo er eine Zeitlang verweilte, untröstlich über sein schlechtes Glück, ungeachtet sich das

Volk

Volk alle mögliche Mühe gab, seinen Kummer zu zerstreuen, so sehr grämte er sich über diese Niederlage. Aber die Zeit, welche alles überwindet, überwand auch seinen Gram, und zerstreuete ihn endlich gänzlich, so daß er auf Mittel zu denken anfieng, wie er seinen Verlust und Schimpf wieder gut machen könnte. Nach vielem Ueberlegen und hin und her denken, entschloß er sich endlich, noch einmal nach Spanien zu gehen, und bey dem König von Kastilien, Don Heinrich III, dessen Unterstüzung ihn in den Stand gesezt hatte, die Inseln Fuertaventura, Gomera und Hierro zu erobern, um Hülfe nachzusuchen; seine vielen Verbindungen und angesehenen Verwandten an dem Hofe von Kastilien ließen ihn um desto eher einen glücklichen Erfolg hoffen. Er ließ daher die Vornehmsten der vier Inseln, sowohl Eingeborne als Europäer, zu sich kommen, eröffnete ihnen umständlich seine Absicht, wegen seiner Reise nach Spanien, und seines Vorhabens, die andern drey Inseln, vornehmlich Kanaria, zu erobern, und sagte ihnen zugleich, daß er binnen kurzem mit einer großen Verstärkung von Leuten, Geld, Schiffen und andern Bedürfnissen zurückzukehren hoffe: überdem versprach er ihnen, nach Rom zu gehen, und den Pabst zu bitten, daß er ihnen einen Bischoff, für das Heil ihrer Seelen Sorge zu tragen, schicken mögte. Vor allen Dingen empfahl er ihnen, während seiner Abwesenheit in Freundschaft und Eintracht unter einander, und mit den Eingebornen in Friede zu leben, wozu er ihnen einige nöthige Verhaltungsregeln gab. Zu gleicher Zeit machte er ihnen bekannt, daß er gesonnen sey, seinen Neffen, Mason von Betancour, in seiner Abwesenheit zum Gouverneur der Inseln zu bestellen, da er von seiner Klugheit und seinem Wohlwollen gegen sie Alle, und daß er Jeden nach seinem Vermögen schüzen und befreunden würde, versichert sey. Er machte darauf ei-

ne Vertheilung des Landes, wobey er den fünften Theil des Ertrags der vier Inseln für sich behielt; zugleich aber den Europäern, die ihm bey Eroberung derselben beygestanden hatten, erklärte, daß er nicht eher, als nach Verlauf von neun Jahren, das geringste von ihren gegenwärtigen Besizungen verlange. Diese Ausnahme sollte eine Belohnung seyn für ihre Treue und die Beschwerden, die sie in seinem Dienst ausgestanden hatten. Dem Mason von Betancour trat er den dritten Theil seines Fünften von den Einkünften der Insel ab, und erklärte ihn zum einzigen Erben des Ganzen nach seinem Tode. Er gab ihm Befehl, zwo Kirchen zu erbauen, eine in Lancerota, in dem Thal und Dorf Teguis, welche St. Maria von Betancour heißt; und die andre in Fuertaventura, die Kirche zu St. Marien genannt, wovon das Thal und das Dorf ihren Namen haben.

Nachdem also Betancour das Gouvernement der eroberten Inseln in Ordnung gebracht hatte, sammlete er so viel Orchilla, *) Ziegenfelle, Kalg und Sklaven, als er nur bekommen konnte, belud damit drey Schiffe, und segelte nach Spanien ab. Er kam glücklich in dem Hafen St. Lucar de Baremeda an, wo er einige Zeit ausruhete, und sich dann an den Hof von Kastilien verfügte. Hier ward er, von der Königinn Katharine, Heinrichs III. Wittwe, und dem Infanten Don Ferdinando, welche damals über den jungen Prinzen Don Juan die Vormundschaft führten, sehr gnädig empfangen. Sie hörten mit großem Vergnügen seine Erzählung von den Kanarischen

*) Ein Kraut, welches an den Felsen der Seeküste der Kanarischen Inseln, und andern Orten des nämlichen Himmelstrichs wächst. Wir werden es an seinem Orte beschreiben.

schen Inseln und seinen dortigen Begebenheiten an. Sie versprachen ihm ihren Beystand zu Eroberung der übrigen, machten ihm viel ansehnliche Geschenke, und versahen ihn, auf ihre eigne Kosten, mit einer Equipage und allen übrigen Erfodernissen zu seiner Reise nach Rom. Nachdem er sich einige Zeit in der Stadt Rom verweilt und alle ihre Merkwürdigkeiten besehen hatte, begab er sich nach Avignon, um dem Pabst Benedikt XIII. seine Aufwartung zu machen, welcher, auf seine Bitte, einen Bischof für die Kanarischen Inseln, unter dem Titel Bischof von Rubikon, ernannte. Dieser war ein gewisser Franziskanermönch, Namens Albert, aus Sevilla in Spanien gebürtig, und ein Bruder des Guillen Peraza, von dem wir in der Folge reden werden. Von Avignon begab sich unser Abendtheurer nach seinem Size Betancour in der Normandie, um seine Verwandten zu besuchen, und einige Streitigkeiten mit seinem Bruder Reynald de Betancour, wegen seiner Güter in diesem Lande, beyzulegen. Von da gieng er nach Granville, wo er krank ward und 1408, in einem Alter von siebzig Jahren starb, von denen er achte mit der Eroberung der glückseligen Inseln zugebracht hatte. Sein Leichnam ward in der großen Kapelle zu Granville beygesezt, und da er keine Kinder hatte, fielen seine Güter in der Normandie an seinen Bruder Reynald von Betancour.

Zehnter Abschnitt.

Pedro Barbo de Campos geht nach den Kanarischen Inseln; und was darauf erfolgt.

Nach Johann von Betancours Abreise, regierte Mason von Betancour die Inseln eine Zeitlang mit vollkommner Zufriedenheit der Eingebornen, die ihm in allen Stücken nicht anders gehorchten, als sei-

nem

nem Onkel selbst, dessen Rückkehr mit einer mächtigen Flotte sie täglich erwarteten. Als aber Mason von Betancour seinen Tod erfuhr, veränderte er sein Betragen gegen die Eingebornen, (denn er betrachtete sich jezt als einzigen Herrn und Befehlshaber der Inseln,) und fieng an sie despotischer zu beherrschen, als je sein Onkel, oder er selbst, bisher gethan hatte. Indessen waren die Eingebornen klug genug, einzusehen, daß die große Gewalt, die er sich anmaßte, nur auf schwachen Gründen beruhe; denn sie hatten gehört, daß Johann von Betancour gestorben, und daß es ungewiß sey, ob die erwartete Verstärkung aus Europa kommen würde. Sie faßten daher Muth, sich ihm in einigen seiner eigenmächtigen Proceduren zu widersezen. Betancour ward hierüber aufgebracht, und argwöhnte, daß die Eingebornen mit einem bösen Vorhaben gegen ihn umgiengen. Er begegnete ihnen daher noch strenger und härter, in dem falschen Wahn, daß ein solches Betragen das kräftigste Mittel seyn würde, sie im Gehorsam zu erhalten. Unterdessen machte er verschiedne Landungen auf die unbezwungenen Inseln, bloß um Gefangene zu machen, die er nach Spanien schickte und als Sklaven verkaufen ließ. In allem diesen widersezte sich ihm der Bischof, welcher sich an seinen Bruder an dem Kastilianischen Hofe wandte, und sich über sein schlechtes Verhalten und seine üble Behandlung der Eingebornen beklagte. Dieser richtete seinen Auftrag so gut aus, daß er dem Mason von Betancour durch scharfe Anklagen an diesem Hofe viel zu schaffen machte. Endlich kam die Sache dem Infanten Don Ferdinando und der Königinn Katharine zu Ohren, denen es sehr misfiel, daß ihren neuen Unterthanen auf den Kanarischen Inseln so übel begegnet worden. Sie bevollmächtigten daher den Grafen von Niebla, Don Heinrich von Guzman, in möglichster Eile die Sache zu untersuchen, und

den Beleidigten Recht zu verschaffen. Der Graf rüstete also fünf Schiffe aus, die mit Verstärkungen und Bedürfnissen aller Art nach den Inseln abgehen sollten, und übergab das Kommando derselben dem Pedro Barba de Campos, einem der Vier und zwanziger von Sevilla. *)

An dem Kastilianischen Hofe befand sich um diese Zeit ein gewisser Hernand Peraza, der auch einer der Vier und zwanziger von Sevilla war, und einigen Anspruch an die Kanarischen Inseln hatte. Es war sein Vater, der in Lancerota landete, und den König Guanarame und seine Gemahlinn Tinguafoya nach Spanien brachte, und von dem König von Kastilien, Heinrich III, im Jahr 1395 eine Concession auf die Eroberung der Inseln erhielt. Dieser Concession zufolge suchte Hernand Peraza jezt seine Ansprüche geltend zu machen, die aber keine günstige Aufnahme am Hofe fanden. Gleichwohl beredte sein Schwiegersohn, Guillen Peraza, damaliger Alkalde Major von Sevilla, den Pedro Barba de Campos, daß er einen Versuch machen mögte, die Inseln von dem Mason von Betancour zu erhandeln. Eben dies rieth ihm die Königinn und der Graf von Niebla. Mit diesen Instruktionen segelte er von St. Lukar de Barameda ab, und

*) Die Vier und zwanziger von Sevilla, Korduba, oder irgend einer andern großen Stadt in Spanien, sind Edelleute, die ein Erbrecht haben, die bürgerliche, oder vielmehr ökonomische Regierung der Provinz oder Hauptstadt, zu welcher sie gehören, zu verwalten, und sind gewöhnlich die Repräsentanten der Provinz. Wo ich nicht irre, erwarben ihre Vorfahren sich dieses Recht, durch ihr tapferes Verhalten bey Eroberung dieser Städte von den Mauren, und dann auch wegen der großen Kosten, die sie aufwenden mußten, zu diesem Zwecke Truppen anzuschaffen und zu unterhalten.

und kam zu Lancerota an; ward aber vom Betancour, der alle seine Truppen an die Küste zog, um sich ihm zu widersezen, an der Landung verhindert. Pedro Barba wollte nicht Gewalt gebrauchen, weil er sah, daß es viel Blut kosten würde, und suchte daher, durch Vermittelung einer dritten Person, die Sachen in Freundschaft beyzulegen. Nach vielen Bitschaften zwischen ihm und dem Betancour, willigte endlich der leztere darein, mit dem Pedro Barba nach Spanien zurückzukehren, um dort sein Verhalten zu rechtfertigen. Sie giengen demnach unter Segel, und kamen nach einer kurzen Fahrt zu St. Lukar an, wo Betancour dem Grafen von Niebla, dem der Hof die Untersuchung seiner Sache aufgetragen hatte, seine Aufwartung machte, und von der Anklage, die man gegen ihn vorgebracht hatte, frey gesprochen wurde. Er ließ sich darauf von dem Grafen bereden, ihm die Inseln gegen eine gewisse Summe zu verkaufen, wobey er sich jedoch das Gouvernement derselben auf Lebenszeit vorbehielt. Vermüthlich hatte er seine Lossprechung größentheils diesem Handel zu danken. Der Kontrakt darüber wurde im Jahr 1418, mit Bewilligung des Königs Don Juan II. geschlossen. Nachdem er unterzeichnet war, rüstete der Graf von Niebla die Schiffe aus, die er zu Eroberung der unbezwungenen Inseln für nöthig hielt, und schickte sie unter Betancour's Kommando nach Lancerota. Als er daselbst angekommen war, machte er verschiedne Versuche, die übrigen Inseln zu bezwingen, die aber alle unglücklich ausfielen, und ihm sehr theuer zu stehen kamen. Es reuete ihn nun, daß er ein so mühsames und uneinträgliches Geschäft, als das Gouvernement dieser Inseln war, übernommen hatte, und was ihm noch mehr Ursach dazu gab, war, daß die Eingebornen und Europäischen Einwohner, die von dem Bischof in ihrer Widersezlichkeit gegen ihn bestärkt wurden,

ihm

ihm täglich mehr zu schaffen machten. Diese Widerwärtigkeiten brachten ihn zu dem Entschluß, diese Inseln zu verlassen, und sich auf die Insel Madeira zu begeben. Hier ließ er sich also nieder, und verheirathete seine Tochter, Donna Maria de Betancour, an den Ludwig Gonzales Decama, General-Kapitain der Insel. Da diese Dame ohne Kinder verstarb, so erbten seine Vettern, Heinrich und Jasper von Betancour, seine Güter in Madeira.

Ungeachtet Mason von Betancour die Kanarischen Inseln bereits an den Grafen von Niebla verkauft hatte, so verkaufte er sie doch noch einmal an den Infanten Don Heinrich von Portugall, der ihm einige Güter in der Insel Madeira dafür gab. Dies gab nachher zu einem Streit zwischen den Kastilianischen und Portugiesischen Höfen Anlaß.

Don Heinrich von Guzman, der also jezt Herr der Kanarischen Inseln war, schickte verschiednemal eine Anzahl von Schiffen, Soldaten, Kriegsbedürfnissen, u. s. w. ab, die noch unbezwungenen zu erobern. Diese Expeditionen kosteten ihn große Summen Geldes, die ihm nichts einbrachten; und die Insulaner vertheidigten sich mit so großer Entschlossenheit und Tapferkeit, daß mans fast für unmöglich hielt, sie zu bezwingen. Er hatte jezt wenig Muße, an die Angelegenheiten der Kanarischen Inseln zu denken, da er in dem Kriege gegen die Mauren in dem Königreich Granada rühmlichere Beschäfftigungen hatte. Dies bewog ihn, die Inseln dem Guillen Peraza zu schenken, auf dessen Bitte er sie von dem Mason von Betancour gekauft hatte, und wirkte dazu die Bestätigung des Hofes aus. Guillen Peraza gieng hierauf nach Lancerota, und besuchte von da aus die übrigen Inseln; er machte einen gewissen Antonio Luicado de Franquis, einen Genueser, zum Gouverneur von

Lancerota und Fuertaventura, und nachher einen gewissen Tenorio, einen Bürger von Sevilla, zum Gouverneur von Gomera und Hierro. Nachdem er noch einige andere Befehlshaber ernannt, und das Gouvernement der Insel in Ordnung gebracht hatte, kehrte er nach Sevilla zurück, wo er kurz darauf starb. Sein Erbe war sein Neffe, Guillen Peraza, ein junger Mann, und einer der Vier und zwanziger von Sevilla. Dieser, voll Ehrbegierde, etwas seiner Vorfahren würdiges zu unternehmen, entschloß sich, gleich nach den Kanarischen Inseln abzugehen, und diejenigen, die noch nicht bezwungen und bisher so unglücklich angegriffen waren, zu erobern. Zu diesem Ende rüstete er zu Sevilla drey Schiffe aus, in denen er sich mit zwey hundert Bogenschüzen nach Lancerota und Fuertaventura einschiffte, wo er ankam, noch drey hundert Mann mehr anwarb, und dann mit seiner ganzen Macht nach Gomera, und von da nach der Insel Palma segelte. Hier landete er in dem Distrikt eines gewissen Tifuya, welcher die Beschüzung dieses Theils der Insel gegen die Einfälle der Europäer seinem Bruder Chenauko aufgetragen hatte. Dieser zog gleich nach der Ankunft des Guillen Peraza seine Leute zusammen, und noch ein Befehlshaber eines andern Distrikts, Namens Dutinamara, stieß zu ihm. Sobald Guillen Peraza seine Truppen ausgeschifft hatte, marschirt' er ins Land, welches sehr hoch und felsigt ist. Da seine Leute solcher rauhen Wege nicht gewohnt waren, so mußten sie vieles ausstehen, und die Eingebornen, die mit größter Behendigkeit und Leichtigkeit von einem Felsen auf den andern sprangen, (wozu sie von Kindheit auf gewöhnt waren,) sezten den Spaniern in diesen engen Päſſen so heftig zu, daß sie genöthigt wurden, sich zurück zu ziehen. Guillen Peraza brachte seine Leute wieder in Ordnung, um den Feind zurück zu schlagen, ward aber von einem Steine getroffen,

der

der ihn todt zur Erde niederstreckte. Dies benahm seinen Truppen den Muth so sehr, daß sie die Flucht ergriffen, und sich mit ansehnlichem Verlust wieder einschifften; gleichwohl trugen sie den Leichnam ihres Generals davon, und brachten ihn nach Lancerota, wo er mit großem Wehklagen begraben wurde.

Guillen Peraza hatte eine Schwester, Namens Donna Ignes Peraza, ein Frauenzimmer von großer Tugend und Schönheit, die ihr Vormund mit einem gewissen Diego von Herrera, einem der Vier und zwanziger von Sevilla, verheyrathete, welcher also, vermöge dieser Heirath, im Jahr 1444 Herr der Kanarischen Inseln wurde. Gleich nach der Hochzeit rüstete er drey Schiffe aus, und gieng mit seiner Gemahlinn, und in Begleitung vieler andern Herrn und Damen, deren verschiedne seine Verwandten waren, von St. Lukar de Barameda nach den Inseln ab. Sie kamen bald zu Lancerota an, wo Diego von Herrera mit seiner Gemahlinn eine Zeitlang verweilte, und dann die übrigen der eroberten Inseln besuchte, um die Verwaltung der Gerechtigkeit zu untersuchen, und die Bekehrung der Eingebornen zur Römischen Kirche zu befördern. Sie wurden mit großer Ehrerbietung von den Einwohnern empfangen, und nach bestem Vermögen von ihnen bewirthet.

Eilfter Abschnitt.

Wie Diego von Herrera sich der Insel Kanaria bemächtigt.

Diego von Herrera war erst sieben und zwanzig Jahr alt, als er diese Expedition unternahm. Nachdem er sich eine Zeitlang in den Inseln aufgehalten, und die nöthigen Einrichtungen wegen des Gouvernements gemacht hatte, that er verschiedne Landungen auf die Küste der Barbarey und die unbezwungenen

In-

Inseln. Den hartnäckigsten Widerstand fand er immer auf der Insel Kanaria, von welcher er oft mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Da er also sahe, daß er hier mit Gewalt seinen Zweck nicht erreichen würde, entschloß er sich, einen Versuch zu machen, was vielleicht durch ein friedliches Verfahren bey den Eingebornen auszurichten sey. Zu diesem Ende begab er sich mit einigen Schiffen und Barken im August 1461, nach dem Hafen Isletas, in Begleitung des Bischoffs von Rubikon, des Statthalters der Inseln, und vieler andern von den Vornehmen, auch einiger Leute, welche die Kanarische Sprache verstanden und sprachen. Als die Eingebornen die Schiffe sahen, machten sie, ihrer Gewohnheit gemäß, durch die ganze Insel Lärm, und kamen in großer Menge zum Hafen, worauf der Bischoff ihnen zu verstehen gab, daß man nicht in feindlicher Absicht, sondern vielmehr um Frieden zu machen, und mit ihnen zu handeln, gekommen sey. Hiermit waren sie so wohl zufrieden, daß sie den Spaniern erlaubten, unbewaffnet ans Land zu kommen, wo sie einige Tage blieben, und Geschenke gaben und annahmen. Die beyden Guanartemes, oder Könige, von Telde und Galdar kamen und bezeugten dem Diego von Herrera ihre Ehrerbietung, welcher darauf, in Gegenwart der Guanartemes, des Bischoffs und aller seiner übrigen Begleiter, förmlichen Besiz von der Insel nahm. Dies geschah am 16ten August 1461. Nach dieser Cärimonie, deren Bedeutung die Eingebornen vermuthlich nicht verstanden, kehrte Diego mit seiner Flotte nach Lancerota zurück, höchst vergnügt über den glücklichen Erfolg seiner Expedition.

Im folgenden Jahr gieng der Bischoff, Don Diego Lopez de Ylleſcas, getrieben von brennendem Eifer, seine zerstreuten Schaafe zu Kanaria in die Hürde der Römischen Kirche zu sammlen, nach Kanaria hinüber, beglei-

begleitet von dem Hauptmann und Gouverneur der Insel, Alonzo Cabrera Solier, mit drey hundert Mann, und ankerte in dem Hafen Gando, wo die Eingebornen sich versammleten, und ihnen durchaus nicht erlauben wollten, sich auszuschiffen. Der Bischof bemühte sich, sie durch schöne Worte und freundliches Zureden zum Nachgeben zu bringen, aber vergebens: sie sagten ihm, sie würden auf keine Weise gestatten, daß bewaffnete Leute auf ihrer Insel landeten; wenn die Europäer etwas nöthig hätten, so dürften sies nur sagen, und sie würden ihnen alles herbringen, was sie verlangten; bestünden sie aber auf ihrem Vorsaze, zu landen, so wären sie bereit, sich mit Gewalt zu widersezen, und ihnen ein Treffen zu liefern. Die Europäer, welche die Stärke und Entschlossenheit der Eingebornen sahen, hielten es fürs klügste, nach Lancerota zurück zu kehren.

Im Jahr 1464 giengen Diego von Herrera und der Bischof noch einmal nach Kanaria, fanden aber die ganze Insel in den Waffen, und wagtens daher nicht zu landen, sondern begaben sich nach Teneriffa, und ankerten zu Bufadero, wo die Eingebornen ebenfalls Anstalt machten, sich ihrer Landung zu widersezen; als aber Diego und der Bischof sie versicherten, daß sie blos kämen, mit ihnen Freundschaft zu machen und zu handeln, wurden sie bald besänftigt, und erlaubten ihnen mit Freuden, ans Land zu kommen. Der Bischof fieng gleich an von Bekehrung mit ihnen zu sprechen, unterdeß Diego förmlich Besiz von der Insel nahm. Man sagt, dies sey mit Bewilligung der Eingebornen geschehen; aus dem aber, was sich nachmals zutrug, wird man sehen, daß sie die Bedeutung der Cerimonie nicht verstanden. Die Europäer bemerkten bey dieser Gelegenheit die große Menge, die sich versammlet hatte, ihre Landung zu verhindern, und sahen, daß jezt durch Gewalt nichts

auszurichten sey; weshalb sie denn klüglich wieder einschifften, und nach Lancerota zurückkehrten. Der Bischoff nahm von Teneriffa einen jungen Menschen mit, den er bald nachher zur Römischen Kirche bekehrte, und ihn unter dem Namen Anton taufte. Dieser Jüngling wurde ein sehr eifriger Verehrer der Jungfrau Maria, und war der erste, welcher den Europäern von ihrem Bilde, das sich zu Teneriffa befand, Nachricht gab. Denn da er einst mit dem Diego de Herrera zwischen den Inseln kreuzte, entwischte er ihm zu Teneriffa, und lief nach Hause, um seine Verwandten und Freunde nach so langer Trennung einmal wiederzusehen. Bey seiner Ankunft belehrte er sie, daß das Bild, welches sie auf der Insel hätten, die Mutter dessen, der Himmel und Erde erhalte, vorstelle. Die Eingebornen von Teneriffa (welche Guanches genannt wurden,) bewiesen seit der Zeit dem Bilde die größte Ehrerbietung und Verehrung.

Zwölfter Abschnitt.

Diego de Sylva kömmt nach den Kanarischen Inseln.

Um diese Zeit war zwischen dem Kastilianischen und Portugiesischen Hofe einiger Streit über die Kanarischen Inseln entstanden, wegen des oben erwähnten Verkaufs derselben an den Infanten von Portugall, Don Heinrich. Dieser rüstete eine Flotte von Karavellen aus, die mit tausend Mann zu Fuß und hundert Mann Reuterey bemannt war, und übergab das Kommando derselben dem Antonio Gonzales, einem seiner Hofbedienten, mit Befehl, sich der Inseln zu bemächtigen. Als er nach Lancerota kam, widersezte sich Diego von Herrera seiner Landung, und tödtete einige seiner Leute. Als Don Heinrich dies erfuhr, ward er sehr ungehalten, und gab vor, (welches sich aber selbst widerlegt,) seine Absicht sey blos gewe-

gewesen, die Eingebornen, ohne Blutvergießen, zum katholischen Glauben zu bekehren.

Der Infant, Don Ferdinando, des Königs von Portugall, Don Alonzo V, Bruder, machte auch, vermöge einer Schenkung von dem Infanten Don Heinrich von Portugall, Anspruch auf die Kanarischen Inseln. Diesen Anspruch geltend zu machen, bewaffnete er einige Karavellen, und schickte sie, wohl ausgerüstet, unter dem Kommando des Diego de Sylva, einem Sohn des Grafen von Pontalegre, gegen die Inseln ab. Dieser kam im Jahr 1466 mit seiner Flotte zu Lancerota an, wo er den Diego von Herrera mit seinen Truppen in Bereitschaft fand, sich seiner Landung zu widersezen. Diego de Sylva sah, daß es ihm nicht leicht seyn würde, mit Gewalt zu landen, und daß ihm selbst nachher sein Unternehmen noch fehlschlagen könne; er fieng daher an, sich mit dem Herrera in Unterhandlungen einzulassen, welcher ihm denn erlaubte, friedlich und unbewaffnet zu landen, und ihn gastfreundschaftlich bewirthete. Unterdessen kam ein Schiff mit der Nachricht an, daß alle Streitigkeiten zwischen den beyden Höfen durch einen Frieden glücklich beygelegt worden; und daß die Infanten von Portugall, Don Heinrich und Don Ferdinando, ihre Ansprüche auf die Kanarischen Inseln aufgegeben hätten, welches beyde Partheyen sehr erfreute. Diego von Herrera und Donna Ignes Peraza hatten damals in Lancerota, ausser andern Kindern, eine ausnehmend schöne Tochter, Namens Donna Maria de Ayala, in welche Diego de Sylva sich verliebte, um sie anhielt, und bald darauf mit ihr Hochzeit machte. Zur Ausstattung erhielt er den dritten Theil der Einkünfte von Lancerota und Fuertaventura.

Da Diego von Herrera die Anzahl seiner Leute durch die Hinzukunft der Portugiesen so sehr vermehrt

sah,

sah, so glaubte er, daß nun die rechte Zeit sey, Kanaria, welches so oft die Unternehmungen der Europäer vereitelt hatte, zu erobern. Er theilte daher seinem Schwiegersohn seine Absichten mit, welcher ihnen mit Freuden beytrat. Sie schifften sich daher ein, und kamen mit ihren Truppen in den Hafen Gando, an der Südseite der Insel, wo sie in guter Ordnung landeten; und da sie jezt so stark waren, hielten sies nicht länger für nöthig, bey ihrem Marsch ins Land die Vorsicht und Behutsamkeit zu gebrauchen, die sie bey ihren vorigen Landungen gebraucht hatten. Die Eingebornen (die, seit den ersten Unternehmungen der Europäer auf ihre Insel, beständig auf ihrer Hut gewesen waren,) versammleten sich, so bald sie die Schiffe entdeckten, in großer Menge, und marschirten ihren Feinden, deren Anzahl ihnen nicht im geringsten bange machte, mit großer Entschlossenheit entgegen. Sie theilten sich in kleine Haufen, und griffen die Europäer von allen Seiten mit solchem Nachdruck und Muth an, daß sie gezwungen wurden, sich zurück zu ziehen. Der Ort, wo das Gefecht vorfiel, war so felsigt und uneben, daß die bessere Disciplin der Europäischen Truppen ihnen wenig half. Die Feinde waren sehr gut bewaffnet; denn ausser ihren eigenen Waffen, die gar nicht verächtlich waren, hatten sie noch andre, die sie zu verschiednen Zeiten den Europäern bey ihren Einfällen abgenommen hatten, und in deren Gebrauch sie jezt ziemlich geübt waren. Am meisten aber plagten sie die Europäer mit ihren spizigen im Feuer gehärteten hölzernen Stangen, die sie als Wurfpfeile und Spieße gebrauchten, diese durchdrangen die Tartschen, und selbst die engsten Panzerhemde. Und so oft sie den Feind in einen hohlen Ort gezogen hatten, rollten sie große Steine von den jähen Felsen auf ihn herab, und richteten dadurch eine große Niederlage an. Die Europäer zogen sich so

lange

lange zurück, bis sie, nicht weit von der Küste, an eine Art von natürlicher Festung kamen, wo sie Halte machten, und sich solchergestalt postirten, daß die Eingebornen sie nicht anders als mit großem Nachtheil angreifen konnten. Der große Verlust, welchen Diego von Herrera im Treffen und beym Rückzuge erlitten, und die große Macht des Feindes, die sich ganz auf diese Seite der Insel zusammengezogen hatte, um sich ihm zu widersezen, brachte ihn zu dem Entschluß, ein Detachement zur See nach einer andern Seite der Insel abzuschicken, um dem Feinde eine Diversion zu machen und ihn zu nöthigen, seine Macht zu theilen. Er schickte daher in der Nacht den Diego de Sylva mit zwey hundert Mann auf drey Karavellen, in Begleitung der erfahrensten Officiere, und einiger Leute, welche die Kanarische Sprache redten, ab. Die Truppen kamen in den Hafen Agumastel an, stellten sich bey Tagesanbruch, nachdem sie alle sicher gelandet waren, nicht weit von Galdar in Schlachtordnung, ohne von den Kanariern bemerkt zu werden, und marschirten dann weiter ins Land, bis sie an eine steile, mit Bäumen und Büschen bewachsene Anhöhe kamen, wo sie hinüber mußten. Da die Einwohner dieses Theils der Insel endlich die Schiffe vor Anker entdeckt hatten, und fremde Leute den Berg hinauf steigen sahen, versammleten sie sich, sie anzugreifen; als sie aber den Weg bemerkten, welchen die Europäer nahmen, ließen sie dieselbe eine Zeitlang in Ruhe, bis sie den Gipfel der Anhöhe erreicht hatten, worauf sie dann alsobald den Paß, durch den sie hinauf gestiegen waren, besezten, und das Buschwerk in Brand steckten, um ihnen auf dieser Seite den Rückweg nach den Schiffen abzuschneiden. Da Diego de Sylva und seine Leute sich also entdeckt, und ihren Rückweg abgeschnitten sahen, marschirten sie weiter, und stiegen an der andern Seite des Berges in eine Ebne dicht an dem

Dorfe

Dorfe Galdar herab, wo sie einen großen Plaz, von einer Mauer eingeschlossen fanden, (worinn die Eingebornen sich zu versammlen pflegten, um zu schmaussen, Verbrecher hinzurichten, u. s. w.) und sich zu ihrer Sicherheit hineinzogen. So bald die Eingebornen dies gewahr wurden, erhuben sie ein großes Geschrey, wie sie bey einem erfochtenen Siege zu thun pflegten, und schlossen alsobald den Plaz so enge ein, daß die Europäer unmöglich entwischen konnten. Hier hatten sie schon zwey Tage und zwey Nächte ohne Essen und Trinken zugebracht, und da die Menge der Eingebornen immer zunahm, und keine menschliche Hülfe zu hoffen war, überließen sie sich endlich der Verzweiflung. In diesem Zustande befanden sie sich, als die göttliche Fürsehung ihnen eine ganz unerwartete Rettung sandte.

Dreyzehnter Abschnitt.

Wie Diego de Sylva und seine Truppen aus ihrer großen Noth und Gefangenschaft zu Galdar errettet worden.

Unter den Einwohnern von Galdar befand sich ein Frauenzimmer, das mit dem Guanarteme dieses Orts verwandt war, Namens Maria Lasirga. Sie war eine Zeitlang als Gefangene in Lancerota gewesen, aber nachher gegen einen Europäischen Gefangenen ausgewechselt, und zu ihren Aeltern zurückgeschickt. Sie redete beyde Sprachen fertig, und voll Mitleiden über das bevorstehende Schicksal der Europäer, begab sie sich zu dem Orte, wo sie eingeschlossen waren. Sie sah hier gleich zween von den Officieren des Diego de Sylva, und erinnerte sich ihrer, weil sie oft in ihren Häusern zu Lancerota gewesen war. Ihnen entdeckte sie, daß die Eingebornen willens wären, sie alle in der folgenden Nacht ums Leben zu bringen; und daß

sie

sie nicht die geringste Hoffnung hätten, anders mit dem Leben davon zu kommen, als wenn sie sich dem Guanarteme, ihrem Onkel, auf Discretion ergäben, dessen Menschlichkeit und Großmuth sie so wohl kenne, daß sie nicht zweifle, er werde sie befreyen, und sie alle in Frieden nach ihren Schiffen zurückkehren lassen. Ueberdem bat sie sie aufs dringendste, sich keinen Augenblick länger zu widersezen, sondern sich alsobald zu unterwerfen. Die Europäer, die ihre Gefahr erkannten, und überzeugt waren, daß sie durch Befolgung dieses Raths nichts verlieren könnten, weil nichts schlimmers als der Tod, der doch sonst unvermeidlich war, darauf erfolgen konnte, willigten in ihren Vorschlag, und trugen es ihr auf, die Aussöhnung zu vermitteln: sie verlangten nur, daß der Guanarteme ihnen sein Wort gäbe, ihres Lebens zu schonen, worauf sie sich dann gleich in seine Hände übergeben würden. Als Maria diese Botschaft ausgerichtet hatte, versammlete ihr Onkel alsobald alle Oberhäupter des Volks, um zu berathschlagen, was zu thun sey. Sie widersezten sich anfangs alle seiner Bitte, so sehr waren sie gegen die Fremdlinge wegen des vielen Unheils, das sie bey ihren Einfällen auf der Insel angerichtet hatten, entrüstet. Aber der Guanarteme von Galdar war fest entschlossen, sie zu retten; und da er in großer Liebe und Achtung bey den Kanariern stand, brachte er theils durch Bitten, theils durch Drohungen, endlich alle dahin, daß sie einwilligten, den Europäern das Leben zu schenken. So bald dieses ausgemacht war, gieng der Guanarteme zum Diego de Sylva, und gab ihm sein Wort, daß weder er, noch die übrigen Eingebornen, ihm und seinen Leuten das geringste zu Leide thun würden; worauf sie dann ihre Waffen niederlegten, und herausgiengen. Der Guanarteme umarmte darauf den Diego, bewies ihm viel Freundschaft und Mitleiden, führte ihn in das Dorf

Gabar, wo er seinen Aufenthalt hatte, und gab ihm und seinen Truppen zu essen und zu trinken, dessen sie nach so langem Fasten sehr benöthigt waren. Nachdem sie sich erquickt hatten, führten der Guanarteme und die Gayres, oder Befehlshaber des Dorfs, nebst einer Menge der Eingebornen, sie in Sicherheit nach ihren Schiffen zurück. Auf ihrem Marsch kamen sie an einen sehr hohen und steilen Abgrund mit einem Fußwege, der so enge war, daß jedesmal nur ein Mensch hinabsteigen konnte. Hier kam Diego mit seinen Leuten auf den Verdacht, daß die Eingebornen sie verrathen, und die Absicht hätten, sie insgesammt herabzustürzen. Sie gaben also den Kanariern ihren Verdacht zu erkennen, und beschuldigten sie der Treulosigkeit. Als die Eingebornen dieses hörten, wurden sie äusserst aufgebracht; der Guanarteme aber, ohne ein Wort auf diese Beschuldigung zu antworten, bat den Diego blos, den Saum seines Kleides anzufassen, da er ihn dann so herabführen wollte; zugleich befahl er seinen Leuten, es mit den andern Europäern eben so zu machen; worauf sie dann alle herabstiegen, und unversehrt zu ihren Schiffen kamen. Der Guanarteme und seine Leute erlaubten ihnen darauf, sich einzuschiffen, beklagten sich aber sehr, daß man sie einer so schändlichen Niederträchtigkeit fähig gehalten, als es gewesen seyn würde, wenn sie, nach gegebenen Wort, die Absicht gehabt hätten, sie ums Leben zu bringen. Diego de Sylva wußte nicht, wie er dem Guanarteme seine Dankbarkeit wegen seines menschlichen und großmüthigen Betragens zu erkennen geben sollte; er beschenkte ihn mit einem vergoldeten Schwerdt und einem scharlachenen Mantel, und jeden der Gayres mit einer schönen Muskete; und nahm darauf Abschied von ihnen. Der Abgrund und der Hafen führen seit der Zeit, zum Andenken dieser Begebenheit, den Namen Diego de Sylva. De Sylva und sein Detachement kehrten dar-

darauf nach Gando zum Diego von Herrera zurück, dem sie ihre Abenteuer erzählten; er gerieth darüber in großes Erstaunen, und konnte nicht begreifen, woher diese Barbaren solche edle Gesinnungen von Tapferkeit und Großmuth bekommen hätten. Gleichwohl verhinderte dies ihn nicht, sie noch einmal anzugreifen; sondern so bald Diego de Sylva mit seinem Korps wieder zu ihm gestoßen war, marschirte er mit seiner ganzen Macht aufs neue gegen die Insulaner an, um ihnen ein Treffen zu liefern. Diese, weit entfernt sich zu fürchten, empfiengen ihn mit großer Unerschrockenheit, und es erfolgte ein blutiges Gefecht, worinn die Kanarier den Kürzern zogen, und genöthigt wurden, sich zurück zu ziehen, welches Schritt vor Schritt, und ohne die mindeste Unordnung geschah. Eine Menge wurden auf beyden Seiten verwundet und getödtet; die Europäer aber machten einige Gefangene, unter denen sich auch ein tapferer Befehlshaber, Namens Mananidra, befand, den Diego de Sylva sich erinnerte zu Galdar gesehn zu haben. Eingedenk dessen, was er ihm schuldig war, gieng er augenblicklich zum Diego von Herrera, und bat ihn sehr dringend, diesem Mann die Freyheit zu schenken, welches er endlich, wiewohl nicht ohne großes Widerstreben, bewilligte. Diego de Sylva schickte ihn darauf mit ansehnlichen Geschenken fort.

Da die Portugiesen, die an diesem Feldzuge Theil hatten, keine Wahrscheinlichkeit sahen, die Insel bald zu bezwingen, oder einen Krieg zu endigen, bey dem schwerlich viel zu gewinnen war, so wurden sie sehr mißvergnügt und ungehalten, und baten ihren Befehlshaber, Diego de Sylva, daß er ihnen erlauben möchte, nach Portugall zurück zu kehren. Als Herrera dieses Murren unter den Truppen erfuhr, hielt ers fürs beste, mit dem Guanarteme von Galdar Frieden zu machen, und nach Lancerota zurück zu keh-

ren, wo er seine Tochter, nebst einer großen Menge von Sklaven beyderley Geschlechts, die in verschiednen Expeditionen gegen die Inseln gefangen genommen waren, dem Diego de Sylva übergab. Dieser schiffte sich darauf mit seinen Truppen ein, und kehrte nach Lissabon zurück, wo er und seine Gemahlinn, Donna Maria de Ayala, von dem König Alonzo aufs gnädigste empfangen wurden. Aus dieser Ehe stammen die jezigen Grafen von Pontalegre in Portugall.

Vierzehnter Abschnitt.

Diego von Herrera macht eine andre Expedition auf Kanaria, und bauet ein Fort zu Gando.

Ungeachtet dem Diego von Herrera die Eroberung der Insel Kanaria sehr am Herzen lag, so gab er doch alle Gedanken, sie durch Gewalt der Waffen zu Stande zu bringen, auf. Denn, ausser der Abreise der Portugiesen, waren auch seine eignen Leute, und die Eingebornen der eroberten Inseln, so mancher fehlgeschlagenen Unternehmungen herzlich müde; sie wünschten nun einmal von den Beschwerden des Krieges auszuruhen, um des häuslichen Lebens mit ihren Familien zu genießen, und sich mit den angenehmern Arbeiten des Landbaues zu beschäfftigen. Herrera fand es daher für gut, auf eine andre Art zu Werke zu gehen, die aber, wenn sein Vorhaben zur Reife gelangen sollte, Zeit und Geduld erfoderte. In dieser Absicht begab er sich, in Begleitung des Bischofs, mit einigen Schiffen nach Gando, welcher Ort ihm zur Ausführung seiner Absichten am bequemsten dünkte. Die Insulaner entdeckten seine Schiffe von den Bergen, da sie noch in beträchtlicher Entfernung vom Lande waren, brachten durch ihre Zeichen alsobald die ganze Insel in Aufruhr, und ihr Hauptkorps marschirte nach Gando, um die Ankunft der Europäer zu erwarten. Da diese aber ganz friedlich, und ohne Waffen sich dem Lande näherten, ließen sie sich in eine Un-

terredung mit ihnen ein, und hörten ihre Vorschläge an. Die Guanartemes und Faykays, oder Priester, waren bey dieser Unterredung zugegen, welche sich damit endigte, daß ein fester Friede und ein wechselseitiger Handel zwischen beyden Partheyen beschlossen wurde. Der Bischof und Herrera erhielten unter dem Vorwande für diejenigen ihres Volks, welche Handels wegen auf die Insel kommen würden, einen gottesdienstlichen Ort zu haben, Erlaubniß von den Eingebornen, zu Gando ein Fort zu bauen. Vermöge dieses Traktats sollte Herrera alles Orchillakraut haben, welches die Insel hervorbrächte, und dafür nur den Leuten, die es sammleten, ihre Arbeit bezahlen. Um den Eingebornen alle Ursach zum Mistrauen zu benehmen, gab er ihnen zwölf Geissel zum Unterpfande. Die Gefangenen von beyden Seiten wurden durch diesen Frieden auf freyen Fuß gesezt. Die Europäer fiengen nun an, mit allem Fleiß an dem Fort zu arbeiten, wobey ihnen die Kanarier sehr behülflich waren, indem sie ihnen eine Menge von Bauholz von den Bergen herbeyschafften, den Kalk zubereiteten, Steine herzubrachten, u. s. w. so daß das Fort in kurzer Zeit fertig war. Es war geräumig, und hatte eine vortheilhafte Lage, indem es auf einem hohen Felsen stand, dessen Fuß dicht an den Hafen stieß. Herrera versah es hinreichend mit Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln, und ließ eine gute Besazung unter dem Kommando eines gewissen Pedro Chemida, der unter den Eingebornen bekannt und sehr beliebt bey ihnen war, darinn zurück. Diesem gab er, des geschlossenen Traktats und Friedens ungeachtet, Befehl, wenn sich eine gute Gelegenheit, die Insel zu unterjochen, zeigte, dieselbe ja nicht aus den Händen zu lassen. Zugleich gab er ihm den Rath, wo möglich Streit und Eifersucht unter den Eingebornen zu erregen, und so zum Vortheil der Europäer eine Parthey

unter

unter ihnen zu formiren. Nachdem er ihm diese rühmlichen und edelmüthigen Lehren ertheilt hatte, reiste er in Gesellschaft des Bischofs nach Lancerota ab, höchst vergnügt über den glücklichen Erfolg seines Entwurfs, von dem er bald die angenehmsten Früchte einzuerndten hoffte.

Funfzehnter Abschnitt.

Streitigkeiten zwischen den Kanariern und dem Pedro Chemida. Was darauf erfolgt.

Ungeachtet des Friedens, welcher erst eben zwischen den Kanariern und Herrera geschlossen war, suchte Pedro Chemida, den Befehlen seines Herrn zufolge, nur eine günstige Gelegenheit, sich der Insel zu bemächtigen. Diesen Zweck zu erreichen, that er mit Fleiß verschiednes, wovon er wußte, daß es die Eingebornen beleidigen würde, die sich darauf gegen ihn beschwerten, daß er nicht die gebührende Sorgfalt anwende, die verschiedenen Artikel des Traktats, welchen sie mit dem Herrera geschlossen, zu beobachten, und ihn beschuldigten, daß er sich heimlich gewisser edler Kanarier bemächtigt habe, in der Absicht, sie von der Insel fortzuschicken. Da sie aber fanden, daß Pedro Chemida ihren Klagen nicht Gehör gab, auch nicht die geringste Neigung bezeigte, ihren Beschwerden abzuhelfen, giengen sie davon, und entschlossen sich, eine Gelegenheit abzuwarten, sich an ihren Unterdrückern zu rächen. Bald nachher, als einige Spanier ohne Besorgniß oder Argwohn das Fort verließen, fielen die Kanarier über sie her, und tödteten ihrer fünfe. Pedro Chemida beklagte sich hierüber gegen die Gayres, oder Befehlshaber der Insel; die sich aber weigerten, ihm Genugthuung zu geben; worauf er sich entschloß, sich dieselbe mit Gewalt zu verschaffen. Dies entzündete aufs neue die Flammen des Krieges zwischen den beyden Nationen, und veranlaßte nicht

ge-

geringes Blutvergießen. Die Kanarier sahen jezt ihren Irrthum ein, daß sie den Spaniern erlaubt hatten, dies Fort zu erbauen, welches ihren vereinigten Kräften Troz bot, und noch überdem eine große Geissel für sie war; denn die Europäer thaten oft Ausfälle, nahmen ihnen Vieh weg, machten viele der Eingebornen zu Gefangenen, und zogen sich dann in ihr Fort zurück, welches ihnen immer, nachdem sie ihre Räubereyen verübt hatten, eine sichre Zuflucht gab.

Nicht lange nachher, als einige von der Besazung auf diese Plünderungen aus waren, trieben die Eingebornen mit Fleiß, aber wie von ohngefähr, einen Haufen Vieh in ihren Weg, und lockten sie solchergestalt nach und nach ziemlich weit von dem Fort in einen Hinterhalt; unterdeß ein andrer Haufen der Eingebornen so postirt war, daß ihnen der Rückweg abgeschnitten wurde. Auf ein verabredetes Zeichen fiel der Hinterhalt plözlich die Spanier an, tödtete viele von ihnen, und die übrigen, die hierauf nach dem Fort zurück flohen, fielen dem andern Haufen in die Hände, welcher einen Theil derselben niedermachte, und die übrigen gefangen nahm, so daß nicht einer entwischte. Mananidra, welcher bey diesem Unternehmen das Kommando führte, zog den Europäern, sowohl lebendigen als todten, ihre Kleider aus, ließ die eine Hälfte seiner Leute dieselben anziehen, und legte die andre Hälfte dicht an dem Fort in einen Hinterhalt. Hierauf gab er den Kanariern in ihrer eignen Kleidung Befehl, die, welche als Spanier gekleidet waren, nach dem Fort zu vor sich her zu jagen. Als Pedro Chemida und seine zurückgebliebenen Leute dies sahen, und sich daher einbildeten, daß ihre Parthey geschlagen worden, thaten sie einen Ausfall, um ihren vermeynten Landsleuten zu Hülfe zu kommen, und ließen die Thore offen. Sobald der Haufen im Hinterhalt dies gewahr wurde, warf er sich in das Fort,

unter

unterdeß die verkleideten Kanarier die Spanier anfielen, und sie zu Gefangenen machten. Auf diese Art bemächtigten sie sich des Forts Gando; und damit nicht eine andre Besazung von Lancerota hergeschickt würde, verbrannten sie das Holzwerk des Forts, und schleiften die Mauren. Die Gefangenen behandelten sie, ihrer Gewohnheit gemäß, sehr gelinde und menschlich. Eine kleine Fischerbarke, die damals eben in dem Hafen war, segelte gleich nach Lancerota, und gab dem Diego und seiner Gemahlinn von dem Verlust des Forts Nachricht. Sie grämten sich sehr über diese Vereitelung ihres Lieblingsentwurfs; noch grösser aber war der Kummer des Bischofs; denn da er jezt schon sehr alt war, verlor er alle Hoffnung, die Eingebornen zum Bekenntniß des Römischen Glaubens zu bringen, wodurch er ohne Zweifel nicht wenig Ehre einzulegen gehofft hatte.

Diese Eroberung des Forts Gando zeigt deutlich, was für eine Art von Volk die Kanarier waren, und daß es ihnen weder an Muth noch an Klugheit im Kriege fehlte. Plutarch, in seinem Leben des Sartorius, erzählt als eine der größten Thaten dieses Generals seine Eroberung einer Stadt in Spanien, wobey er eine Kriegslist brauchte, die mit dieser die größte Aehnlichkeit hat. Die Eingebornen gaben, in ihrem langwierigen Kriege mit den Europäern, viel herrliche Proben ihrer kriegerischen Talente; und es läßt sich schwer bestimmen, ob sie verschlagener waren, wenns auf Kriegslist, oder entschlossener und tapferer, wenns auf That ankam. Unter andern sinnreichen Erfindungen, deren sie sich bedienten, den Feind zu überfallen, verdient folgende bemerkt zu werden. Sie zogen eine Menge von Seegänsen (Seagulls) auf, die sie in und um den Dörfern an der Küste hielten; und wenn sie Schiffe sich nähern sahen, so legten sie einen Hinterhalt bey einem dieser Dörfer. Die Europäer,

ropäer, welche die Verschlagenheit dieses Volks aus Erfahrung kannten, giengen nie ins Land um Gefangene zu machen, oder zu plündern, ohne sich vorher sorgfältig umzusehen, und jeden Winkel durchzusucher, wo sie glaubten, daß Leute versteckt seyn könnten, und nie wagten sie sich weit von ihren Schiffen. Einst landete eine Anzahl Spanier von Lancerota, und da sie keinen Menschen an der Küste sahen, wagten sie sich etwas ins Land hinein, wo sie ein großes Dorf fanden. Beym Anblick desselben wollten sie sich zurückziehen; da sie aber Seegänse um die Häuser herumfliegen sahen, schlossen sie, daß es unbewohnt sey, und giengen daher dreist darauf los, als auf einmal die Eingebornen aus ihren Schlupfwinkeln hervorstürzten, sie umringten, und alle zu Gefangenen machten.

Sechszehnter Abschnitt.

Diego von Herrera geht nach Spanien, um sich gegen die Beschwerden seines eignen Volks zu verantworten.

Die Europäer auf den Inseln wurden täglich mißvergnügter und unzufriedener über den Diego von Herrera, welcher sie nöthigte, ganz wider ihre Neigung auf solche gefährliche und fruchtlose Unternehmungen auszugehen. Als sie aber den Vorfall zu Gando, und die Gefangenschaft des Pedro Chemida, mit seiner Besazung und den zwölf Geisseln, hörten, verloren sie alle Geduld. Viele begaben sich nach der Insel Madeira, um von da nach Spanien überzugehen, und höheren Orts ihre Beschwerden anzubringen. Die Kanarier, nachdem sie den Pedro Chemida und seine Besazung zu Gefangenen gemacht hatten, begegneten ihnen ausnehmend wohl, und beschenkten sie mit dem besten, was sie hatten. Pedro kannte ihre

Gemüthsart so gut, und wußte die Sache so klug anzufangen, daß er sie überredte, sie wären der angreifende Theil, und hätten Unrecht gethan, das Fort Gando zu schleifen. Sie beriefen daher die Guanartemes, Faykays und Vornehmsten des Volks zusammen, und wurden eins, zehn Gesandte nach Lancerota zu schicken, und sich bey dem Herrera wegen des Geschehenen zu entschuldigen. Diese Gesandtschaft segelte in einem Lancerotanischen Schiffe ab, und nahm den Pedro Chemida, seine Besazung, und die zwölf Geissеln mit. Als sie ankamen, machten sie dem Diego von Herrera und seiner Gemahlinn ihre Aufwartung, küßten ihnen die Hände, baten wegen des Geschehnen um Verzeihung, und überlieferten ihnen die Gefangenen und Geissеln. Sie wurden gnädig aufgenommen, freundschaftlich bewirthet, und alle vergangenen Beleidigungen wurden ihnen verziehen. Nun ward ein neuer Traktat geschlossen, vermöge dessen alle Orchilla in der Insel dem Herrera angehörte, welcher dagegen alle Kanarier, die sich damals in Lancerota und Fuertaventura befanden, herausgeben sollte. Als die Unterthanen des Herrera, die sich nach Madeira begeben hatten, von diesem Frieden, (welcher am 11ten Jan. 1476 geschlossen wurde,) und von der Rückkehr der Gefangenen von Kanaria hörten, wollten sie sich gern ihrem Herrn wieder unterwerfen, und ihre vorigen Güter wieder in Besiz nehmen; aber Herrera wollte ihnen nicht einmal erlauben, die Insel Lancerota wieder zu betreten. Sie giengen darauf nach Kastilien, und legten Ihro Majestäten, Don Ferdinando und Isabella ihre Beschwerden vor, welche darauf Befehl gaben, die Sache zu untersuchen, und den Herrera vorzufodern, um sich zu rechtfertigen. Nicht lange vorher hatte Herrera seine Tochter, Donna Konstanza Sarmiento, dem Pedro Hernandez Sayavedra verlobt, der aus einer vornehmen Spani-

schen

schen Familie, und einer der Vier und zwanziger von Sevilla war. Dieser gab seinem Schwiegervater den Rath, nach Spanien hinüber zu kommen, und sich persönlich gegen die Anklagen zu vertheidigen. Er that dies, und erschien am Hofe, wo er sich sehr geschickt vertheidigte. Aber Ihro-Majestäten, welche die Absicht hatten, die drey uneroberten Inseln mit der Krone von Spanien zu vereinigen, gaben vor, daß Diego von Herrera nicht im Stande sey, dieselben mit seiner eignen Macht zu bezwingen, welches doch schlechterdings geschehen müsse, um die Eingebornen zum Christlichen Glauben zu bekehren. Diego von Herrera und Ignes Peraza fanden diesen Vorschlag keinesweges nach ihrem Sinne, sahen sich aber doch genöthigt, darein zu willigen, und empfiengen, für die Abtretung aller ihrer Rechte auf Kanaria, Teneriffa und Palma, fünf Millionen Maravedis *), nebst dem Titel eines Grafen von Gomera für ihren ältesten Sohn. Dies geschah gegen das Ende des Jahrs 1476.

Siebzehnter Abschnitt.

Diego von Herrera und sein Schwiegersohn machen eine Expedition auf die Küste der Barbarey, um dem Kastel Mar Pequeno Hülfe zu leisten.

Nach Abtretung der drey Inseln an die Krone, kehrte Diego von Herrera nach Lancerota zurück, und brachte seinen Schwiegersohn, Don Pedro Hernandez Saya-

*) Fünf Millionen Maravedis betragen nicht über 3000 Pfund Sterling; da aber damals Amerika noch nicht entdeckt war, und Spanien wenig Handel hatte, so war diese Summe damals gewiß eben so viel werth, als 30000 Pfund Sterling zu unsern Zeiten.

Sayavedra, mit dahin, um die Vermählung seiner Tochter, Donna Konstanza, zu vollziehen. Als die Feyerlichkeiten bey dieser Gelegenheit vorüber waren, entschlossen sich Herrera und sein Schwiegersohn, nach der Barbarey hinüber zu gehen, um dem Kastel Mar Pequeno zu Hülfe zu kommen, welches Herrera an dieser Küste, Lancerota gerade gegen über, erbaut hatte, und welches damals von dem Sheriff, mit einer Armee von zehn tausend Mann zu Fuß und drey tausend zu Pferde, belagert wurde. Sie schifften sich also in größter Eile, mit sieben hundert Mann in fünf Schiffen ein, und kamen bald darauf vor dem Kastel an. So bald der Sheriff dieses erfuhr, hob er die Belagerung auf, und Herrera kehrte mit dem Sayavedra nach Lancerota zurück.

Einige Zeit nachher kam ein Maure, Namens Helergrut, welcher etwa dreyßig Jahr alt war, nach Mar Pequeno, und verlangte ein Christ zu werden. Er sagte dem Gouverneur, Christoph Tenorio, wenn Herrera mit seinen Truppen nach der Barbarey zurück kehren wollte, so wollte er ihm Anweisung geben, wie er eine sehr ansehnliche Prise machen könnte. Der Gouverneur schickte ihn hierauf nach Lancerota, wo Herrera ihn sehr gütig aufnahm und bewirthete, und ihn, seinem Verlangen gemäß, unter dem Namen Juan Kamacho taufen ließ. Dieser Mann überredete den Herrera und seinen Schwiegersohn, mit einer ansehnlichen Macht nach Mar Pequeno zurück zu kehren. Von hier aus marschirten sie gegen Tagaost, bis sie an einen Ort kamen, wo ein Adouar war (eine Gesellschaft von Mauren, die in Zelten wohnen). Sie näherten sich ihnen unbemerkt, fielen sie dann unvermuthet mit dem Feldgeschrey St. Jago! *) an, und mach-

*) Ein gewöhnliches Feldgeschrey der Spanier, wenn sie einen Angriff thun, oder einen Feind überfallen; denn St.

machten hundert und acht und funfzig Gefangene, Weiber und Kinder eingeschlossen, mit denen sie nach dem Kastel zurückkehrten. Juan Kamacho war bey dieser Expedition ihr Führer, so wie bey allen denen, die sie nachher auf die Küste der Barbarey unternahmen, welches nicht weniger als sechs und vierzig mal geschah. Es gieng ihnen dabey fast immer nach Wunsche, und sie kehrten nie ohne eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen zurück.

Unser Autor sagt, daß er diesen Mauren gekannt, und ihn oft seine Abentheuer erzählen gehört. Er starb endlich zu Lancerota in Frieden in seinem Bette, im Jahr 1591, nachdem er ein Alter von hundert und sechs und vierzig Jahren erreicht hatte. Ungeachtet seines hohen Alters gieng er noch vollkommen aufrecht und behielt bis an sein Ende ein scharfes Gesicht. Zwey Jahre vor seinem Tode heyrathete er noch ein Maurenmädchen, mit dem er einen Sohn zeugte, wenigstens glaubte man allgemein, daß er von ihm sey.

St. Jago, oder Jakob, ist der Schuzpatron von Spanien, wie St. George von England.

Geschichte
der
Entdeckung und Eroberung
der
Kanarischen Inseln.

Zweytes Buch.

Erster Abschnitt.*)

Etwas von den alten Einwohnern der Insel Kanaria, ihren Sitten und Gewohnheiten.

Als die Europäer zuerst nach Groß-Kanaria kamen, schäzten sie die Anzahl der Einwohner auf nicht weniger, als vierzehn tausend streitbare Männer; aber zwey Drittheil derselben wurden bald nachher durch eine böse Seuche oder Pest hingerafft. Sie waren von brauner Farbe, gleich den Eingebornen von Lancerota und Fuertaventura, groß und wohl proportionirt; thätig, kriegerisch, fröhlich, gutherzig, und ihrem Wort so gewissenhaft treu, daß sie eine Lüge für

*) Unser Verfasser widmet hier einer Untersuchung über die Etymologie des Worts Kanaria einen ganzen Abschnitt, den wir, nebst mehrern dergleichen, selbst dem neugierigsten Leser unnüzen Weitläuftigkeiten, weglassen; und nur anführen, daß Betancour diese Insel, nicht wegen ihrer Größe, (denn sie ist nicht die größte der Kanarischen Inseln,) sondern wegen der Stärke des Muths und der Menge ihrer Einwohner, Gran-Kanaria, oder Groß-Kanaria, nannte. D. d. Ueb.

für das größte Verbrechen hielten. Sie fanden ein groſses Vergnügen an gefährlichen Unternehmungen, wie zum Beſpiel, auf die Gipfel ſchroffer Felſen zu klettern, um Stangen aufzuſtecken, die ſo ſchwer waren, daß ein Menſch von gewöhnlicher Stärke Mühe hatte, ſie auf ebnen Boden fortzutragen. Die Spanier verſichern, der Teufel habe ihnen geholfen, dieſe Stangen aufzuſtecken, damit Andre, wenn ſie ein gleiches verſuchten, herabſtürzen und ums Leben kommen möchten.

Die Kanarier hatten einen Adel, der ſich von dem gemeinen Volke durch den beſonderen Schnitt ſeiner Haare und Bärte unterſchied. Dieſen Adel erbte man nicht blos durch Geburt, ſondern erhielt ihn erſt durch eine förmliche und öffentliche Erklärung des Faykags, einer Perſon von groſser Würde, und des nächſten nach dem Guanarteme, deſſen Geſchäfft es war, die Streitſachen der Eingebornen zu entſcheiden, und die Cerimonien ihrer Religion anzuordnen; kurz er war Prieſter, und zugleich Richter in bürgerlichen Angelegenheiten. Ihre Art den Adel zu ertheilen, war ſehr ſonderbar. Wenn der Sohn eines Edelmanns ein gewiſſes Alter erreicht hatte, ließ er ſein Haar lang wachſen; und ſo bald er fand, daß er Stärke genug hatte, die Beſchwerden des Krieges zu ertragen, gieng er zu dem Faykag, und ſagte: „Ich bin der und der, „der Sohn deß und deß Edelmanns, und begehre „auch geadelt zu werden.“ Hierauf gieng der Faykag in das Dorf, wo der Jüngling auferzogen war, verſammlete daſelbſt alle Edlen und andre Einwohner, und ließ ſie bey dem Akoran, ihrem Gott, feyerlich ſchwören, daß ſie ihm wegen des jungen Menſchen die Wahrheit ſagen wollten. Dann fragte er ſie, ob ſie jemals geſehen, daß er ſich ſo ſehr erniedrigt hätte, Speiſen anzurichten, oder in die Hürden zu gehen, um nach den Schafen oder Ziegen zu ſehen, und ob er ſie

je gemolken oder geschlachtet; ob er jemals Vieh gestohlen, oder seinen Eigenthümern in Friedenszeiten mit Gewalt weggenommen; ob er irgend unfreundlich oder schmähsüchtig sey, oder sich irgend eines ungebührlichen Betragens, vornehmlich gegen das weibliche Geschlecht, schuldig gemacht hätte? Wenn sie diese Fragen alle mit Nein beantworteten, so schnitt der Faykag dem Jüngling das Haar in die Runde, und so kurz ab, daß es ihm nicht über die Ohren herabhieng, gab ihm dann einen Stab oder eine Stange in die Hand, und erklärte ihn für edel. Konnten ihm hingegen die Anwesenden irgend etwas von dem, was der Faykag gefragt hatte, Schuld geben, und hinreichende Beweise davon beybringen, so schor der Faykag, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf hinweg, wodurch er dann des Adels unfähig, und lebenslang unter das gemeine Volk gezählt wurde.

In ihren Kriegen hielten sies für klein und niederträchtig, den Weibern und Kindern des Feindes, als schwachen und hülflosen, und daher unschicklichen Gegenständen ihrer Rache, etwas zu Leide zu thun. Eben so wenig beschädigten sie die gottesdienstlichen Häuser.

Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren Keulen, welche sie Modagas, und scharfgespizte, im Feuer gehärtete hölzerne Stangen, welche sie Amodagas nannten. Nachdem aber die Europäer Einfälle in ihre Insel gethan hatten, ahmten sie denselben nach, und machten sich Tartschen, und Schwerter von schwarzen Tannen, die sie im Feuer so zu härten wußten, daß sie dem Stahl an Schärfe wenig nachgaben.

Auser diesen hatten sie auch den Europäern zu verschiednen Zeiten viele Waffen abgenommen, die sie

sorgfältig aufbewahrten, und im Treffen gut zu gebrauchen wußten.

Ihre vorzüglichste Stärke aber bestand in den vorerwähnten Amodagas, oder hölzernen Speeren, und in Steinen, welche sie mit großer Kraft und Geschicklichkeit warfen.

Sie hatten öffentliche Pläze zu Zweykämpfen, worinn sich erhabne Oerter oder Bühnen für die Kämpfer befanden, damit alle Zuschauer sie desto leichter sehen könnten. Wenn eine Ausfoderung geschehen und angenommen war, begaben sich die Partheyen zu dem Sabor, oder Rath der Insel, der aus zwölf Mitgliedern, oder Gayres bestand, und baten um eine Erlaubniß zu fechten, die sie leicht erhielten. Dann giengen sie zu dem Faykag, welcher diese Erlaubniß bestätigen mußte. Wenn dies geschehen war, so versammleten sie alle ihre Verwandten und Freunde, nicht um ihnen beyzustehen (denn diese Leute sehen so gelassen zu, als ob zwey Thiere gekämpft hätten) sondern bloß um Zuschauer ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit abzugeben. Die Gesellschaft verfügte sich dann an den öffentlichen Plaz, oder Theater, wo die Kämpfer zwey an den entgegengesezten Enden desselben aufgerichtete Steine bestiegen, die oben flach, und etwa eine halbe Elle breit waren. Auf diesen standen sie fest, ohne ihre Füße zu bewegen, bis jeder drey runde Steine auf seinen Gegner geworfen hatte. Wiewohl sie sehr gute Treffer waren, so wichen sie doch gemeiniglich diesen Steinen durch die schnellen Biegungen ihres Körpers aus. Darauf bewaffneten sie sich mit scharfen Kieseln in ihrer Linken, und Knitteln oder Keulen in ihrer Rechten, giengen auf einander los, fielen sich an, und schlugen und schnitten einander so lange, bis sie müde waren; worauf sich dann beide Partheyen, nach gemeinschaftlicher Einwilligung, mit ihren Freunden entfernten, um zu essen und zu trinken,

bald

bald aber auf den Kampfplaz zurückkehrten, und das Gefecht, wie vorher, wieder erneuerten und so lange fortsezten, bis die Gayres ausriefen: Gama! Gama! (Genug! genug!) da sie dann augenblicklich aufhörten, und in Zukunft immer Freunde blieben.

Zerbrach einer während des Kampfs seine Keule, so hörte der andre augenblicklich auf zu schlagen, der Streit hatte ein Ende, die Partheyen versöhnten sich, und keiner wurde für den Sieger erklärt. Diese Zweykämpfe geschahen gemeiniglich bey öffentlichen Feyerlichkeiten, Festen und dergleichen Gelegenheiten, wobey sich eine Menge Volks versammlete, weil dann die Kämpfenden Gelegenheit hatten, ihre Geschicklichkeit, Stärke und Tapferkeit an den Tag zu legen. Diese Schauspiele machten einen großen Eindruck auf die Gemüther der Jugend, und reizten sie zu einer edlen Nacheifrung. Wurde jemand von den Kämpfenden schwer verwundet, so klopften sie eine Binse, bis eine Art von Werg daraus wurde, tunkten sie dann in geschmolzene Ziegenbutter, und legten sie so heiß auf die Wunde, als der Patient es nur ertragen konnte. Je älter die Butter war, desto schneller erfolgte die Heilung.

Zweyter Abschnitt.

Heirathen, Erziehung der Kinder, Gottesdienst, Eide, Kleidung der Kanarier.

Kein Kanarier hatte mehr als eine Frau, kein Weib mehr als einen Mann, ungeachtet einige unrecht berichtete Schriftsteller das Gegentheil versichern. Wenn die Aeltern willens waren, ihre Tochter zu verheirathen, so hielten sie dieselbe dreyßig Tage eingeschlossen, und fütterten sie während dieser Zeit mit einem Ueberfluß von Milch und Goffio, um sie fett zu

machen;

machen; denn sie bildeten sich ein, magere Weiber wären nicht so geschickt zur Empfängniß, als fette. Man sagt auch, in der Nacht vorher, ehe die Braut ihrem Manne übergeben worden, habe man sie erst zu dem Guanarteme gebracht, der, wenn er nicht Lust gehabt, bey ihr zu schlafen, sie dem Faykag oder irgend einem andern Edeln von seinen Freunden, zum Genuß übergeben; aber die jezigen Eingebornen behaupten, daß nie eine solche Gewohnheit unter ihren Vorfahren gewesen.

Sie wandten große Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder, und unterließen nie, sie zu züchtigen, wenn sie was Böses gethan hatten. Es war auch allgemein gebräuchlich, zween Jünglinge den übrigen als Beyspiele, den einen der Tugend, den andern des Lasters, vorzustellen; that nun ein Kind etwas, das seinen Aeltern misfiel, so sagten sie, es mache es eben so, als der, welchen sie ihm als ein Beyspiel des Lasters vorstellten; that es hingegen etwas Löbliches, so rühmten sie es, und sagten ihm, daß ein solches Betragen liebenswürdig, und dem Betragen des tugendhaften Jünglings ähnlich sey.

Die Kanarier hatten gottesdienstliche Weiber, Namens Magadas, deren eine Anzahl in einem Hause beysammen lebte. Dieser Häuser gabs viele; sie wurden für heilig gehalten, und Verbrecher, die in eins derselben ihre Zuflucht nahmen, waren vor dem Arm der Gerechtigkeit sicher. Die Magadas unterschieden sich von andern Weibern durch ihre langen weißen Kleider, die ihnen im Gehen auf dem Boden nachschleppten. Die Klöster oder Häuser, in denen sie wohnten, hießen Tamoganteen Akoran (d. h. Häuser Gottes); aber die gottesdienstlichen Häuser nannten die Kanarier Almogaren (d. h. Tempel, oder heilige Häuser.) Sie besprengten sich täglich mit der Milch von Ziegen, denen man die Lämmer nicht nahm,

und

und die man zu diesem Gebrauch besonders unterhielt. Sie glaubten, ihr Akoran wohne in der Höhe, und regiere alle Dinge auf Erden. Sie beteten ihn an, indem sie ihre Hände zusammen hielten, und sie gen Himmel aufhuben.

Es giebt zwey Felsen in der Insel, der eine im Distrikt Galdar, Namens Tirmak, und der andre in Telde, Namens Vinikaya. *) Zu diesen Felsen giengen sie, zur Zeit einer allgemeinen Noth, in Procession, begleitet von den gottesdienstlichen Weibern, welche Palmzweige und Gefässe mit Milch und Butter in den Händen trugen. Diese gossen sie auf die Felsen aus, tanzten um dieselben herum, und sangen Klaglieder. Von da giengen sie an die Seeküste, schlugen alle zugleich mit ihren Ruthen aus vollen Kräften aufs Wasser, und erhuben zu gleicher Zeit alle ein sehr lautes Geschrey.

Ihre Zeit rechneten sie nicht nach Tagen, Wochen und Jahren, wie bey uns, sondern nach Monaten.

Die Kleidung der Kanarier war ein enger Rock, mit einer Kappe, wie die Kapuzinermönche; er reichte ihnen bis auf die Knie, und war mit einem ledernen Riemen um den Leib gegürtet. Diese Kleidung wurde aus einer Art von Binsen gemacht, die sie so lange klopften, bis sie so weich wurde wie Flachs, dann die Fäden absonderten und zusammenwebten. Ueber derselben trugen sie Mäntel von Ziegenfellen, die rauhe Seite im Sommer auswärts und im Winter einwärts gekehrt. Sie trugen auch Müzen von Ziegenfellen, die so gemacht waren, daß unter jedem Ohre ein Ziegenbart hieng, welche sie oft unter dem Kinn zusammen-

*) Sie schwuren bey diesen Felsen; und dies waren sehr heilige Eide.

menbanden. Alle diese Kleidungsstücke waren sehr sauber genähet und bemalt, uud in jedem Betracht viel künstlicher, als bey den Eingebornen der andern Inseln. Einige schmückten ihre Müzen mit Federn. Ihre Schuhe waren von rohen Häuten, wie in Lancerota und Fuertaventura.

Sie hatten öffentliche Häuser oder Zimmer in denen sie sich versammleten zu tanzen und zu singen. Der Kanarische Tanz ist noch jezt auf diesen Inseln gebräuchlich; seine Pas sind schnell und kurz abgesezt. Ihre Gesänge waren entweder Trauer- oder Liebeslieder von ernsthafter und klagender Melodie.

Dritter Abschnitt.

Ihre Strafen, Beschäfftigungen und Lebensart.

Die Kanarier zeichneten sich besonders durch ihre gute Regierungsform, regelmäßige Administration und genaue Gerechtigkeit aus. Wenn jemand ein todeswerthes Verbrechen begieng, so nahmen sie ihn in Verhaft, machten ihm den Proceß, und führten ihn, so bald er überführt war, an den Executionsplaz, welches eben derselbe war, wo sie Feste zu begehen, und zu kämpfen pflegten. Hier wurde der Verbrecher auf dem Boden ausgestreckt, und sein Kopf auf einen flachen Stein gelegt. Dann nahm der Scharfrichter, welcher eine besonders zu diesem Amte bestellte Person war, einen großen schweren Stein, hub ihn so hoch auf, als er konnte, und ließ ihn dem Verbrecher auf den Kopf fallen. Bey geringern Verbrechen gebrauchten sie das Wiedervergeltungsrecht, Auge für Auge, Zahn für Zahn, u. s. w.

Kein Kanarier, der nicht aus dem schlechtesten Pöbel war, verrichtete das Handwerk eines Mezgers. Dies hielten sie für so schimpflich, daß sie einem

Mezger nicht einmal erlaubten, in ihr Haus zu kommen, oder irgend etwas von dem, was ihnen angehörte, zu berühren. Die Mezger durften daher mit keinem, der nicht ihrer Profession war, in Gesellschaft seyn; und wenn sie von jemand anders etwas haben wollten, so mußten sie einen Stab mitnehmen, und damit in beträchtlicher Entfernung auf das, was sie verlangten, zeigen. Zur Belohnung für diesen schimpflichen Zustand, waren die Eingebornen verbunden, sie mit allem, was sie bedurften, zu versorgen. Keinem Kanarier, außer den Mezgern, wars erlaubt, Vieh zu tödten. Wenn daher Jemand ein Stück Vieh geschlachtet haben wollte, so mußt' ers zu der öffentlichen Fleischbank bringen, durfte aber selbst nicht hineingehen; und dies Verbot erstreckte sich so gar auf Weiber und Kinder.

Die Häuser der Kanarier waren von Steinen erbauet, ohne Kalk, aber so sauber und regelmäßig, daß sie recht schön ins Auge fielen. Ueberher legten sie hölzerne Balken, sehr dicht an einander, und bedeckten sie mit Erde. Die Mauren dieser Häuser waren sehr niedrig, und der Fußboden gieng tiefer herab, als der Grund, auf welchem sie erbauet waren, damit sie im Winter desto mehr Wärme hätten. Ihre Betten waren Ziegenfelle, die sehr künstlich mit den Haaren bereitet waren. Ihr übriges Geräthe bestand aus Körben, und Matten von Palmblättern und Binsen, sehr sauber gemacht, und künstlich geflochten. Es gab Leute unter ihnen, deren einziges Geschäft es war, Häuser zu bauen, Matten zu verfertigen, u. s. w. Die Weiber beschäfftigten sich vornehmlich mit Malen und Färben, und sammleten zu gehöriger Zeit sehr sorgfältig die Blumen, Stauden und Wurzeln ein, woraus sie die verschiednen Farben bereiteten. Die Fäden, deren sie sich zum Nähen und zu andern Absichten bedienten, wurden von den Sehnen

der

der Schaf- Ziegen- oder Schweineschenkel gemacht, die sie von den Mezgern erhielten. Diese beschmierten sie erst mit Butter, und bereiteten sie dann solchergestalt durchs Feuer, daß sie dieselben in Fäden von beliebiger Feinheit spalten konnten. Ihre Nadeln machten sie von Knochen, und ihre Fischangeln von Horn. Alle ihre Gefässe zum Kochen machten sie von Thon, und härteten sie an der Sonne. Ihr Reichthum bestand vornehmlich in Ziegen, und einigen Schafen; jene nannten sie Aridaman, diese Taheran. Sie hatten auch Schweine, die sie Taguacen nannten. Ihre gewöhnliche Speise war geröstetes Gerstenmehl, welches sie Goffio nannten, und mit Milch oder Ziegenfleisch aßen. Wenn sie einen Schmaus anstellten, so richteten sie dieses lezere mit Schweinespeck oder Butter an. Ihre Gerste mahlten sie mit einer Handmühle. Ihr Land pflügten sie auf folgende Weise: etwa zwanzig Leute versammleten sich, jeder mit einem hölzernen Instrument, ungefähr wie eine Hacke gestaltet, versehen, an dessen Ende sich ein Sporn oder Zahn befand, auf welchem sie ein Ziegenhorn befestigten. Hiermit brachen sie den Boden um, und befeuchteten ihn hernach, wenn der Regen nicht zu rechter Zeit einfiel, mit Wasser, welches sie durch Kanäle aus den Bächen herzuleiteten. Die Weiber sammleten das Korn ein, dessen Aehren sie bloß abnahmen: diese droschen sie mit Stöckern, oder mit den Füssen, und sichteten das Korn dann mit den Händen.

Ihre einzigen Früchte waren Vikakorras, Mokanes, *) und wilde Datteln; nicht lange vor der Eroberung ihrer Insel hatten sie auch Feigen. Ihre Armen lebten an der Seeküste, vornehmlich von Fischen, die sie bey Nacht fiengen, indem sie mit Fackeln

von

*) S. die Beschreibung der Kanarischen Insein.

von Schwarztannen ein Feuer über dem Wasser machten. Bey Tage, wenn sie einen Schwarm von Sardinas (ein kleiner Fisch, der dem Hering ähnlich ist) gewahr wurden, giengen eine Menge von Männern, Weibern und Kindern in die See, schwammen um den Schwarm herum, und jagten die Fische gegen die Küste; umgaben sie denn mit einem Nez von einer zähen Art von Binsen, zogen sie ans Land, und theilten sich in den Fang. Hierbey empfieng jedes Weib von der Gesellschaft, welches kleine Kinder hatte, für jedes Kind einen Theil; auch, wenn sie schwanger war, für das ungeborne.

Wenn einer von ihren Edlen starb, legten sie den Leichnam in die Sonne, und nahmen die Eingeweide heraus, welche sie wuschen, und in die Erde gruben. Den Leichnam trockneten sie, wickelten ihn in Windeln von Ziegenfellen ein, und stellten ihn dann aufrecht in eine Höhle, mit den nämlichen Kleidern angethan, die der Verstorbne bey seinem Leben getragen hatte. War aber keine schickliche Höhle zur Hand, so trugen sie den Leichnam an einen steinigen Ort, machten den Boden eben, bepflasterten ihn mit den herumliegenden kleinen Steinen, und machten einen Sarg von sehr großen Steinen über den Leichnam, doch so, daß sie den Körper nicht berührten. Dann verschlossen sie den Sarg mit einem andern großen rundgeformten Stein, welcher zwo Ellen lang war, und füllten nachher die Nische zwischen dem Gipfel des runden Steins und dem äußeren Theil der Seiten des Sarges mit kleinen Steinen aus, so sauber, daß Jeder, wer es sieht, über den erfindsamen Geist dieses Volks erstaunen muß. Einige ihrer Todten wurden in Kisten gelegt, und nachmals in einer Art von steinernen Grabmälern beygesezt. Es gab gewisse Leute unter ihnen, deren eigne Profession es war, das Begräbniß der

Ver-

Verstorbenen anzuordnen, und die Gräber zu verfertigen.

Das gemeine Volk wurde in Löchern mit trocknen Steinen bedeckt, begraben; und diejenigen Leichname, welche in Höhlen aufrecht gestellt wurden, ausgenommen, legte man die übrigen alle mit dem Kopfe gegen Norden.

Vierter Abschnitt.

Regierungsform, und berühmte Oberhäupter der Kanarier.

Die Eingebornen von Groß-Kanaria waren gesitteter und besser policiert, als die der andern Inseln. Um die Zeit der Eroberung der Insel wurden sie von zween Fürsten regiert; vorher aber hatten sie Hauptleute, oder Zunftmeister, welche über kleine Distrikte gesezt waren. Jede Zunft war auf ihren eignen Distrikt eingeschränkt, und durfte ihre Heerden nicht auf den Boden einer andern Zunft treiben.

In Galdar, welches der fruchtbarste Theil der Insel ist, lebte eine Jungfrau von ausnehmender Tugend, Namens Antidamana, die bey den Eingebornen in großer Achtung stand. Sie hatten eine so hohe Meynung von ihrer Beurtheilungskraft und Klugheit, daß sie ihr oft ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vorlegten, und von ihrem Ausspruch nie appellirten; denn sie ließ nie die Parthey, gegen welche sie sich erklärte, eher weggehen, als bis sie dieselbe von der Gerechtigkeit ihres Ausspruchs überzeugt hatte; und dies fehlte ihr selten, so mächtig war ihre Beredsamkeit, und so fest war jedermann von ihrer Billigkeit überzeugt. Die Edlen, welche das große Ansehen dieses Frauenzimmers mit neidischen Augen ansahen, und glaubten, daß das Geschäft eines Richters

oder Schiedsmannes mit größerm Recht ihrem Geschlecht gebühre, überredten nach einigen Jahren das Volk, nicht länger seine Streitsachen ihrer Entscheidung vorzulegen, oder sich an ihre Aussprüche zu kehren. Dies verdroß sie aufs äußerste, vornehmlich, da sie die Blüthe ihres Lebens gewissermaßen dem Dienst des gemeinen Wesens, welches ihr jezt undankbar abfiel, aufgeopfert hatte. Sie besaß indeß viel zu viel Scharfsinn und Verstand, als daß sie ihren Unwillen in eitlen Klagen hätte auslassen sollen, sondern begab sich zu einem gewissen Gumidafe, dem Hauptmann eines Distrikts, der für den tapfersten und klügsten aller Edlen in Kanaria gehalten wurde, und bey dem Volk im größten Ansehen stand. Ihm eröffnete sie alle ihre Beschwerden, und bot ihm ihre Hand an, welche Gumidafe mir Freuden annahm. Sobald sie vermält waren, suchte Gumidafe verschiedne Vorwände, die andern Hauptleute zu bekriegen, und besiegte sie alle; so daß er endlich König der ganzen Insel ward. Er hatte von seiner Frau einen Sohn, Namens Artemis, der seinen Aeltern in der Regierung folgte. Er beherrschte die Insel, als Johann von Betancour sie angrif, und verlor in dem Treffen bey Aguimes sein Leben, wie wir bereits erzählt haben. Er hinterließ zween Söhne, welche die Insel unter sich theilten; der eine, Namens, Bentagoyhe, war König oder Guanarteme von Telde; der andre, Namens Egonayche Semedan, von Galdar. Sie wurden eins, daß der Rath oder Sabor der zwölf Gayres in Galdar, als der Residenz ihres Vaters, gehalten werden, und daß der Guanarteme von Telde mit seinen Gayres sich daselbst jedesmal einfinden sollte. Aber Bentagoyhe, welcher von stolzer und hochstrebender Gemüthsart war, da er ein größeres Land und mehr Unterthanen hatte, als sein Bruder, hielt dies zu klein für sich; und warb eine Armee von zehntausend

Mann,

Mann, womit er den Egonayche bekriegte, um sich zum einzigen Herrn der Insel zu machen. Obgleich Egonayche Semedan nicht mehr als 4000 Mann ins Feld stellen konnte, bot er doch seinem Bruder die Spize, und war ihm, ungeachtet der großen Ueberlegenheit seiner Zahl, vollkommen gewachsen; denn die Galdaraner waren tapfere alte Soldaten, und wurden von vielen braven Edelleuten kommandirt; überdem konnte man in ihr Land, wegen seiner rauhen Gebirge und engen Päsſe, nicht leicht eindringen. Jeder Guanarteme hatte sechs Gayres, die wegen ihrer Klugheit und Tapferkeit, zu Mitgliedern des Raths und Verwaltern der Regierungsgeschäfte, aus dem Volk erwählt wurden. Eine Linie die, von dem Dorfe Tamarazeyte bis an das Dorf St. Nicholas, queer durch die Insel gezogen war, machte die Gränze zwischen den Distrikten Galdar und Telde.

Adargoma war der mächtigste Gayre in dem Distrikt Galdar, wie Guarinayga in dem Distrikt Telde. Der erstere war wegen seiner wunderbaren Stärke berühmt. Man sagt von ihm, der stärkste Mann in der Insel habe ihn nicht verhindern können, ein Gefäß ganz voll Wasser zu seinem Munde zu bringen, und ohne einen Tropfen zu verschütten daraus zu trinken. Er war von mittlerer Größe, hatte aber sehr breite Schultern; sein Name Adargoma bedeutet in Kanarischer Sprache Felsenschulter. Guarinayga war nicht so stark, besaß aber eine so ausnehmende Geschicklichkeit und Behendigkeit im Ringen, daß er einmal den Adargoma in einem Zweykampf zu Boden warf, der ihn aber darauf so fest in seinen Armen drückte, daß er um sein Leben bat, und sich für überwunden erkannte. Fragte man nachher den Adargoma um den Ausgang des Zweykampfs, so sagte er Guarinayga habe ihn über-

wunden, fragte man aber diesen, so erklärt er den Adargoma für seinen Sieger.

Huaneben und Kaytafa waren große Ringer. Sie foderten sich einst, in Gegenwart einer Menge Zuschauer, zum Zweykampf heraus. Ihre Geschicklichkeit war so gleich, daß lange keiner dem andern den geringsten Vortheil abgewinnen konnte, bis endlich die Zuschauer sie aus einander brachten. Aber Huaneben, welcher sah, daß seines Gegners Stärke durch den Kampf nicht geschwächt war, und fühlte, daß seine eigne nicht hinreiche, sich noch einmal einzulassen, rief dem Kaytafa zu: „Bist du im Stande zu „thun, was ich thun werde?“ Als der andre Ja zur Antwort gab, lief er auf den Gipfel eines hohen Abgrundes, und stürzte sich herab. Kaytafa, der ihm nichts nachgeben wollte, folgte seinem Beyspiel; und so kamen sie beide ums Leben. Diese That hat verschiedne Schriftsteller auf den Wahn gebracht, daß die Kanarier die Gewohnheit hätten, sich von Felsen herabzustürzen.

Mananidra, welchen Diego von Herrera, wie wir vorher erzählt haben, zum Gefangenen machte, war auch sehr berühmt. Man sagt von ihm; so oft er in ein Treffen gehen wollen, habe er überher gezittert; nicht aus Furcht, sondern aus Wuth und Begierde zu schlagen. Alonzo de Lugo, von dem wir in der Folge reden werden, sah ihn einst in diesem Zustande, und fragte ihn warum er zittre? Seine Antwort war: „Sollte das Fleisch nicht zittern und „zurückbeben vor den schrecklichen Gefahren, worein es „von dem ungestümen Herzen geführt wird?“

Fünfter Abschnitt.

Gewisse Einwohner der Insel Majorka kommen nach Groß-Kanaria, einige Zeit vor Betancours Ankunft.

Wir haben bereits, im Anfange dieser Geschichte, angemerkt, daß Don Ludewig de la Cerda entschlossen war, die glückseligen Inseln aufzusuchen, und zu dem Ende einige Schiffe in den Häfen des Königreichs Arragonien ausgerüstet hatte; daß aber sein Tod diese Reise vereitelte. Gleichwohl scheint es doch, daß entweder einige von diesen Schiffen, oder andre von Katalonien oder Majorka, um eben diese Zeit auf die Entdeckung dieser Inseln ausgesegelt. Wir haben aber keine andre Nachricht von ihnen, als aus der Erzählung der Eingebornen, und was sich aus ihren alten Liedern, die einige Nachricht von diesen Majorkanern enthalten, abnehmen läßt. Durch Vergleichung ihrer verschiednen Traditionen von diesem Vorfalle, ergiebt sich folgendes: Einige Schiffe, die mit Majorkanern bemannt waren, ankerten in der Bay Gando, zwischen Aguimes und Telde, wo das Volk ans Land stieg, sich nach den Beschwerlichkeiten der Reise zu erquicken. Es befand sich damals keiner von den Einwohnern an der Küste; denn da sie von dergleichen Besuchen noch nichts wußten, so lebten sie ganz sorglos, und dachten nicht, daß sie von der See her etwas zu befürchten haben könnten. Da die Majorkaner keinen Menschen in der Nähe sahen, bildeten sie sich ein, die Insel sey unbewohnt, und giengen daher ohne Vorsicht oder Besorgniß, eine gute Stunde vom Hafen, gegen die Dörfer Telde und Aguimes zu, ins Land. Hier wurden die Einwohner sie erst gewahr, die, erschrocken über die Erscheinung fremder Leute auf ihrer Insel, sich versammelten, die Europäer mit Knitteln und Steinen angriffen, und

verschiedne derselben verwundeten. Die Majorkaner wollten sich zur Wehre sezen; da aber die Anzahl der Eingebornen die ihre weit übertraf, wurden sie alle zu Gefangenen gemacht, und nach Telde geführt. Als die übrigen in den Schiffen dies sahen, segelten sie, ohne den Ausgang abzuwarten, davon, und ließen sich hier nie wieder sehen.

Von Telde vertheilten sie die Gefangenen über die ganze Insel, und begegneten ihnen, ihrer Gewohnheit gemäß, sehr gut; denn die Kanarier übertrafen vielleicht alle andern Völker an Größe des Geistes und Edelmuth gegen Besiegte. Die Majorkaner thaten dagegen alles mögliche, um die Achtung und Gunst ihrer neuen Herrn zu gewinnen, wodurch denn bald eine genaue Freundschaft zwischen ihnen zu Stande kam. Einige dieser Fremden waren gute Künstler; sie bauten Häuser und bemalten sie mit Farben, die sie aus gewissen Kräutern und Blumen der Insel bereiteten. Sie machten auch saubere Zimmer in Höhlen, die noch lange nach Eroberung der Insel unversehrt vorhanden waren. Es befanden sich unter ihnen zween Priester, die bey den Eingebornen in großer Achtung standen. Diese Väter bauten zwo schöne Einsiedeleyen, welche sie St. Katharine und St. Nikolas nannten. Einige Jahre nachher ward die Insel von einer lang anhaltenden und schweren Hungersnoth heimgesucht, worauf der Rath insgeheim beschloß, die Majorkaner ums Leben zu bringen, um sich der Last ihrer Unterhaltung zu entledigen. Zum Theil faßten sie diesen grausamen Entschluß auch wegen des schändlichen Betragens der Fremden selbst. Unser Autor sagt nicht, was für Verbrechen sie begangen, scheint aber zu verstehen zu geben, daß sie gewisse unnatürliche Ausschweifungen an einigen der Eingebornen begehen wollen, welche sie in ihren Augen, da sie von dergleichen Greueln ganz und gar nichts wußten, zum Abscheu gemacht.

Zu

Zu bestimmter Zeit also, machte man dieselben insgesammt nieder, die beiden Mönche ausgenommen, die man, weil sie bey dem Volke sehr beliebt waren, auf den Gipfel eines hohen Berges führte, in dem sich eine tiefe Höhle befand, worein man sie hinabstürzte. Diese Höhle war so tief, daß kein Mensch wußte, wo sie sich endige; nach einigen Tagen aber ward ein Theil von der Kleidung dieser Mönche von der See ans Land geworfen, woraus die Eingebornen den Schluß machten, daß die Höhle Kommunikation mit der See habe. Dieser Berg befindet sich in dem Distrikt Ginamar, eine halbe League von der Seeküste auf dem Wege nach Telde. Diese Majorkaner brachten zuerst Feigen nach Groß-Kanaria, die sie pflanzten; und da die Frucht den Eingebornen sehr gefiel, pflanzten sie noch mehr; so daß sich bald eine große Menge von Feigenbäumen in der Insel befand. Um die Zeit der vorhererwähnten Hungersnoth beschlossen die Kanarier auch künftig alle Kinder weiblichen Geschlechts, welche zur Welt kommen würden, die Erstgebornen allein ausgenommen, ums Leben zu bringen, um die Anzahl der Einwohner zu vermindern. Dies geschahe aber nicht lange; denn es gefiel Gott, die Insel durch eine schwere Pest heimzusuchen, welche zwey Drittheil der Einwohner wegraffte, und dadurch zu Eroberung der Insel den Weg bahnte. Denn vorher hatte sie vierzehn tausend streitbare Männer, die, wenn sie mit Feuergewehr versehen und fest vereinigt gewesen wären, durch ihre Stärke, Geschicklichkeit, Tapferkeit und Behendigkeit die berühmte Spanische Armada, ja alle verbundenen Europäischen Mächte vielleicht würden zurückgeschlagen haben; denn Kanaria, und alle Kanarischen Inseln, Lancerota und Fuertaventura ausgenommen, sind so voll tiefer enger Thäler, hoher schroffer Berge, und enger Päße, daß ein Korps von Truppen keine Stunde weit von der Küste ins Land marschieren

kann,

kann, ohne an Oerter zu kommen, wo hundert Mann leicht ihrer tausend zurückschlagen können.

Sechster Abschnitt.

Expedition des Don Juan Rejon auf Groß-Kanaria.

Nachdem der König und die Königinn von Spanien, Don Ferdinando und Donna Isabella, dem Diego von Herrera fünf Millionen Maravedis für alle seine Ansprüche auf die Inseln Groß-Kanaria, Teneriffa und Palma ausgezahlt hatten, gaben sie Befehl, eine Flotte zu Eroberung derselben auszurüsten, ungeachtet sie eben damals in einem Kriege gegen den König von Portugall, Don Alonzo, begriffen waren. Dieser Befehl ward alsobald vollzogen, so daß man in kurzer Zeit neun hundert Mann zu Fuß und dreyßig zu Pferde, wohl bewaffnet, und mit allem, was zu einem solchen Unternehmen nöthig war, wohl versehen, zusammen hatte. Das Kommando übergab man einem gewissen Arragonier, Don Juan Rejon, einem erfahrnen Soldaten. Sein Unterbefehlshaber war Alonzo Jaiznie, dessen Schwester, Donna Elvira, er zur Gemahlinn hatte. Don Juan Bermudas, Dechant von Rubikon, ein Mann, der von dem Zustande der Kanarischen Inseln genaue Kenntniß hatte, begleitete ihn.

Am 23sten May 1477, segelte die ganze Flotte aus dem Hafen St. Maria in Andalusien nach Groß-Kanaria ab. Ihre Absicht war, zu Gando zu landen, um das Fort, welches die Eingebornen vor kurzem daselbst zerstört hatten, wieder aufzubauen; da sie aber an dem Hafen Isletes vorbey fuhren, und dieser Plaz ihnen bequemer zum Ankern schien, so warfen sie hier, am 22sten Jun. 1477 die Anker aus. Morgens

gens früh stiegen alle Truppen, in guter Ordnung und ohne Widerstand, ans Land. Gleich nach ihrer Landung schlugen sie ein Pavillon oder Zelt auf, und errichteten unter demselben einen Altar, an welchem der Dechant, Juan Bermudas, in Gegenwart aller Truppen, die dem Gottesdienst mit großer Andacht und Stille beywohnten, die Messe las. Gleich nach der Messe marschirte die ganze Armee gegen Gando, in der Absicht, daselbst ihr Lager aufzuschlagen; sie waren aber noch nicht weit gekommen, als ein Frauenzimmer in Kanarischer Kleidung ihnen begegnete, und sie in Kastilianischer Sprache fragte, wo sie hin wollten? Auf ihre Antwort, nach Gando, sagte sie ihnen, Gando sey noch weit, und der Weg dahin sehr schlecht und durch Abgründe unterbrochen, welches ihn äusserst gefährlich mache; nicht weit von dem Orte aber, wo sie jezt wären, sey eine geräumige Ebne, mit einem Bach guten Wassers, einem Ueberfluß von Brennholz, Palmen und Feigenbäumen versehen, von wo aus sie leicht zu allen Hauptörtern der Insel gelangen könnten. Als der General nebst den Officieren und dem Dechant das Frauenzimmer angehört, und die Gründe, die sie zu Unterstüzung ihres Raths anführte, wohl abgewogen hatten, entschlossen sie sich, ihr zu folgen, worauf sie sie an den Ort führte, wo jezt die Stadt Palmas steht. Hier schlugen sie ihre Gezelte auf; da sie sich aber nachher nach ihrer Führerinn umsahen, war sie nirgends zu finden, welches sie alle in großes Erstaunen sezte. Juan Rejon, welcher ein andächtiger Verehrer der heiligen Anna war, glaubte fest, es sey niemand anders, als sie selbst, die ihnen in der Gestalt eines Kanarischen Frauenzimmers erschienen. Da die Spanier fanden, daß der Ort mit der Beschreibung des Frauenzimmers genau übereinstimmte, und daß er eine sehr bequeme Lage hatte, indem er nicht über eine Stunde von dem Hafen entfernt war, schlu-

gen sie ihr Lager daselbst auf, und befestigten es mit einer steinernen Mauer, innerhalb welcher sie ein grosses Magazin für die Ammunition und Lebensmittel errichteten, die sie aus Spanien mitgebracht hatten.

Siebenter Abschnitt.

Schlacht bey Guiniguada.

Wenig Tage vor der Ankunft des Juan Rejon, da der Guanarteme von Telde an der Pest, die eine so große Menge der Eingebornen hingerissen hatte, gestorben war, brachte Doramas, einer von den Gayres in Galdar, die Einwohner von Telde auf seine Seite, daß sie ihn zu ihrem Guanarteme machten, und den Sohn des verstorbenen übergiengen. Dieser, der sich unter dem Volke, welches ihn zurückgesezt hatte, nicht für sicher hielt, begab sich in das Gebiet und unter den Schuz seines Onkels, des Königs von Galdar. So standen die Sachen, als die Spanische Flotte ankam. Da aber die Eingebornen sahen, daß die Spanier gelandet waren, Häuser bauten, und nach ihrem Verhalten zu urtheilen entschlossen zu seyn schienen, sich auf der Insel festzusezen, so erinnerten sie sich der Bedrückungen, die sie ehemals erdulden müssen, da sie erlaubt hatten, daß das Fort Gando gebauet wurde; und hielten es daher fürs klügste, in ihrer jezigen Situation alle inneren Streitigkeiten ruhen zu lassen, und mit vereinigten Kräften die Feinde aus der Insel zu verjagen. Zu diesem Ende veranstalteten sie eine Zusammenkunft zwischen dem König von Galdar und dem Doramas, dem Usurpateur von Telde, nebst dem ganzen Rath der Gayres, und beschlossen darinn einmüthig, ihre ganze Macht, unter dem Kommando des Doramas, zu vereinigen, und den Spaniern am folgenden Tage ein Treffen zu liefern.

fern. Sie brachten demnach 2000 wohlbewaffnete Leute zusammen, und marschirten damit gegen den Hafen; unter diesen befanden sich viel ausnehmend tapfre Männer, besonders Adargoma, dessen wir schon erwähnt haben. Als Juan Rejon die Feinde herannähern sah, ließ er ihnen, um seinem Verfahren einen scheinbaren Anstrich zu geben, sagen, er sey im Namen Ihrer Majestäten von Kastilien, Don Ferdinando und Donna Isabella, gekommen, sie einzuladen, daß sie ihren heidnischen Gözendienst verlassen, und die Christliche Religion annehmen möchten; wenn sie dieses thäten, so würden Ihro Majestäten sie alsobald in ihren Schuz nehmen, und keiner sich getrauen dürfen, sie zu kränken oder zu beunruhigen; vielmehr würde man sie im Besiz ihrer Ländereyen, Weiber, Kinder und Güter lassen: weigerten sie sich aber, dieser freundschaftlichen Einladung Gehör zu geben, so könnten sie versichert seyn, daß die Spanier nicht eher ablassen würden, als bis sie sie insgesammt entweder ums Leben gebracht, oder aus der Insel vertrieben hätten. Die Eingebornen, die entweder nicht Lust hatten, die Religion ihrer Väter zu verlassen, oder wegen ihrer vormaligen wiederholten Siege über den Betancour und Herrera, nichts fürchteten, sagten dem Boten, daß sie dem Juan Rejon den folgenden Morgen in aller Frühe Antwort geben würden. Der General verstand gleich ihre Meynung, und schickte sich daher zum Treffen an. Früh Morgens sah er ihre Truppen in Schlachtordnung anrücken, worauf er ihnen aus dem Lager entgegen marschirte. Die Kanarier thaten den ersten Angriff mit aller Wuth, als Leute, deren Freyheit im Spiel war, angeführt von ihren tapfern Befehlshabern Doramas, Tazarte und Adargoma. Nicht weniger muthig wurden sie von dem Juan Rejon und seinen Leuten empfangen; sie bemühten sich in die Glieder der Feinde einzudringen, die aber den

hart-

hartnäckigsten Widerstand thaten, und wie Löwen fochten. Das Treffen währte drey Stunden, ohne merklichen Vortheil auf einer von beyden Seiten; bis endlich Juan Rejon, als er sahe, daß seine Armee da, wo der unerschrockne Adargoma sie angriff, zu weichen anfieng, dahin eilte, seine Truppen zu unterstüzen und mit neuem Muth zu beleben. Er fiel dem Adargoma wüthend an, und versezte ihm mit seiner Lanze eine so gefährliche Wunde in den Schenkel, daß er wie todt zu Boden fiel. Die Kanarier, anstatt über den Fall ihres tapfern Vorfechters den Muth zu verlieren, entbrannten von neuer Wuth, und fielen, wie gereizte Tyger, den Feind an, so daß das Gefecht jezt erst seinen Anfang zu nehmen schien. Aber diese Hize der Kanarier, gleich dem lezten Stoß eines heftigen Sturmwindes gegen eine mächtige Eiche, die er bis auf die Wurzel erschüttert, verzehrte bald sich selbst, und zog eine merkliche Erkältung nach sich; so daß sie sich bald darauf in guter Ordnung zurückzogen, und den Adargoma als Gefangenen, nebst 300 Todten und einer Menge von Verwundeten zurück ließen. Die Spanier hatten nur sieben Todte, und sechs und zwanzig Verwundete. Diese große Ungleichheit des Verlusts läßt sich nur aus der Verschiedenheit der Waffen erklären, denn die Spanier hatten um diese Zeit den Gebrauch des Feuergewehrs gelernt; überdem aber geriethen die Kanarier vor dem Anblick der Pferde, die sie bey dieser Gelegenheit zum erstenmal sahen, sehr in Schrecken. Nach diesem Treffen, welches man das Treffen bey Guiniguada nannte, wagten es die Eingebornen nie wieder, sich mit den Spaniern auf ebnen Grunde einzulassen, sondern begnügten sich, sie bey ihren Marschen ins Land, vornehmlich in die Gebirge, wo die Spanier sie nach und nach eingeschlossen hatten, zu beunruhigen. Unterdessen fiengen die Spanier an, zu ihrer Sicherheit ein Fort zu erbauen.

Die-

Diejenigen, welche mit dieser Arbeit nicht beschäfftigt waren, wurden Partheyenweise ausgeschickt, Vieh und Gefangene einzubringen, und plagten die armen Fischer, deren Lebensart sie nöthigte, sich an der Seeküste aufzuhalten, so sehr, daß viele derselben, blos durch die äusserste Noth gezwungen, ins Lager kamen, und den katholischen Glauben annahmen; worauf sie denn, so bald sie getauft waren, zu ihrer künftigen Sicherheit mit Pässen von dem Dechant versehen wurden. Die Spanischen Officiere, die jezt die Insel so gut als erobert ansahen, dankten Gott, daß er sie mit so wenig Blutvergießen in Besiz derselben gesezt. Den Adargoma heilten sie von seinen Wunden, und begegneten ihm so wohl, daß er sich bewegen ließ, ihre Religion anzunehmen, in welcher sie ihn unterrichteten, und ihm die Kastilianische Sprache lehrten. Bald darauf schickte man ihn nach Spanien. Folgende merkwürdige Geschichte erzählt man von ihm während seines Aufenthalts in diesem Lande: Sein Ruhm als ein ausserordentlicher Ringer verbreitete sich durch ganz Spanien. Ein Bauer von La Mancha, der auch wegen seiner Geschicklichkeit im Ringen berühmt war, und so viel Rühmens von Adargoma gehört hatte, foderte ihn eines Tages, von Eifersucht getrieben, heraus, seine Kunst an ihm zu versuchen. Adargoma nahm die Ausfoderung an, und sagte zu ihm: „Bruder, da wir ringen wollen, so müssen wir „auch vorher eins trinken.“ Er nahm darauf ein Glas Wein, und sagte zu dem Bauren: „Kannst du, „mit deinen beyden Händen, mich verhindern, dies „Glas Wein zum Munde zu bringen und auszutrinken, oder machen, daß ich einen Tropfen davon verschütte, dann müssen wir durchaus zusammen ringen; „kannst du das aber nicht, so wollte ich dir wohl ra„then, heim zu gehen.“ Er trank darauf den Wein, troz aller Bemühungen des andern ihn zu verhindern,

rein

rein aus, und der Bauer, voll Erstaunen über seine ungeheure Stärke, folgte klüglich seinem Rath, und schlich sich davon. Dies geschah in Gegenwart vieler Zeugen.

Achter Abschnitt.

Siebzehn Portugiesische Karavellen kommen nach Groß-Kanaria.

Um diese Zeit waren die Streitigkeiten zwischen den Höfen von Kastilien und Portugall noch nicht beygelegt. Als die Portugiesen erfuhren, daß die Spanier mit der Eroberung der Insel Groß Kanaria umgiengen, rüsteten sie siebzehn Karavellen aus, mit Soldaten, Lebensmitteln, Ammunition und allem was sonst nöthig war, wohl versehen, und schickten sie nach Groß-Kanaria ab, wo sie, an der Westseite der Insel, bey einem Ort, Namens Agaete, im Distrikt des Guanarteme von Galdar, ankerten. Die Eingebornen, welche sich einbildeten, daß sie ein Theil der Truppen von Guiniguada wären, zogen sich zusammen, um ihnen ein Treffen zu liefern; aber die Portugiesen benahmen den Kanariern, durch Dollmetscher, die sie mitgebracht hatten, ihren Irrthum, und gaben ihnen zu verstehen, daß sie gekommen wären, ihnen gegen ihre Feinde, mit denen sie Krieg führten, beyzustehen. Als die Eingebornen von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugt waren, freuten sie sich ausnehmend, weil sie durch ihren Beystand von ihren Verfolgern befreyet zu werden hofften. Sie empfiengen hierauf die Portugiesen aufs freundschaftlichste, und wurden bald mit ihnen eins, daß die erstern die Spanier zu Wasser, und zu gleicher Zeit die Kanarier sie zu Lande angreifen sollten. Sobald diese Schiffe sich neben dem Hafen sehen ließen, vermuthete Juan Rejon, welcher wußte, daß der Friede zwischen beyden

den Kronen noch nicht geschlossen sey, gleich ihre Absicht, und marschirte daher mit seinen Truppen aus Gulliguada, wo er nur eine kleine Besazung zurückließ, gegen den Hafen. Hier legte er zwey hundert Mann in einen Hinterhalt zwischen gewissen Hügeln von schwarzer Erde, die durch den Ausbruch einiger vormaligen Volkane entstanden waren. Als die Karavellen in dem Hafen ankerten, entstand eben ein Meerstrom, (Surf) der sich gegen die Küste brach und der in dieser Gegend sonst nicht gewöhnlich ist. Da nun die Portugiesen nicht Böte genug hatten, mehr als zwey hundert Mann auf einmal ans Land zu sezen, und die Stärke der Spanier nicht kannten, (denn sie waren ihnen nicht alle sichtbar, landeten) sie unerschrocken mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen; der Strom aber, welcher ungewöhnlich hoch stieg, trieb einige ihrer Böte an die Küste, unterdeß sie ihre Leute ans Land zu sezen suchten. Dies verhinderte sie, gleich nach den Schiffen zurück zu kehren, und mehr Truppen zu holen; und anstatt diese Böte gleich wieder in See zu lassen, eilten sie Land ein, um die kleine Anzahl von Spaniern, die sie gegen sich aufziehen sahen, anzugreifen, und zu Gefangenen zu machen. Als Juan Rejon ihr unbesonnenes Verfahren sah, entschloß er sich gleich, sich dasselbe zu Nuze zu machen, und sie anzugreifen, ehe sie noch Verstärkung von den Schiffen erhalten könnten. In dieser Absicht befahl er den zwey hundert Mann im Hinterhalt, sie zugleich mit den andern anzufallen, welches mit solchem Ungestüm geschah, daß sie augenblicklich die Handvoll von Portugiesen in größter Unordnung zu ihren Böten zurücktrieben; aber bey der Verwirrung und Eile, womit man sie in See ließ und sich hineindrängte, schlugen sie um, wurden durch den Strom ans Gestade zurück geworfen und in Stücken zerschmettert; so daß sehr wenige von den Leuten, welche

che gelandet waren, mit dem Leben davon kamen. Die Portugiesen an Bord der Schiffe, welche alles dieses mit ansahen, ohne daß sie, wegen der Hestigkeit des Stroms, welcher immer stärker anwuchs, im Stande waren, ihren Kameraden die geringste Hülfe zu leisten, lichteten die Anker, und wichen in die See zurück. Unterdessen hatten die Kanarier sich einiger Anhöhen, wo man die Aussicht auf das Spanische Lager und den Hafen Isletes hatte, bemächtigt; und da sie sahen, daß im Lager alles stille war, die Seeküste des Hafens von Leuten wimmelte, und einige Schiffe vor Anker lagen, andere aber unter Segel waren, schlossen sie, daß die Portugiesen eben im Landen begriffen wären, und warteten daher, bis sie den Angriff aufs Lager thun würden, weil sie von allem, was vorgegangen war, nichts wußten. Da sie aber gar nichts Feindseliges bemerkten, schickten sie endlich einen Spion aus, der den Spaniern in die Hande fiel, und zum Juan Rejon gebracht wurde, dem er die Verabredung zwischen den Eingebornen und den Portugiesen entdeckte. Der General ward über diese Nachricht so aufgebracht, daß er beschloß, gar kein Zutrauen weiter auf die Kanarier zu sezen, und anfieng, sie mehr als jemals durch beständige Einfälle ins Land zu plagen, wobey er oft ganze Heerden von Schafen und Ziegen wegführte, und viel Gefangene machte. Was die Portugiesen anbetrifft, so kreuzten sie noch immer um die Insel herum, und warteten auf eine Gelegenheit zu landen, und ihr Glück zum zweytenmal zu versuchen; da aber die See viele Tage lang sehr unruhig blieb, und sie fast alle ihre Böte verloren hatten, gaben sie ihr Vorhaben auf, und kehrten nach Hause zurück. Die Spanier, welche jezt mehr Muße hatten, vollendeten nun ihr Kastel, und die Befestigungen ihres Lagers. Da sie aber seit ihrer ersten Landung auf der Insel, welches jezt schon über acht

Monat war, gar keine Lebensmittel aus Europa erhalten hatten, sahen sie sich genöthigt, zweymal die Woche einen Haufen von zwey hundert Mann Fußvolk und einiger Reuterey ins Land auszuschicken, um in ziemlicher Entfernung von dem Lager Schafe und andre Lebensmittel aufzusuchen, denn die Einwohner getrauten sich nach der Schlacht bey Guiniguada nicht, (wie wir schon vorher bemerkt haben,) in den Ebnen zu bleiben, sondern zogen sich mit ihren Habseligkeiten in die Berge, wo die Spanier sie nicht anders, als mit großem Nachtheil angreifen konnten. Die wenigen Lebensmittel, die sie auf solche Art erbeuteten, nebst etwas Zwieback, den ein Niederländisches Schiff, welches Orchilla zu kaufen gekommen war, ihnen gebracht hatte, war das einzige, womit sie sich lange Zeit nähren mußten. Die Soldaten sammleten die Orchilla an den Felsen, so weit sie sich wagen durften, und verkauften sie dann an die Niederländer.

Neunter Abschnitt.

Uneinigkeit zwischen dem Juan Rejon und dem Dechant.

Der Mangel an Lebensmitteln veranlaßte viel Murren und Unzufriedenheit unter den Spaniern. Und wie bey schlechten Umständen die Soldaten gewöhnlich die Aufführung ihrer Generale schärfer zu untersuchen pflegen, als wenn alles glücklich geht, so giengs auch hier dem Juan Rejon; er wurde von dem Dechant Bermudas beschuldigt, daß er mit den Lebensmitteln nicht gehörig umgehe, und sie auch nicht gleichmäßig austheile. Da das Klagen und Murren täglich zunahm, so zerfielen endlich der General und der Dechant darüber gänzlich.

Der Dechant schrieb an den Hof von Kastilien gegen den Juan Rejon, und beschuldigte ihn, daß er die Lebensmittel verschwende, daß er den Krieg ungebührlich in die Länge ziehe, und es bey dem Siege, den er bey Guiniguada über die Kanarier erfochten, bewenden lasse; da er doch, wenn er diesen Vortheil verfolgt hätte, leicht die ganze Insel schon dem Scepter Ihrer Katholischen Majestäten hätte unterwerfen können.

So suchen oft Unterbefehlshaber auf dem Ruin der Ehre ihres Generals sich einen Namen zu bauen; denn aus dem, was sich in der Folge zutrug, werden wir sehen, daß Juan Rejon sich bisher als ein erfahrner Soldat bewiesen, vornehmlich dadurch, daß er an einem bequem gelegenen Orte ein Fort bauete, welches seinen Truppen im Fall der Noth zur Zuflucht dienen konnte.

Unter den Leuten des Juan Rejon befanden sich einige von denen, die sich von Lancerota nach Kastilien begeben hatten, um sich über den Diego von Herrera zu beschweren, und Schuld gewesen waren, daß der König ihm die drey Inseln abgenommen hatte. Sie ersuchten den Juan Rejon um seine Vermittelung bey dem Herrera, daß er sie in dem Besiz ihrer Güter in Lancerota wieder einsezen möchte; und versprachen ihm, wenn er dieses bewirkte, selbst nach Lancerota zu gehen, und die Armee von da aus mit so viel Lebensmitteln zu versorgen, daß es ihr, bis eine Verstärkung aus Spanien ankäme, an nichts fehlen sollte. Juan Rejon willigte in diesen Vorschlag, und um ihn auszuführen, ließ er nicht nur viel Beleidigungen, die Bermudas ihm täglich zufügte, ungeahndet hingehen, sondern überredte ihn sogar einer Versammlung der vornehmsten Officiere beyzuwohnen, die in der Absicht, sie mit einander auszusöhnen, angestellt ward. Bey dieser Zusammenkunft schien der Zwist völlig beygelegt

zu seyn, und man ward eins, daß Juan Rejon, um Lebensmittel anzuschaffen, nach Lancerota gehen, und Bermudas in seiner Abwesenheit die Truppen kommandiren sollte.

Er segelte demnach mit den verbannten Unterthanen des Diego von Herrera nach Lancerota ab. Als Herrera seine Ankunft erfuhr, und was für Leute ihn begleiteten, so schickte er seinen Sohn, Hernand Peraza, zum Hafen und ließ ihnen verbieten, zu landen, weil er noch immer, wegen des Verlusts der drey Inseln sehr aufgebracht gegen sie war. Juan Rejon redte ihn mit größter Höflichkeit an, erzählte ihm die Noth seiner Truppen in Groß-Kanaria, und sagte, daß er gekommen sey, um Lebensmittel für dieselben zu bitten, eine Gunst, die Ihro Majestät, Don Ferdinando, dankbarlichst erwiedern würden. Zu gleicher Zeit berichtete er den Don Hernand, daß er einige Unterthanen seines Vaters mitgebracht, welche gekommen wären, ihn wegen ihrer vormaligen Vergehungen um Verzeihung anzuflehen; und bat, daß sie diese Begnadigung bewilligen, und sich dadurch als wahre Nachkommen des berühmten Hauses Herrera beweisen möchten. Aber Hernand Peraza blieb bey allem dem unerbittlich, und wollte durchaus nicht gestatten, daß einer von ihnen am Lande verweilte, oder nur die geringste Erfrischung zu sich nähme, sondern zwang sie mit Gewalt, an Bord zurück zu kehren. Diese Begegnung erbitterte den Juan Rejon so sehr, daß er Befehl gab, zwey Kanonen seines Schiffs auf diejenigen, die an der Küste waren, abzufeuren, wodurch einer von den Hofkavalieren des Diego getödtet, und zwey andre verwundet wurden. Gleich darauf segelte er nach Kanaria zurück.

Zehnter Abschnitt.

Pedro de Algava kömmt nach Kanaria.

Als Juan Rejon zurück kam, fand er sich durch einen Gouverneur, Namens Pedro de Algava, suspendirt, der auf die Beschwerden des Dechant Bermudas aus Spanien hinüber geschickt war, die Ursach der Zwistigkeiten zu untersuchen. Die Flotte, mit welcher er kam, brachte einige Soldaten und eine geringe Quantität von Lebensmitteln mit. Dies war der erste Gouverneur, den man aus Spanien zu diesen Inseln abschickte. Seine Ankunft verdroß den Juan Rejon sehr, der aber klüglich seinen Unwillen verhehlte, und dem Gouverneur seine Aufwartung machte, der mit dem Dechant und andern Officieren zum Hafen gekommen war, ihn zu empfangen. Bald nachher versammlete Pedro Algava alle vornehmsten Officiere, in deren Gegenwart er seine Verhaltungsbefehle producirte, und ihnen ankündigte, daß es Ihro Majestät ausdrücklicher Befehl, und die Hauptabsicht seiner Ankunft sey, Frieden und gutes Vernehmen unter ihnen wieder hergestellt und befestigt zu sehen. Er ermahnte sie daher, als treue Unterthanen, den Dienst ihres Königs, und des Gottes, dessen Anbeter sie wären, und dessen Dienst sie durch Bekehrung der Ungläubigen befördern und dadurch viele Seelen vom Verderben erretten sollten, gehörig in Acht zu nehmen. Als Don Pedro diese Rede geendigt hatte, fieng Juan Rejon an, sich über die Begegnung, die ihm von dem Diego von Herrera in Lancerota widerfahren, zu beklagen, und that dem Gouverneur und der Versammlung den Vorschlag, daß man ihn für einen Rebellen, und Feind der vorhabenden Eroberung erklären, und als solchen behandeln müsse. Der Gouverneur und der Dechant, die sich gegen ihn verbunden hatten, gaben hierauf zur Antwort, daß sie gern alles, was

in ihrem Vermögen stünde, zum Besten des Volks und zu Beförderung der Eroberung, thun wollten, was aber seine Begegnung zu Lancerota anbetreffe, so sey sie die natürliche Folge seiner Unbesonnenheit, daß er die abgefallenen Unterthanen des Diego von Herrera mit dahin genommen. Rejon erwiederte hierauf, wenn er darinn einen Fehler begangen hätte, so sey er bereit, ihn wieder gut zu machen; er wolle nämlich gleich mit einigen Truppen nach Lancerota absegeln, und falls Herrera sich ihm widersezen sollte, mit Gewalt Lebensmittel wegnehmen; dies sey ein sehr leichtes Unternehmen, für dessen guten Erfolg er einstünde. Hierüber kams zu einem sehr hizigen Streit. Einige Zeit nachher nahmen der Gouverneur und der Dechant den Juan Rejon in Verhaft, und machten ihm den Proceß. Sie beschuldigten ihn der Partheylichkeit, Räuberey, Meuterey, und der Absicht, sich der Truppen, die zur Eroberung von Kanaria bestimmt wären, zur Rache an dem Diego von Herrera wegen einer Privatstreitigkeit zu bedienen. Aller dieser Vergehungen ward er von der Versammlung für schuldig befunden, und verurtheilt, als Gefangener nach Spanien zurückgeschickt zu werden. Nach seiner Abreise gaben die Feinde des Rejon dem Diego von Herrera Nachricht, was vorgegangen sey, und baten ihn zugleich, das Lager in Groß-Kanaria, welches großen Mangel litte, mit Lebensmitteln zu versorgen. Herrera willigte augenblicklich in diese Bitte; ehe aber noch seine Zufuhr ankam, hatten die Spanier sich schon durch ihre ausgesandten Partheyen hinlänglich für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse versorgt, und auch einige Gefangene gemacht. Da sie nämlich Nachricht erhielten, daß die Eingebornen an einem Orte, Namens Maya, eine Versammlung halten würden, marschirten sie aus, sie zu überfallen, und da sie nur eine kleine Anzahl, unter dem Guanarteme von Galdar

und

und dem Doramas, daselbst versammelt fanden, griffen sie dieselben an; sie thaten indeß eine so tapfere Gegenwehr, daß sie selbst alle davon kamen, aber eine Menge von Vieh zurückließen, welches die Feinde wegführten. Unterdessen brachte Doramas, weil er sahe, daß die Spanier durch den rauhen Weg und den langen Marsch sehr ermüdet waren, seine Truppen wieder zusammen, und paßte ihnen auf, da sie von einem steilen Berge herunterkamen. Hätten hier die Spanier nicht Wunder gethan, so wären sie gewiß alle in Stücken gehauen worden; so aber verloren sie nur fünf Pferde, nebst einigen von ihren Leuten, und behielten ihre ganze Beute. Dieser hartnäckige Widerstand beweist, wie groß ihre Noth wegen des Mangels an Lebensmitteln seyn mußte.

Eilfter Abschnitt.

Juan Rejon kehrt nach Groß-Kanaria zurück.

Als Juan Rejon zu St. Lukar de Barremeda in Spanien ankam, begab er sich gleich nach Sevilla, um vor den Kommissarien der Eroberung von Kanaria zu erscheinen, und gab ihnen eine solche Nachricht von seinem Verhalten, daß sie vollkommen mit ihm zufrieden waren. Da sie von der großen Noth hörten, unter welcher die Truppen in Groß-Kanaria wegen ihres großen Mangels an Lebensmitteln seufzten, gaben sie alsobald Befehl, daß vier Schiffe mit Lebensmitteln, unter dem Kommando des Pedro Hernandez Cabron, Regidor von Kadiz, dahin abgehen sollten. Auf eben der Flotte giengen Don Juan de Frias, der vor kurzem, nach dem Tode des vorigen Bischofs von Rubikon, an dessen Stelle ernannt war, und Juan Rejon, als General der Truppen in Kanaria, ab. Die Kommissarien empfahlen ihnen, daß sie alle Streitigkeiten zwischen den Officieren dieser Insel freund-

schaftlich beyzulegen suchen möchten. Ausser den vorerwähnten Personen, gieng auch Estevan Perez de Cabitos, als Alkalde Major, wozu ihn der König ernannt hatte, nach Kanaria. Die Flotte kam am 12ten Aug. 1479 glücklich in dem Hafen Isletes an, wo sie mit Freuden empfangen wurde. Bald darauf berief der Bischof eine Versammlung aller Vornehmsten in der Insel zusammen, wo er dann den Gouverneur und Dechant ernstlich ermahnte, in Einigkeit und Freundschaft mit dem Juan Rejon zu handeln, welcher auf Befehl der Kommissarien der Eroberung als General en Chef der Truppen in Kanaria zurück gekehrt sey, welchen Befehl er der Versammlung vorlegte. Aber der Gouverneur, welcher sah, daß dieser Befehl nicht von dem König unterzeichnet war, gab dem Bischof zur Antwort, er habe den Juan Rejon als Gefangenen, zugleich mit der Anklage gegen ihn, an den König gesandt, und er wisse von keinen Kommissarien der Eroberung, noch was für Vollmacht und Recht sie hätten, sich in die Angelegenheiten der Insel zu mengen. Der Bischof erwiederte, ohne gehörige Bevollmächtigung würden sie sichs gewiß nie haben unterstehen dürfen, als ein öffentliches Staatskollegium zu handeln, und beschwur ihn daher, die schuldige Achtung gegen die Mitglieder desselben nicht aus den Augen zu sezen. Alles aber, was er sagte, vermochte nichts über den Gouverneur, welcher, nebst dem Dechant und einigen Andern, erklärte, daß er den Juan Rejon nicht anders, als auf ausdrücklichen Befehl des Königs, für General en Chef der Truppen anerkennen würde. Da der Bischof nachher erfuhr, daß der Gouverneur und Bermudas willens wären, den Juan Rejon in Verhaft zu nehmen, redte er sie von diesem Vorhaben ab, und versprach dafür einzustehen, daß er mit dem ersten abgehenden Schiffe nach Spanien zurückkehren würde.

Unter-

Unterdessen beschlossen der Bischof und der Dechant, eine Expedition gegen die Eingebornen in dem Distrikt Tirarana, mit den Truppen, die unter dem Kommando des Pedro Hernandez Cabron vor kurzem aus Spanien angekommen waren, und einem Detaschement der alten. Sie schifften sich, in Begleitung des Bischofs, in dem Hafen Isletes ein, und segelten herum nach Tirarana, wo sie landeten, aber keinen Menschen fanden, der sich ihnen widersezte; denn sobald die Kanarier die Schiffe gewahr wurden, entflohen sie auf die Berge. Die Spanier marschirten ins Land, sie zu verfolgen, und plünderten unterwegs die Dörfer. Auf dieser Expedition machten sie eine große Beute von Schafen, Gerste, trocknen Feigen, u. s. w. welche sie auf die Schiffe brachten, damit sie dadurch auf ihrem Marsch nicht aufgehalten würden. Ein Kanarier, welcher Katholisch geworden war, und sich damals bey den Spaniern befand, gab dem Cabron den Rath, nicht eher, als nach zwey Tagen, von da aufzubrechen: denn, sagte er, ich bin fest überzeugt, daß die Kanarier sich alle versammelt haben, uns den Rückzug abzuschneiden; bleiben wir aber hier nur zwey Tage, so müssen sie, aus Mangel an Lebensmitteln, wieder aus einander gehen. Cabron, welcher die Tapferkeit und Verschlagenheit der Eingebornen noch nicht erfahren hatte, versezte, daß er sich vor nackten Leuten nicht fürchte; und befahl den Truppen, ihren Marsch fortzusezen. Auf dem Wege nach den Schiffen kamen sie an einen steilen Felsen, wo die Kanarier, wie der neue Proselyt vorhergesagt hatte, auf die Rückkehr der Spanier warteten, sie plözlich mit großem Geschrey anfielen, und sie in die Flucht schlugen, wobey zwanzig Mann ums Leben kamen, und etwa hundert verwundet wurden. Beym Nachsezen erbeuteten sie eine Menge Waffen, und machten verschiedne Gefangene. Als die auf den Schiffen zurück-

rückgelassenen ihre Kameraden gegen die Seeküste fliehen sahen, schickten sie gleich ihre Böte ab, sie einzunehmen, und deckten ihren Rückzug so gut sie konnten, indem sie mit ihren Gewehren auf die Feinde Feuer gaben. Cabron empfieng bey diesem Vorfall, durch einen Steinwurf, eine Wunde am Kopfe. Er kehrte nach Guiniguada zurück, wo er seine Leute ausschiffte, und als er sahe, wie groß noch immer die Uneinigkeit zwischen dem Gouverneur und dem Rejon sey, und wie geringe die Hoffnung, sie wieder auszusöhnen, segelte er mit dem leztern nach Spanien zurück.

Zwölfter Abschnitt.

Juan Rejon kömmt zum zweytenmal wieder nach Kanaria, und was darauf erfolgt.

Juan Rejon hatte einen Verwandten an dem Kastilianischen Hofe, Namens Don Ferdinando Rejon, Ritter des St. Jago Ordens und General en Chef der Artillerie. Dieser wirkte durch seinen großen Einfluß am Hofe den Befehl des Königs aus, wodurch er zum Gouverneur von Kanaria und zum Generalissimus der dasigen Truppen ernannt wurde, mit voller Gewalt, den Gouverneur Pedro de Algava gerichtlich zu verfolgen. Aber der Mangel an Mäßigung in der Ausübung einer so großen Gewalt über seinen Gegner, ward sein Verderben. Sobald er von den Kommissarien der Eroberung seine Befehle empfangen hatte, begab er sich nach Kadiz, wo er mit Hülfe des Dechant Juan Rejon, seines Verwandten, ein Schiff miethete, welches er mit dreyßig Mann, auf die er sich verlassen konnte, bemannte, und damit nach Groß-Kanaria absegelte. Am 2ten May 1480, gegen Abend kam er in dem Hafen Isletes an; landete aber nicht eher, als bis es finster war. Seine Leute waren vorläufig unterrichtet, Niemanden wissen zu lassen, daß er an Bord sey, sondern zu sagen, sie wären mit

Lebens

Lebensmitteln von Spanien gekommen, nebst noch zwey andern Schiffen, die sich noch zu Lancerota aufhielten, und auch Truppen und Lebensmittel an Bord hätten. Diese Nachricht fand Glauben, und erweckte allgemeine Freude. Juan Rejon schickte unterdeß insgeheim einen treuen Mann an den Don Alonzo Jaimes, seinen Schwager, und seinen Freund Don Estevan Perez de Cabitos, den Alkalde Major, sie von seiner Ankunft zu benachrichtigen, und die darauf zu nehmenden Maaßregeln abzureden. So bald dieser Bote zurück kam, stieg Rejon mit seinen dreyßig Leuten ans Land, und verfügte sich heimlich in das Haus des Alkalde Major, welches an die Kirche stieß.

Den folgenden Tag, als der Gouverneur, Pedro de Algava, in der Kirche war, und die Messe hörte, stürzten Juan Rejon, mit seinen Freunden und dreyßig Mann hinein, riefen: Gott erhalte den König! und bemächtigten sich sogleich des Pedro de Algava, den sie aus der Kirche schleppten, und ihn, wie ers vormals dem Rejon gemacht hatte, in Fesseln in den Thurm sperrten. Der Dechant Bermudas ward auch, nebst noch einigen andern verdächtigen Personen, in Verhaft genommen, und festgesezt.

Nun griffen die Freunde des Pedro de Algava zu den Waffen, und die ganze Stadt war in Aufruhr. Aber Juan Rejon übergab seine Bestallung dem Stadtschreiber, welcher sie öffentlich ablas, worauf denn das Volk ruhig ward, und wieder nach Hause gieng. Pedro de Algava ward vom 3ten May bis Pfingsten in engen Verhaft gehalten, während welcher Zeit Juan Rejon, mit Hülfe des Estevan Perez de Cabitos, beschäfftigt war, die Anklage gegen ihn aufzusezen, die darinn bestand, daß er ein geheimes Verständniß mit dem König von Portugall unterhalten, dem er die Insel verkauft und sich anheischig gemacht,

macht, sie ihm in die Hände zu liefern, wofür er auch schon wirklich einen Theil des Geldes empfangen. Die Zeugen, die man zu Bestätigung dieser Anklage vorführte, waren schlechte und übelberüchtigte Leute; gleichwohl ward er schuldig befunden, und verurtheilt, den Kopf zu verlieren. An dem bestimmten Tage ward der unglückliche Algava, unter Trompetenschall, auf den St. Antonsplaz herausgeführt, wo er, nachdem sein Verbrechen durch den öffentlichen Ausrufer förmlich bekannt gemacht war, enthauptet wurde.

Hierauf machte man auch dem Dechant Bermudas und den übrigen den Proceß, und da man sie der Meuterey, und daß sie Unruhen unter den Truppen angestiftet, schuldig befand, wurden sie aus der Insel verbannt, und an Bord einer Barke gesezt, die nach Gomera gieng. Einige Schriftsteller sagen, Juan Rejon habe den Herrn der Barke beredt, sie in einem Theil von Gomera ans Land zu sezen, wo die Eingebornen in einer Rebellion gegen den Sohn des Diego von Herrera, Hernand Peraza, begriffen waren, und sie daselbst für Freunde des Hernand Peraza auszugeben. Dies aber ist nicht bewiesen. Die Barke lief erst in den Hafen Rubikon zu Lancerota, wo sie alle ans Land stiegen, und von dem Diego von Herrera und seiner Gemahlinn sehr freundschaftlich empfangen wurden.

Dreyzehnter Abschnitt.

Vorhaben der Kanarier, achtzig Europäer ums Leben zu bringen. Pedro de Vera kömmt nach Groß-Kanaria.

Unterdessen die Spanier also mit Streitigkeiten und Zänkereyen unter sich ihre Zeit verschwendeten, und das Wesentlichere, die Eroberung der Insel, versäum-

säumten, hielt Doremas, der Guanarteme von Telde, mit dem Faykag und den Gayres, eine Zusammenkunft, um zu berathschlagen, was mit ihren Gefangenen zu thun sey, die ihnen etwas beschwerlich zu werden anfiengen, theils wegen ihrer Menge, theils wegen der Schwierigkeit, sie zu bewachen und zu unterhalten; denn die Lebensmittel wurden, wegen der häufigen Einfälle der Spanier, die ihr Getreide verdarben und ihr Vieh wegführten, täglich seltener. Das Resultat dieser Berathschlagung war der Entschluß, ihre Gefangenen hinzurichten; zu welchem Ende jeder seinen Gefangenen an einen bestimmten Ort bringen sollte. Als sie alle dahin gebracht waren, wurden sie gebunden, an einen Pfahl befestigt, und mit brennbaren Materien umgeben; indem aber das Feuer angezündet werden sollte, kam ein Frauenzimmer in großer Eile gelaufen, und rief laut, man sollte ja das Feuer nicht anzünden. Dieses Frauenzimmer stand in großem Ansehen bey den Eingebornen, und war die Aebtissinn oder Vorsteherinn der Magadas oder gottesdienstlichen Weiber. Ihr Sohn war einer von den Gayres, und hatte mit den übrigen seinen Gefangenen dahin gebracht; ihm erklärte sie, daß Akoran ihr befohlen habe, ihn zu warnen, daß er an dem Tode der Spanier nicht Theil nähme, weil ihn sonst gewiß ein schreckliches Unglück treffen würde. Da die Kanarier sehr abergläubig waren, und auf die Weissagungen gottesdienstlicher Personen großen Glauben sezten, so gab der Gayre, ihr Sohn, seinem Gefangenen alsobald die Freyheit. Die übrigen folgten seinem Beyspiel, und so wurden die Spanier gerettet, wobey die Kanarier sie zugleich erinnerten, dieser ihnen erwiesenen Wohlthat nicht zu vergessen.

Doch wieder auf den Juan Rejon zu kommen: da er sich jezt an seinen Feinden gerächet hatte, war er dar-

darauf bedacht, die Eroberung der Insel zu vollenden, und entschloß sich in dieser Absicht, einen Einfall in den Distrikt Tamarasenyte zu thun. Auf seinem Marsche dahin entdeckte er von den Bergen ein Schiff in dem Hafen, welches ihn bewog, nach Palmas zurück zu kehren. Dies Schiff kam mit einem neuen Gouverneur und General der Truppen; denn da der König von den Zwistigkeiten der Oberbefehlshaber in Kanaria Nachricht erhielt, fand ers für gut, den Pedro de Vera hinzuschicken, als einen Mann, auf welchen er sich verlassen könnte, und der seiner Meynung nach mit jeder nöthigen Eigenschaft sowohl eines Civil- als Kriegsbedienten begabt war. Als Pedro die Bestallung erhielt, begab er sich gleich zu den Kommissarien der Eroberung in Sevilla, um auch von ihnen seine Instruktionen zu empfangen, und von da nach Xeres de la Frontera, wo er seinen Freunden und Verwandten auftrug, alles, was zu seiner vorhabenden Expedition erforderlich war, anzuschaffen, im Fall die königlichen Bedienten sich saumselig beweisen sollten. Nachdem er darauf einige Truppen zu Fuß und zu Pferde angeschafft hatte, schiffte er sich mit ihnen in dem vorerwähnten Schiffe zu Kadiz ein, und ließ seinem Sohn, Ferdinando de Vera, Befehl zurück, noch zwey Schiffe mit Truppen, Lebensmitteln und Ammunition zu beladen, und ihm in möglichster Eile nachzufolgen. Den 18ten August 1480 kam er in dem Hafen Isletes an, wo er alsobald von seiner Ankunft mit der Verstärkung von Truppen und Provision, und daß er zwey andre Schiffe, die zu Kadiz für die Insel beladen würden, zurückgelassen, Nachricht gab. Diese Neuigkeit verursachte große Freude bey allen, ausser dem Juan Rejon und dem Alkalde Major, welche Ursach hatten zu fürchten, daß man sie wegen ihres strengen Verfahrens gegen den Pedro de Algava zur Rechenschaft ziehen würde. Gleichwohl

empfien-

empfiengen sie ihn mit einem Schein von Freude, als dem besten Mittel, ihre Besorgnisse zu verhehlen. Juan Rejon räumte dem Gouverneur seine eigne Wohnung, in dem sogenannten Schlosse, ein, und begab sich selbst in ein anderes Haus, so sehr ihn auch Pedro de Vera zu bereden suchte, unter einem Dache mit ihm zu bleiben. Gleich darauf erklärte er öffentlich, daß er willens sey, in dem nämlichen Schiffe, welches den Pedro herüber gebracht, nach Spanien zurück zu kehren, um wegen seines Verhaltens in Kanaria Rechenschaft abzulegen. Vera sagte ihm hierauf, dies Schiff sey sehr leck, und sonst sehr untauglich zu seiner Ueberfahrt, die andern beyden aber, die er von Kadiz erwarte, wären nicht nur sehr bequem, sondern auch neu und stark, und sollten ihm zu Dienste stehen. Uebrigens gab er vor, da er so eben erst angekommen sey, würd' er seines Raths, als eines erfahrnen Generals, in Absicht der Eroberung der Insel, und vieler andern Umstände, wovon er als Gouverneur unterrichtet seyn müsse, bedürfen. Durch diese scheinbaren Gründe bewog er ihn, so lange zu bleiben, bis die beyden andern Schiffe, auf denen seine beyden Söhne sich befanden, ankamen. Als sie in dem Hafen Isletes einliefen, schickte Pedro de Vera ihnen Befehl, nicht eher ans Land zu steigen, als bis er ihnen Nachricht geben ließe. Den folgenden Tag begab er sich, in Begleitung des Juan Rejon und vieler Officiere, an Bord der Schiffe, unter dem Vorwande, dem Juan dasjenige zu zeigen, auf welchem er nach Spanien zurückkehren sollte Als sie aber im Begriff waren, wieder ans Land zu steigen, kündigte Pedro de Vera dem Rejon und dem Alkalde Major an, daß sie, auf Befehl Ihrer Katholischen Majestäten, seine Gefangene wären, worauf sie sich ohne Widersezen ergaben. Pedro machte ihnen in aller Eile den Proceß, dessen Resultat war, daß man sie, nebst den versiegelten Akten,

ten, als Gefangene nach Spanien schickte. Als Juan Rejon in Kastilien ankam, bewirkt' er bald, durch Vermittelung seines Verwandten, des Generals der Artillerie, seine Loslassung, weil sich eben damals keiner von der Parthey des Pedro de Algava am Hofe befand. Er ward nicht bloß auf freyen Fuß gesezt, sondern erhielt auch bald nachher das Kommando einiger Truppen, die zur Eroberung der Insel Palma bestimmt waren.

Vor Pedro de Vera's Ankunft zu Kanaria, starb der Dechant Bermudas vor Verdruß und Gram zu Lancerota.

Vierzehnter Abschnitt.

Pedro de Vera thut einen Einfall, Tod des Doramas ꝛc. ꝛc.

Als der neue Gouverneur den Juan Rejon nach Spanien abgeschickt hatte, wünscht' er nun auch das Land näher kennen zu lernen; und marschirte daher mit der Reuterey und einem Theil des Fußvolks nach Arukas, wo damals die Zunft der Kanarier, welche der tapfere Doramas kommandirte, versammelt war; sich aber bey der Annäherung der Spanier auf einen Berg an der See, welcher jezt Doramas heißt, zurückzog. Da die Spanier immer näher anrückten, schickte Doramas einen Boten ab, und foderte einen von ihnen zum Zweykampfe heraus. Pedro de Vera wollte selbst die Ausfoderung annehmen, aber seine Officiere hielten ihn zurück, indem sie ihm vorstellten, wie sehr die Angelegenheiten des Königs darunter leiden würden, wenn ihm etwa ein Unglück begegnete. Unter der Reuterey befand sich ein Edelmann, Namens Juan de Hoces, welcher die Ausfoderung annahm, und von dem General die Erlaubniß erhielt, sich mit dem Kanarier zu schlagen. Als Doramas

ihn

ihn herankommen sah, näherte er sich ihm, und warf einen Susmago, oder Wurfpfeil mit solcher Gewalt ab, daß er des Spaniers Tartsche und Panzerhemd durchdrang, und ihm das Herz durchborte, so daß er, im Angesicht beyder Armeen, todt zur Erde fiel. Pedro de Vera, so sehr ihn dieses Unglück schmerzte, ließ sich doch im geringsten nicht dadurch abschrecken, sondern gieng mit größter Gelassenheit dem furchtbaren Kämpfer entgegen, um selbst seine Stärke gegen ihn zu versuchen. Voll Freude sah Doramas den General, welchen er kannte, auf sich zu kommen, und hoffte, ihn bald seinem Landsmann nachzuschicken. Er warf also einen Wurfpfeil ab, aber der vorsichtige General empfieng ihn mit der einen Seite seines Schildes, so daß er schief abglitschte, ohne seinen Körper zu berühren. Doramas kam darauf noch näher, und warf einen andern Pfeil, mit noch größerer Gewalt, als vorher, ab, welchem Vera gleichfalls durch Niederbücken auswich. Nun gab er seinem Pferde die Sporn, rannte auf den Doramas zu, eh' er Zeit hatte, noch einmal auf ihn zu zielen, und stieß ihm seine Lanze mit solcher Gewalt in die Seite, daß er zu Boden fiel. Er wollte seinen Stoß wiederholen, als Doramas mit der Hand winkte, zum Zeichen, daß er sich gefangen gebe. Als die Eingebornen ihren Befehlshaber fallen sahen, und ihn für todt hielten, fielen sie die Spanier wüthend an, seinen Tod zu rächen. Ein hartnäckiges Treffen erfolgte, worinn eine Menge der Kanarier getödtet, und die übrigen genöthigt wurden, sich auf den Berg zurück zu ziehen. Doramas, welcher gefährlich verwundet war, wünschte bekehrt und getauft zu werden; worauf man sehr große Sorge für ihn trug, aber vergebens, denn ehe noch die Armee Palmas erreichte, zeigten sich schon die Merkmale des herannahenden Todes an ihm; so daß man ihn auf der Stelle taufte, wobey Pedro de Vera Ge-

vatter stand. Gleich darauf starb er, und ward auf dem Gipfel eines Berges begraben; man errichtete eine Mauer von Steinen um sein Grab, mit einem Kruzifix in der Mitte. Einige Kanarier, die sich freywillig zu Gefangenen ergeben hatten, um ihren Befehlshaber zu Grabe zu begleiten, waren dabey zugegen.

Pedro de Vera rüstete jezt, ausser andern Unternehmungen, zwey Schiffe aus, um, wie er vorgab, eine Expedition gegen die Guanches in Teneriffa zu machen; und bewog, durch schöne Worte und große Versprechungen, zwey hundert der unterworfenen Kanarier, sich auf denselben einzuschiffen; seine wahre Absicht aber war, sie insgesammt nach Spanien zu schicken, weil er argwöhnte, daß sie dem Feinde von seinen Entwürfen Nachricht gäben, und sie daher aus dem Wege zu schaffen wünschte. Die Schiffe segelten also gegen Spanien ab; da aber die Kanarier den Piko auf der Insel Teneriffa (welcher, von Kanaria aus gesehen, ganz nahe zu seyn scheint,) aus dem Gesicht verloren, argwöhnten sie die wahre Bestimmung der Schiffe, und drohten den Spaniern, sie insgesammt über Bord zu werfen, wenn sie nicht augenblicklich nach Kanaria zurückkehrten. Die Spanier, welche der Vollziehung ihrer Drohungen fürchteten, landeten an Lancerota, welches ihnen am nähsten war. Diego von Herrera empfieng sie hier sehr freundschaftlich, vertheilte sie unter die Eingebornen, und versah sie mit Wohnung und Unterhalt. Sie blieben eine Zeitlang in Lancerota, und wurden nachher nach der Barbarey hinübergeschickt, um dem Kastel Agader Aguer, oder Santa Cruz, zu Hülfe zu kommen, wo sie fast insgesammt umkamen. Als es den Kanariern in Palmas bekannt wurde, daß ihre Kameraden zu Lancerota wären, wurden sie darüber so aufgebracht, daß sie die Spanier verließen, und sich

mit

mit ihren Landsleuten in den Bergen vereinigten, worauf sie dann den Krieg mit verdoppelten Muth erneuerten.

Funfzehnter Abschnitt.

Die Spanier bauen ein Fort zu Gaete.

Die Spanier hatten nun das ganze platte Land an der Seeküste im Besiz; denn die Kanarier wagten sich nicht in die Ebnen, aus Furcht den kleinen Partheyen der Reuterey, die allenthalben umhersprengten, in die Hände zu fallen; sie blieben daher immer auf den Bergen, uud in den Thälern zwischen denselben, deren Zugänge sie befestigten und mit Wachen besezten.

Pedro de Vera, der sie unmöglich fand, diese Pässe zu forciren, entschloß sich endlich, auf der andern Seite der Insel, in der Nachbarschaft der Berge und der Oerter wo die Eingebornen aufzulauren pflegten, ein Fort zu bauen, von dem er Ausfälle gegen sie thun, und immer, im Fall er zurückgeschlagen würde, einen sichern Zufluchtsort haben könnte.

Er nahm daher zwey wohlbemannte Schiffe, segelte um die Insel herum, und landete an einem Orte, Namens Gaete, den er zu seiner Absicht sehr bequem fand, da er wasserreich war, und einen Ueberfluß an Feigenbäumen hatte. Er fieng daher gleich an, ein kleines Fort von Steinen und Kalk aufzuführen, welches in zwey Monaten fertig war. Er legte eine Garnison von dreyßig Mann unter dem Kommando des Alonzo Hernandez de Lugo, eines erfahrnen Soldaten, hinein, und kehrte nach Palmas zurück.

Bald nachher schickte er einen Theil seiner Truppen gegen Tirarara, um einige Kanarier zu delogiren, die sich in einem steilen und hohlen Passe auf diesem

Wege

Wege befestiget hatten. Die Spanier, ihrer überlegnen Macht sich bewußt, und stolz über ihren neuerlichen Sieg, marschierten kühn auf sie los, und fiengen ohne Bedenken an, die steile Anhöhe zu ersteigen; aber die Kanarier vertheidigten sich so gut, indem sie Steine und lose Felsenstücke herabwarfen, daß sie die Spanier nöthigten, sich mit Verlust von fünf und zwanzig Todten, und einer großen Menge Verwundeten, zurückzuziehen. Eben um diese Zeit kam Pedro de Vera mit seinen Leuten an, und da er die seinigen so übel behandelt sah, entschloß er sich, ihren Verlust zu rächen, griff alsobald den Paß an, forcirte ihn, und zwang die Eingebornen, die vermuthlich diesen zweyten Angriff nicht erwarteten, sich zurückzuziehen.

Unter den Befehlshabern der Kanarier befand sich ein gewisser Ventagoya, einer der Gayres des Distrikts Galdar, ein unternehmender und tapferer Mann, der nach Palmas kam, unter dem Vorwande sich bekehren und taufen zu lassen. Er blieb hier einige Tage, und beobachtete alles aufs sorgfältigste, vornehmlich die Festungswerke, die Einrichtung der Spanischen Disciplin, und ihre Art die Wachen und Posten auszustellen. Als er von allem diesem hinreichend unterrichtet zu seyn glaubte, gieng er wieder zu seinen Kameraden in den Bergen, und that dann häufige Ausfälle bey Nacht, wobey er den Spaniern großen Schaden zufügte, indem er ihre Wachen tödtete, und diejenigen, die aufs Fischen oder Orchillasammlen ausgiengen, zu Gefangenen machte. Hierauf versammelte er eine große Menge seiner Landsleute, und that ihnen den Vorschlag, die Stadt Palmas bey Nacht zu stürmen, und so die Spanier auf einmal zu vertilgen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beyfall, und man machte folgenden Plan der Ausführung: in der Nacht wollten sie die Stadt umringen,

den Hauptangriff aber von der Seite nach der See hin thun, weil die Spanier von daher am wenigsten befürchteten. Ein kleiner Haufen sollte erst von der Landseite her die Stadt angreifen, um einen blinden Lärm zu machen, und die ganze Macht der Garnison dahin zu ziehen, wodurch denn die Seite nach der See hin ganz entblößt werden würde. Dieser Plan war gewiß gut entworfen, aber der Erfolg entsprach ihrer Erwartung nicht. Denn da diejenigen, welche von der Landseite den Angriff thun sollten, die bestimmte Zeit versäumten, und die andern, welche an der Seeseite darauf warteten, ein Geräusch in der Stadt hörten, so bildeten sie sich ein, der Angriff sey schon angefangen, stürzten daher aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und bestiegen, von dem tapfern Ventagoya angeführt, die Mauren. Die Wache, nebst der ganzen Besazung gerieth hierdurch gleich in Alarm, und vertheidigte den Ort mit großer Entschlossenheit. Die Kanarier, die den Tod nicht achteten, fielen in großer Menge wie auch viele der Spanier; endlich aber wurden die Eingebornen zurückgeschlagen. Pedro de Vera, der einen Hinterhalt befürchtete, wagte es nicht, sie über die Schanzgräben zu verfolgen, und begnügte sich, der ganzen Besazung Befehl zu geben, unter den Waffen zu bleiben, im Fall etwa die Kanarier, deren verzweifelte Tapferkeit er nun schon theuren Kaufs kennen gelernt hatte, in der folgenden Nacht wiederkämen, und den Angriff erneuerten. Einige Zeit nachher begab sich Ventagoya, der eine Art von Sturmleiter gemacht hatte, bey Nacht nach der Stadt, nur von einem seiner Freunde begleitet, und erstieg die Mauer ohne bemerkt zu werden; seinen Kameraden ließ er außerhalb zurück, um aufzupassen. Hierauf gieng er an einen ihm bekannten Ort, wo Pferde standen, tödtete die Schildwache, welche schlief, und zwey Pferde des Pedro de Vera. Da er jezt nicht

mehr Unheil anrichten konnte, ohne entdeckt zu werden, gieng er wieder zurück, wo er hergekommen war, wurde aber diesmal, als er über die Mauer stieg von einer Schildwache gesehen, die einen Stein auf ihn warf, der ihn so betäubte, daß er in den Graben fiel. Da die Schildwache weiter kein Geräusch hörte, und sich einbildete, daß er einer von den Soldaten der Besazung sey, welcher sich wegschleichen wollen, um zu fischen, so befürchtete sie, daß sie ihn getödtet, und rief daher die Wache nicht, sondern blieb ruhig auf ihrem Posten. Es scheint, daß Pedro vorher Befehl gegeben, daß kein Soldat, bey Lebensstrafe, in der Nacht aus der Stadt gehen sollte. Als Ventagoya's Kamerad das Geräusch seines Falles hörte, glaubte er, man habe ihn entdeckt, und wagte sich daher nicht in den Graben; da aber alles ruhig blieb, gieng er hin, half ihm ohne alles Geräusch heraus, und machte sich dann mit ihm davon, wiewohl Ventagoya durch den Steinwurf sehr beschädigt war.

Sechszehnter Abschnitt.

Juan Rejon kömmt zum viertenmal nach den Kanarischen Inseln.

Nachdem Juan Rejon sein Verhalten gegen den Pedro de Algava gerechtfertigt, und den Auftrag erhalten hatte, die Inseln Teneriffa und Palma zu erobern, segelte er mit vier Schiffen, die dreyhundert Mann Fußvolk und zwanzig Mann Reuterey an Bord hatten, von Kadiz ab; seine Gemahlinn und zwey seiner jungen Söhne begleiteten ihn. Er ankerte an Groß-Kanaria, um Erfrischungen einzunehmen, und seine alten Bekannten zu besuchen; stieg aber nicht ans Land, sondern segelte gleich weiter gegen Palma. Man sagt, da Pedro de Vera von seiner Ankunft gehört,

hört, sey er sehr erschrocken, aus Furcht daß es ihm eben so ergehen würde, wie dem Pedro de Algava; denn er war sich bewußt, daß er den Rejon, durch die verrätherische Art, wie er ihn in Verhaft genommen und als Gefangenen nach Spanien geschickt, sehr beleidigt hatte. Er schickte daher den Alonzo Jaimes, Rejons Schwager, an Bord, um ihn zu bitten, daß er nicht ans Land steigen möchte. Alonzo richtete diesen Auftrag glücklich aus, indem er ihm vorstellte, seine Landung würde nur einen Aufruhr in der Stadt erregen, weil Pedro de Vera entschlossen sey, sich ihm mit Gewalt zu wiedersezen, und dann würden auch seine Freunde in der Insel sehr darunter leiden müssen. Diese Gründe, nebst den Bitten und Thränen seiner Gemahlinn, Donna Elvira de Sotomajor, bewogen ihn weiter zu reisen. Unterwegs sah er sich durch widrige Witterung genöthigt vor Gomera zu halten, wo er und seine Familie, mit acht Mann, ans Land stiegen, sich nach ihren Beschwerlichkeiten zu erquicken. Die Gomeraner brachten ihnen, was ihre Insel gab, benachrichtigten aber gleich den Hernand Peraza von ihrer Ankunft, welcher darauf einige von seinen Leuten abschickte, den Juan Rejon vor ihn zu bringen. Dieser weigerte sich, seinen Befehlen zu gehorchen, sie wollten ihn daher mit Gewalt zwingen, und es erfolgte ein Handgemenge, worinn er ums Leben kam. Hernand Peraza machte gleich ein Manifest bekannt, wodurch er erklärte, daß er an seinem Tode keinen Theil habe, und versicherte, daß er bloß seine Leute abgeschickt, ihn vor sich zu bringen, um zu hören, was ihn bewogen, ohne seine Erlaubniß zu landen. Er besuchte darauf die Donna Elvira, um alle Schuld an dem Morde ihres Gemahls von sich abzulehnen; ließ auch den Juan Rejon mit den größten Ehrenbezeugungen in der großen Kapelle beerdigen, und begegnete seiner Wittwe und seinen Kindern mit großer

Zärt-

Zärtlichkeit und Ehrerbietung. Gleichwohl ergriff Donna Elvira die erste Gelegenheit, ihrem Bruder, Don Alonzo Jaimes in Groß-Kanaria, von allem, was vorgegangen war, Nachricht zu geben, und bat ihn, in aller Eile herüber zu kommen, und sie aus den Augen des Mörders ihres Gemahls wegzuschaffen. Er kam also, machte dem Hernand Peraza den Vorwurf, daß er seinen Bruder niederträchtiger Weise ermordet, und drohte ihm mit seiner Rache. Aber Peraza betheuerte, mit vielen Verwünschungen seiner selbst, seine Unschuld. Von Gomera segelte Don Alonzo, mit seiner Schwester, nach Groß-Kanaria, wo sie nicht landen wollte, aber an Bord des Schiffes von dem Gouverneur und andern Officieren besucht, und mit allen Erfrischungen, welche die Insel gab, versehen wurde. Sie reiste darauf, in Begleitung ihres Bruders, nach Spanien ab. Alle Truppen, die mit dem Juan Rejon, zu Eroberung der Insel Palma gekommeu waren, nebst den Lebensmitteln, wurden ans Land gesezt, und blieben zu Groß-Kanaria. Als Donna Elvira in Kastilien ankam, erschien sie mit ihren Kindern vor dem König und der Königinn, flehte dieselben um Mitleiden, und um Gerechtigkeit gegen den Hernand Peraza, wegen der Ermordung ihres Gemahls, womit er, wie sie behauptete, schon vorher umgegangen, als Juan Rejon nach Lancerota gekommen, und sich für die Königlichen Truppen in Groß-Kanaria Lebensmittel ausgebeten. Der König und die Königinn wurden sehr gerührt durch das Unglück der Wittwe und der Waisen des Juan Rejon; sie gaben ihr eine jährliche Pension von zwanzig tausend Maravedis, und zwey Häuser in Sevilla zu ihrer Wohnung. Ueberdem ernannten sie einen Richter, der nach Gomera hinübergehen, den Mord ihres Gemahls untersuchen, und den Hernand Peraza als Gefangenen nach Kastilien bringen sollte.

Als

Als Donna Elvira nach Sevilla kam, erfuhr sie, daß der Richter von dem Herzog von Medina Sidonia, einem Verwandten des Peraza, bestochen worden, und daß er sich, unter dem Vorwande einer Krankheit, in dem Hafen St. Maria verweile. Sie wandte sich darauf noch einmal an Ihro Majestäten, welche dann einen andern Richter mit dem nehmlichen Auftrage nach Gomera abschickten. Dieser brachte den Hernand Peraza nach Kastilien, wo er eine Zeitlang gefangen saß; da er aber mit einigen der besten Familien des Königreichs verwandt war, so wurden nicht nur bey dem König und der Königinn, sondern auch bey der Donna Elvira, viele Fürbitten für sein Leben eingelegt. Durch diese Vermittelung erhielt er Verzeihung, auf die Bedingung, daß er mit einer Anzahl Gomeraner zur Eroberung von Groß-Kanaria behülflich seyn sollte, bis die ganze Insel bezwungen sey, und unter Todesstrafe, wenn er diese Bedingung nicht erfüllte. Die Hauptursach seiner Begnadigung aber war folgende: Es befand sich damals am Hofe eine gewisse Donna Beatriz Bobadilla, ein Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit, und Staatsfräulein der Königinn, gegen welche der König, wie man glaubte, nicht gleichgültig war. Nun glaubte also die Königinn eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, ihrer Nebenbuhlerinn auf eine ehrbare Art loszuwerden, wenn sie dieselbe an den Hernand Peraza vermählte. Dies brachte sie zu Stande, und wahrscheinlicher Weise erhielt er deßwegen vornehmlich Begnadigung. Nachdem die Vermählung vollzogen war, segelte er ab, warb auf Lancerota und Gomera ein Korps von hundert und funfzig Mann zu Fuß und zwanzig Mann Reuterey, und begab sich damit nach Groß-Kanaria, um die Bedingung seiner Begnadigung zu erfüllen. Am ersten Februar 1483 landete er zu Gaete, wo Pedro das Fort erbaut

hatte, dessen Besazung Alonzo Fernandez de Lugo kommandirte. Von hier schrieb er an den Pedro de Vera, und entschuldigte sich, daß er ihm nicht erst zu Palmas seine Aufwartung gemacht, weil er den Bruder der Donna Elvira, von dem er gehört, daß er da sey, nicht gern beunruhigen wollen, und bat um Erlaubniß, zu Gaete zu bleiben. Der Gouverneur bewilligte diese Bitte, und bewirkte endlich noch eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Alonzo Jaimes.

Siebzehnter Abschnitt.

Der Guanarteme von Galdar wird zum Gefangenen gemacht.

Wenig Tage nach der Ankunft des Hernand Peraza, schickte Pedro de Vera ihm und dem Alonzo de Lugo Befehl, zu einer bestimmten Zeit einen Einfall in den Distrikt Galdar zu thun, da er selbst denn zugleich von der Stadt Palmas aus einen Einfall thun würde, um also die Eingebornen, wenn sie sich auf beyden Seiten zugleich vertheidigen müßten, zu schwächen. Pedro de Vera marschirte also von Palmas ab, und nahm seinen Weg über Arukas, wo er Halt machte, und die ganze Nacht über blieb. In derselben Nacht brachen Alonzo und Hernand von Gaete auf, und marschirten über Artenara, wo sie eine ansehnliche Beute machten, und verschiedne Kanarier ums Leben brachten, doch nicht ohne Verlust auf ihrer eignen Seite, weil der Feind verzweifelt focht, um seine Heerden zu retten. Früh Morgens rückten Peraza's Truppen in die Galdarschen Dörfer ein, wo sie den Guanarteme Guanache Semeden, und funfzehn andre Kanarier, mit Weibern und Kindern, überfielen und zu Gefangenen machten. Diese waren die Nacht vorher von den Bergen herabgekommen, um in

ihren Häusern zu schlafen, weil sie die Spanier nicht so nahe glaubten. Hierauf schickten Peraza und Lugo an den Pedro de Vera, welcher gleich mit seinen Leuten zu ihnen stieß. Sie theilten sich in die Beute, von welcher sie den fünften Theil für den König zurückbehielten, und marschierten darauf, Peraza nach Gaete, und Pedro de Vera nach Palmas, zurück. Der leztere nahm den Guanarteme von Galdar mit, durch welchen er bald Herr der Insel zu werden hoffte. Um diesen Zweck desto eher zu erreichen, fand ers für gut, ihn, nebst vier Gayres, nach Spanien an Ihro Katholischen Majestäten hinüber zu schicken. Er überlieferte sie also einem gewissen Miguel Morisca, mit Befehl, ihnen wohl zu begegnen, und ihnen ihren Zustand so angenehm zu machen, als er nur könnte. Er gab ihnen auch einen Dollmetscher mit, der der Kanarischen Sprache vollkommen mächtig war. Als sie in Spanien ankamen, wurden sie an den Hof geschickt, und dem König und der Königinn vorgestellt, welche sie aufs gnädigste empfiengen. Der Guanarteme beobachtete alles, was er sah, aufs genaueste, und erstaunte sehr über den Reichthum und die Macht der Spanischen Nation, und über den Glanz ihres Hofes; vor allem aber über die Pracht und die feyerliche Größe des Römischen Gottesdienstes. Er fiel vor Ihro Majestäten auf die Knie, äußerte den Wunsch, sich taufen zu lassen, und bat, daß sie sich herablassen möchten, seine Taufpathen zu seyn. Sie willigten in diese Bitte, und er empfieng also die Taufe unter dem Namen Ferdinando. Der König gab Befehl, ihn herrlich zu bewirthen, und erlaubte ihm und seinen Gefährten, nach Kanaria zurückzukehren. Vor ihrer Abreise macht' er ihnen viel Geschenke, und ermahnte sie, sich alle mögliche Mühe zu geben, ihre Landesleute zu bekehren und sie zum Gehorsam unter den Spanischen Scepter zu bringen.

Zugleich versprach er, daß er alle diejenigen, die sich freywillig seiner Herrschaft unterwerfen würden, im völligen Genuß ihrer Freyheit und Güter schüzen werde.

Der Guanarteme bat darauf den König, daß er ihm das Thal Guayayedra in Groß-Kanaria, als einen Ort, der an Feigenbäumen und Weide für sein Vieh einen Ueberfluß hätte, schenken möchte. Der König gewährte ihm seine Bitte gern, und der Guanarteme bezeugte darüber, wie über die vielen andern Gnadenbezeugungen, die er von seinen Händen empfangen, die größte Dankbarkeit.

Pedro de Vera hatte an den Hof geschrieben, daß es schlechterdings nothwendig sey, mehr Truppen und Provision nach der Insel zu schicken, weil er bey den verschiednen Angriffen auf die Eingebornen, wegen der rauhen unwegsamen Berge, worein sie sich zurückgezogen, viel Leute verloren hätte. Zugleich stellt' er vor, daß, wegen des langen Krieges, der Boden unangebaut und wüste läge, und also keine Lebensmittel zu bekommen wären, außer einigen wenigen Schafen und Ziegen, die seine Leute zuweilen den Eingebornen mit größter Lebensgefahr wegnähmen. Der König, welcher dies in Ueberlegung zog, gab dem Miguel Morisca Befehl, sich nach den Biskayischen Gebirgen zu begeben, und daselbst in möglichster Eile zweyhundert Mann anzuwerben. Mit diesen schiffte Miguel Morisca sich nach Kanaria ein, und nahm den Guanarteme Guanache Semeden, nebst den vier Gayres und dem Dollmetscher mit.

Während daß Miguel Morisca am Hofe war, bat er Ihro Majestäten, daß sie dem Hernand Peraza erlauben möchten, nach seiner Insel Gomera zurückzukehren; welche Bitte sie ihm gewährten.

Achtzehnter Abschnitt.

Die heilige Brüderschaft *) von Andalusien schickt Truppen nach Kanaria.

Gleich nach der Abreise des Miguel Morisca mit seinen zweyhundert Biskayern (die größtentheils aus Bogenschüzen bestanden,) schickte der König an die heilige Brüderschaft von Andalusien Befehl, den Kommissarien der Eroberung eine Kompagnie Ginetes, oder leichte Reuterey, und eine Kompagnie Bogenschüzen, in allem hundert und funfzig Mann zu Fuß und fünf und funfzig zu Pferde, anzuschaffen. Diese giengen zu St. Lukar de Barameda auf fünf Schiffen an Bord, und kamen, nach einem überstandenen Sturme, zu großen Vergnügen der Spanier glücklich in Kanaria an.

Pedro de Vera, der sich jezt mit Truppen und Lebensmitteln wohl versehen fand, marschirte gleich aus, die Kanarier in den Bergen anzugreifen. Diese waren voller Erstaunen über die wunderbaren Dinge, die der Guanarteme von Galdar ihnen von Spanien und der Macht des Königs erzählte; denn er hatte sich gleich, in der Absicht, die Kanarier zur Unterwerfung zu bereden, nach Galdar begeben, die vornehmsten des Volks versammelt, ihnen die Macht der Spanier beschrieben, und ihnen vorgestellt, wie vergeblich und unklug es seyn würde, sich ihnen länger zu widersezen, und daß eine solche Hartnäckigkeit nicht anders, als mit ihrem gänzlichen Verderben, sich endigen würde. Einige ließen sich durch seine Gründe bewegen, giengen hin, und unterwarfen sich freywillig; bey weitem der größte Theil aber weigerte sich, seinem Rath

*) Die Santa Hermandad, oder heilige Brüderschaft, wurde zu einer Zeit, da große Verwirrung in Spanien herrschte, errichtet, um Räuber zu unterdrücken.

Rath Gehör zu geben. Diese wählten dann den tapfern Tasarte zu ihrem General, und den Sohn des verstorbnen Guanarteme von Telde zu ihrem König; doch nicht eher, als nachdem sie die Oberherrschaft der Insel dem Don Ferdinando, dem vormaligen Guanarteme von Galdar, angeboten hatten, welchen sie aufs dringendste baten, die Parthey der Spanier zu verlassen, und mit ihnen sein Glück zu versuchen. Als er sich weigerte, ihr Anerbieten anzunehmen, machten sie ihm heftige Vorwürfe, daß er seinen Brüdern abgefallen, um es mit einem Volke zu halten, welches sich der größten Treulosigkeit gegen diejenigen, die seine Religion angenommen und sich ihm unterworfen, schuldig gemacht hätte. Zu gleicher Zeit führten sie verschiedne Beyspiele von der Treulosigkeit der Spanier an; unter andern daß Pedro de Vera zwey hundert Kanarier aus der Insel weggeschaft, unter dem Vorwande sie nach Teneriffa zu schicken, um gegen die Guanches zu fechten. „So bald nur die Spanier „uns alle erst unters Joch gebracht haben, sagten sie, „werden sies mit uns gewiß nicht besser machen; denn „wie können wir uns auf Leute verlassen, die sich „nicht schämen, ihre Versprechungen und feyerlichsten „Zusagen zu brechen? Wir wenigstens werden uns nie „unterwerfen, wir wollen uns auf die unwegsamen Ge„birge und die unzugänglichen Oerter der Insel mit „unsern Heerden zurückziehen, durch Befestigung aller „Zugänge unsre Unabhängigkeit behaupten, und uns „bis aufs äußerste vertheidigen.“ Als Don Ferdinando ihre Hartnäckigkeit sah, gieng er nach Palmas zurück, und berichtete dem Pedro de Vera was vorgegangen, der sich darauf entschloß, ohne Verzug die Kanarier anzugreifen. Zu diesem Ende zog er alle seine Truppen zusammen, diejenigen ausgenommen, die er zur Besazung in Palmas zurückließ, und rückte vor den befestigten Paß Ventagoya, welchen er rings-

herum

herum einsperrte, und funfzehn Tage davor verweilte; denn er glaubte, die Eingebornen, die sich mit ihren Weibern und Kindern daselbst befanden, würden sich entweder ergeben, oder vor Hunger umkommen müssen. Hierinn aber irrt' er sich, denn sie hatten sich mit Lebensmitteln auf einige Monate versehen. Als er dies erfuhr marschirt' er auf den Paß los, um ihn mit dem Degen in der Hand zu stürmen, ward aber, mit Verlust von acht Mann und verschiednen Verwundeten, tapfer zurückgeschlagen. Denn so bald die Eingebornen ihn annähern sahen, warfen sie eine solche Menge von großen Steinen und Pfeilen von den Felsen auf ihn und seine Leute herab, daß sie sich eilend zurückzogen. Da er also nicht hoffen konnte, hier etwas auszurichten, begab er sich nach Tirarara und Akayro, wo er eine Menge Vieh wegnahm. Von hier marschiert' er gegen eine andre natürliche Festung, Namens Titana, einen sehr festen Plaz, den einige der Eingebornen, die sich hier aufhielten, durch Kunst noch fester gemacht hatten; so daß sie sich für ganz sicher hielten, und gar keine Wachen ausstellten, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Aber Pedro de Vera und seine Truppen, zu denen noch einige der bekehrten Einwohner stießen, überfielen sie plözlich, tödteten ihrer dreyßig, und bemächtigten sich der Festung mit allen Lebensmitteln, die dahin gebracht waren. Allein sobald die Spanier, nachdem sie Titana ausgeplündert hatten, es wieder verließen, kehrten die Eingebornen wieder dahin zurück, befestigten es aufs neue, und stellten bessere Wachen aus, wie vorher. Pedro de Vera rückte hiernächst vor einen festen Ort, Namens Aradar, welcher einen Büchsenschuß hoch auf einem Berge lag. Er war von schroffen Felsen umgeben, und hatte nur einen engen Eingang, der zu einer natürlichen Gallerie führte, welche sich oben um den ganzen Berg herum zog; über dieser Gallerie

war

war noch eine Reihe von steilen Felsen mit einem engen Pfade, welcher zu dem Gipfel des Berges führte; dieser war eben, und hatte eine Quelle von vortrefflichen Wasser. Diesen Ort, wohin sich einige Kanarier, mit ihren Kindern und Gütern, reterirt hatten, stürmten die Spanier ebenfalls. Sie machten eine Menge Gefangene, erbeuteten viel Vieh, und tödteten diejenigen, welche die Pässe vertheidigten. Zwey Weiber stürzten sich, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen, von einem Felsen herab, und wurden zerschmettert, wovon der Felsen noch jezt den Namen Risco de las Mugeres, d. i. Weiberfelsen, führt. Von hier giengen die Spanier weiter gegen einen andern festen Plaz, Namens Fataga, welchen sie auch eroberten. Da die Eingebornen, welche Tasarte anführte, die Macht der Spanier täglich wachsen sahen, und daß ihre steilen Felsen sie nicht vor dem Feinde schüzten, befolgten sie den Rath des Don Ferdinando von Galdar, und unterwarfen sich dem Pedro de Vera; unter diesen befand sich der Faykag, Don Ferdinando's Onkel. Der tapfere Tasarte aber folgte dem Beyspiel seiner Landsleute nicht, sondern entschloß sich, da er sich von allen verlassen sah, lieber zu sterben, als sich zu unterwerfen; er stieg daher auf den Gipfel eines hohen Felsen, rief laut: Atirtisma! Atirtisma! (der Kanarier Art, Gott anzurufen) stürzte sich herab, und kam um.

Pedro de Vera verfolgte sein Glück immer weiter, und jagte die armen Kanarier aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln auf, bis er an einen festen Plaz, Namens Ajodar, kam, wo die mehrsten derselben sich mit ihren Weibern und Kindern zusammengezogen hatten, fest entschlossen, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen, und sich lieber über die Felsen zu stürzen, als dem Feinde zu unterwerfen. Der Gouverneur und alle Officiere, nebst dem Guanarteme von Galdar,

waren der Meynung, daß es am besten seyn würde, von der Seeseite her den Angriff zu thun. Er schickte daher den größten Theil der Truppen dahin, und gab dem Officier, welcher sie kommandirte, Befehl, nicht eher den Angriff zu thun, als bis er ihm Nachricht gäbe, weil er den Plaz von beiden Seiten zugleich zu bestürmen willens war. Dieser Officier aber (Miguel Morisca) und die Biskayer, die er bey sich hatte, voll Begierde, ihren bey Ventagoya erlittenen Verlust zu rächen, kehrten sich nicht an die Befehle des Pedro, die sie für Feigheit oder übergroße Behutsamkeit ansahen, und kletterten kühn die Felsen hinan, bis sie an die erste Station kamen, wo sie keinen Menschen fanden, der ihnen den Weg streitig zu machen suchte. Die Kanarier, welche während dessen ihre Bewegungen genau beobachtet hatten, ließen sie ungestört weiter rücken, bis sie alle in den ersten Paß gekommen waren. Nun erhuben sie plözlich ein großes Geschrey, und wälzten eine unzählige Menge ungeheurer Steine von den anliegenden Höhen auf sie herab. Die Spanier, nicht im Stande diesem unerwarteten Angriff zu widerstehen, suchten sich durch die Flucht zu retten; aber vergebens; denn der Paß, durch den sie heraufgestiegen waren, war so sehr enge und steil, daß sie nicht anders, als einer nach dem andern, auf allen vieren herabkriechen konnten. Und nun richteten die Kanarier ein schreckliches Blutbad unter den Flüchtlingen an; Miguel Morisca, und der größte Theil der Biskayer wurden niedergemacht. Aber Pedro de Vera, der von der andern Seite herauf kam, verhinderte ihre gänzliche Vertilgung; und Don Ferdinando von Galdar, gegen welchen die Eingebornen noch Ehrerbietung hatten, bewog sie, vielen das Leben zu schenken.

Der Eingebornen, die sich zu Ajodar versammelt hatten, als die Spanier es angriffen, sollen etwa drey hundert gewesen seyn. Nach dieser Niederlage, der herbsten, welche die Spanier, seit ihres ersten Versuchs gegen die Insel, erlitten hatten, zog Pedro de Vera sich nach Palmas zurück, um für seine Verwundeten, deren eine große Menge war, zu sorgen, und ließ über funfzig Mann Todte auf dem Schlachtfelde.

Neunzehnter Abschnitt.

Verfolg der Eroberung.

Nachdem sich Pedro de Vera eine Zeitlang zu Palmas aufgehalten, um seine Truppen auszuruhen, und die Verwundeten wieder herzustellen, musterte er seine ganze Macht, die aus Kastilianern, Eingebornen von Lancerota, Fuertaventura und den andern Inseln, den Kompagnien der heiligen Brüderschaft, wie auch einigen der bezwungenen Kanarier bestand, und sich in allem etwa auf tausend Mann belief. Diese versah er vollständig mit Waffen und andern Bedürfnissen, fest entschlossen, die Eroberung völlig zu Ende zu bringen, eh' er nach Palmas zurückkehrte.

Da er durch seine Kundschafter erfuhr, daß alle Kanarier sich mit ihren Weibern und Kindern zu Ansite, einem Orte, den man für unüberwindlich hielt, zusammengezogen, marschirt' er dahin, und schlug am Fuße des Berges sein Lager auf. Don Ferdinando von Galdar, welcher wußte, daß seine Landsleute entschlossen waren, lieber zu sterben, als sich den Spaniern zu ergeben, gieng mit Bewilligung des Gouverneurs zu ihnen, um zu versuchen, was er durch Ueberredung ausrichten könnte. So bald sie ihren alten Guanarteme sahen, drängten sie sich mit lauten Zurufungen um ihn her, und jeder der Anwesenden weinte

te lange, eh' er ein Wort vorbringen konnte. Der Guanarteme weinte mit ihnen, und beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Die Anzahl der hier versammelten Eingebornen belief sich auf sechs hundert streitbare Männer, und tausend Weiber und Kinder, unter denen sich alle Edlen, nebst dem Faykag und dem jungen Guanarteme von Telde, befanden. Dieser junge Mann war im Begriff, sich mit der Tochter des Königs von Galdar, die auch zugegen war, zu vermählen, und gedachte sich durch diese Verbindung zum König der ganzen Insel zu machen. Da ihr Schmerz sich endlich durch Worte zu erleichtern anfieng, beschwur sie Ferdinando in einer rührenden Rede, mit Thränen begleitet, Mitleiden zu haben mit ihren Weibern und Kindern, und alle Gedanken eines längern Widerstandes, der sich gewiß in ihrem gänzlichen Verderben endigen würde, fahren zu lassen. Er wollte für die Spanier einstehen, sezt' er hinzu, daß sie ihnen gut begegnen, sie im Besiz ihrer Freyheit und Güter schüzen, und vornehmlich gegen den Stand und die Würde der Edlen gebührende Achtung beweisen würden. Durch diese und dergleichen schmeichelnde Bewegungsgründe, vermocht' er endlich die Eingebornen dahin, sich zu ergeben; sie warfen also ihre Waffen nieder, und erhuben zu gleicher Zeit ein jämmerliches Geweine und Geheule. Der junge Guanarteme von Telde, als er seine Hoffnungen also vereitelt sah, stieg mit dem alten Faykag auf den Gipfel eines Felsen, wo sie einander umarmten, Atirtisma! ausriefen, sich denn herabstürzten, und sich so zusammen ums Leben brachten. Als der Tumult und das Weinen sich ein wenig gelegt hatten, brachte Don Ferdinando die Kanarier (unter denen sich seine eigene Tochter Teneshoia befand,) ins Lager, und stellte sie dem Pedro de Vera vor, der sie sehr gnädig empfieng und bewirthete. Er empfand kein geringes Vergnü-

gen über diese freywillige Unterwerfung, weil er wohl einsahe, daß wenn sie den Ueberredungen des Don Ferdinando nicht Gehör gegeben hätten, er sich nicht ohne vieles Blutvergießen des Orts würde haben bemächtigen können. Der Bischof, Don Juan de Frias, welcher vor einigen Tagen aus Lancerota angekommen, und eben zugegen war, sang bey dieser Gelegenheit das Te Deum. Dies geschah am 29sten April 1483, sieben und siebenzig Jahr nach Johann von Berancours erstem Versuch auf die Insel.

Zwanzigster Abschnitt.

Folgen der Uebergabe von Ansite.

Der Tag der Uebergabe von Ansite wird jährlich, als ein großes Fest, in der ganzen Insel Kanaria gefeyert; man hält dann eine feyerliche Procession, wobey die Standarte, die damals im Lager war, und nachher in der Kirche der heiligen Anna, der Schuzheiligen der Insel, niedergelegt ist, zur Schau getragen wird. Don Ferdinando's Tochter Teneshoia wurde unter dem Namen Donna Katharina getauft, und an den Don Ferdinando de Guzmann verheyrathet. Aus dieser Ehe stammen die Guzmans von Galdar in Kanaria. Don Ferdinando von Galdar hatte noch eine Tochter, Namens Tenaguan, die mit einem aus dem Hause Betancour verheyrathet wurde. Ferdinando selbst ward nachmals von den Guanches, in einer Expedition auf Teneriffa, ums Leben gebracht. Als die Truppen von der Eroberung nach Palmas zurückkehrten, bestieg Don Alonzo Jaimes de Sotomajor den Thurm, schwang die Standarte, und rief dabey dreymal: „Kanaria, Kanaria, Groß-Kanaria gehört „jezt Ihren hohen und großmächtigen Majestäten,

„Don Ferdinando und Donna Isabella, König und „Königinn von Kastilien und Leon.“

Nachdem also die Insel glücklich bezwungen war, schickte der Gouverneur diejenigen Truppen, die von den beyden Kompagnien der heiligen Brüderschaft noch übrig waren, nach Spanien zurück; mit ihnen giengen viel Officiere und Edelleute ab, die nicht Lust hatten, sich auf der Insel niederzulassen, sondern lieber bey der Eroberung von Granada dienen wollten. Pedro de Vera benachrichtigte durch dieselben Ihro Majestäten von der gänzlichen Bezwingung der Insel; er empfahl zugleich diejenigen, welche ihm treue Dienste im Kriege geleistet hatten, der königlichen Gnade, und bat, daß man Leute, zu Bewohnung der Insel, herüberschicken möchte. Diese Nachricht machte dem König viel Vergnügen; er gab alsobald Befehl, daß ein großer Theil der Ländereyen in Kanaria unter die Soldaten, ihrem Range und Verdienst gemäß, ausgetheilt werden sollte, und bewilligte denjenigen ausserordentliche Vorzüge und Freyheiten, die sich auf der Insel niederlassen wollten, welches größtentheils Andalusier waren. Er befahl auch, eine Menge von Fruchtbäumen, Pflanzen und Zuckerrohr von Madeira nach Kanaria hinüberzubringen, wo alles ausnehmend gut fortkam, und sich sehr vermehrte, weil der Boden und das Klima sich fast für alle Arten von Gewächsen vortrefflich schickt. Der Bischof und Gouverneur vertheilten die Kinder der Kanarier beyderley Geschlechts unter die Spanier, um sie in dem Glauben und der Lehre der Römischen Kirche zu unterrichten; alles Aergerniß zu vermeiden, wurden die Mädchen der Aufsicht der verheyratheten Frauen, und die Knaben der unverheyratheten Mannspersonen anvertrauet.

Den Instruktionen des Königs gemäß, erwählte der Gouverneur aus dem Adel zwölf Regidores *), die Insel in Civilsachen zu regieren, einen Sekretär, Alguazil Major, Unter-Sekretärs, und Alguazils, nebst andern Civilbedienten. Diese hießen der Cavildo. Der Bischof, Don Juan de Frias, bat angelegentlich, daß sein Siz von Rubikon in Lancerota nach Palmas verlegt werden möchte, welches er einige Jahre nachher, unter dem Pontifikat des Pabstes Innocenz VIII erhielt, zu großem Vergnügen des Pedro de Vera und der übrigen Einwohner von Kanaria.

Am 20sten Februar 1487 wurde diese Insel zu Salamanka, mit großen Feyerlichkeiten der Krone von Kastilien, einverleibt; sie bekam dabey den Titel eines Königreichs, und wurde von allen Pechos und Alkavalas **) frey erklärt. In eben dem Jahr gab der Pabst Innocenz VIII das Patronat des Bisthums von Kanaria, nebst seinen Beneficien, auf immer dem König von Spanien und seinen Nachfolgern.

Im Jahre 1499 schickte der König von Spanien ein Gesezbuch, nach welchem die Einwohner regiert werden sollten, nach Kanaria; und bestätigte zugleich gewisse Anordnungen, welche vormals die Eingebornen gemacht hatten.

Im Jahr 1515 gab der Kaiser Karl V der Stadt Palmas den Titel: Edle und königliche Stadt Palmas.

Ein

*) Das Amt der Regidores ist fast einerley mit dem der oben erwähnten Vier und zwanziger.

**) Gewisse Abgaben in Spanien.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Tod des Diego von Herrera.

Nicht lange nach der Eroberung von Kanaria fiel Diego von Herrera in eine Krankheit, und starb am 22sten Jun. 1485 zu Fuertaventura, in einem Alter von einigen siebzig Jahren. Er ward in dem Kloster St. Buenaventura, welches er selbst gestiftet hatte, begraben.

Er hinterließ drey Söhne und zwo Töchter; nämlich Pedro Garcia de Herrera, Sancho Herrera, und Hernand Peraza, die Töchter waren, Donna Maria de Ayala, die an den Diego de Sylva, Grafen von Pontalegre in Portugall, und Donna Konstanza Sarmiento, die an den Pedro Hernandez de Sayavedra, Marschall von Sahara, verheyrathet war. Einige Zeit vor seinem Tode theilt' er sein Reich auf den Inseln unter dem Sancho Herrera und dem Hernand Peraza.

Dem Hernand Peraza, der sein Liebling war, hinterließ er die Inseln Gomera und Hierro. Diesem folgte sein Sohn, Guillen Peraza de Ayala, der den Titel Graf von Gomera führte, in der Regierung. Er verkaufte die beyden Inseln für 7000 Dukaten an seinen eignen Sohn Diego de Ayala. Er starb im Jahr 1567, und sein Sohn im Jahre 1586.

Seinem Sohn Sancho Herrera vermachte Diego de Herrera einen Theil der Einkünfte und Gerichtsbarkeit der Inseln Lancerota und Fuertaventura, die unbewohnten Inseln Alegranza, Lobos und Santa Clara, nebst einigen Gütern in Spanien.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Pedro de Vera geht nach der Insel Gomera.

Unterdeß Pedro de Vera Groß-Kanaria, mit Zufriedenheit der Einwohner, in Frieden regierte, und der Früchte seiner bey der Eroberung ausgestandenen Beschwerden in Ruhe genoß, erhielt er Briefe aus Lancerota, von der Donna Ignes Peraza, der Wittwe des Diego von Herrera, die ihn benachrichtigte, daß ihr Sohn, Hernand Peraza, zu Gomera in großer Gefahr sey, weil die Eingebornen gegen ihn rebellirt hätten. Sie bat ihn um seinen Beystand gegen dieselben, und schickte zu gleicher Zeit einige Schiffe und Truppen, sich mit denen zu vereinigen, die er von Groß-Kanaria abzuschicken für gut finden würde.

Pedro de Vera zog gleich alle Truppen, die er entbehren konnte, zusammen, und segelte mit ihnen in zwey Schiffen, die sich in dem Hafen Isletes befanden, und denen von Lancerota, nach Gomera ab, wo Hernand Peraza eben in einem Thurm von den Eingebornen belagert wurde. So bald diese die Schiffe kommen sahen, hoben sie die Belagerung auf, und flüchteten sich in einen festen Plaz auf den Bergen. Pedro de Vera setzte ihnen nach, und nahm sie gefangen. Einige ließ er, den andern zum Beyspiel, hinrichten; die übrigen begnadigte er auf Fürbitte des Hernand Peraza; zwey hundert aber nahm er mit nach Groß-Kanaria, und verließ den Hernand Peraza höchst vergnügt über sein Betragen. Nach seiner Abreise begegnete Hernand Peraza den Eingebornen, sowohl Freunden als Feinden, mit großer Strenge; und nicht zufrieden mit den Reizen seiner schönen Gemahlinn, Donna Beatriz Bobadilla, verliebt' er sich in ein schönes Gomeraner Mädchen, welches in dem Distrikt Guahedun in einer Höhle lebte, in deren

Nachbarschaft er einige Kornfelder hatte. Als die Eingebornen dieses erfuhren, nahmen sie mit dem Mädchen Abrede, wie sie sich seiner bemächtigen könnten. Sie bestimmte ihm daher einen gewissen Ort zur Zusammenkunft, wohin er sich, bloß von seinem Hofkavalier und Pagen bekleidet, begab, ungeachtet diese sich alle mögliche Mühe gaben, ihn davon abzurathen. Ein gewisser Pablo Hapalupu, ein alter Mann, der in großem Ansehen bey den Eingebornen stand, war Anführer der Verschwörung. Dieser Mann hatte nicht lange vorher dem Hernand Peraza den Rath gegeben, die Gomeraner als seine Kinder anzusehen, und ihnen nicht hart zu begegnen, welches dem Gouverneur so sehr beleidigte, daß er nachher immer Misfallen und Argwohn gegen ihn äusserte, so daß Pablo sich seines Lebens nicht sicher hielt. Peraza fand seine Geliebte in einer Höhle, wo nur eine alte Frau bey ihr war; er gieng hinein, und befahl seinen beyden Begleitern, in einer andern Höhle nicht weit davon auf ihn zu warten. So bald Hapalupu und seine Mitverschwornen von seiner Ankunft Nachricht hatten, eilten sie hin. Unterwegs trafen sie einen Verwandten des Mädchens, Namens Hautakuperche, der über diese Liebesintrique des Peraza äusserst aufgebracht war, und nur Gelegenheit wünschte, den Schimpf seiner Familie zu rächen. Als er ihre Absicht, sich des Peraza zu bemächtigen, hörte, bat er sie aufs dringendste, so sehr zu eilen, als sie nur könnten, und nicht auf den Pablo, der nicht mit ihnen über Weg kommen konnte, zu warten; er lief zugleich voran, um den Eingang der Höhle zu besezen. Als das Mädchen das Geräusch der Kommenden hörte, bat sie dem Peraza, sich eilends anzuziehen, weil ihre Verwandten kämen, ihn gefangen zu nehmen. Er warf also eine Frauenskleidung über, um sich unkenntlich zu machen, und wollte davon laufen. Als

die

die alte Frau dieses sah, rief sie: „Das ist der Mann, „der in Frauenskleidern wegläuft, haltet ihn! haltet „ihn!“ Als er dies hörte, und sich entdeckt sah, kehrt' er in die Höhle zurück, und sagte: „Soll ich gefangen „genommen oder getödtet werden, so geschehʼ es doch „wenigstens nicht in Weiberkleidern.“ Er zog also seine Kleider und sein Panzerhemd an, nahm seine Tartsche und seinen Degen, und gieng an den Eingang der Höhle. Hautakuperche hatte sich unterdeß, mit einem hölzernen Wurfspieß bewaffnet; über den Eingang gestellt, und erwartete ihn. Als er den Peraza heraus kommen sah, warf er seinen Wurfspieß auf ihn herab, welcher durch die Fugen seiner Rüstung drang, und ihm den Nacken und den ganzen Leib durchborte, so daß er todt zu Boden fiel; worauf sie dann auch seine beyden Begleiter ums Leben brachten. Als der alte Pablo Hapalupu den Gouverneur ermordet sah, weintʼ er bitterlich, und sagte zu den Anwesenden, ihre Weiber und Kinder würden die Folgen dieser blutigen That bejammern. Der Greis überlebte diese Prophezeyung nur wenig Tage. Nach dem Tode des Hernand Peraza, begaben sich die Gomeraner, welche an seinem Morde Theil hatten, auf die Berge, erzählten ihnen, was vorgegangen war, und riefen dabey frohlockend aus: „Der Ganigo von Guahedun ist zer„brochen!“ Ganigo war ein irdenes Gefäß, aus welchem die Eingebornen bey öffentlichen Festen ihre Speisen zu essen oder Milch zu trinken pflegten; als sie daher eine große Menge von Leuten herzulaufen sahen, um den Leichnam des Hernand Peraza zu sehen, sagten einige von ihnen, sie kämen, aus dem Ganigo von Guahedun Milch zu trinken.

Donna Beatriz Bobadilla fand Mittel, sich den Leichnam ihres Gemahls zu verschaffen, welchen sie sogleich beerdigte, und sich darauf in aller Eile, mit ihren Kindern und den vornehmsten Einwohnern der

Stadt, in das Kastel an dem Hafen zurückzog. Kaum waren sie hineingekommen, als es von den Gomeranern, welche die Donna Beatriz entweder umbringen oder gefangen nehmen wollten, umringt und scharf besezt wurde. Sie blockirten es viele Tage, und brachten die Eingeschlossenen in sehr große Noth, wiewohl sie von einigen der Einwohner der Stadt, und auch von einigen Eingebornen aus dem Distrikt Drone, heimlich mit dem nothdürftigen versorgt wurden. Die Belagerer wollten mit Gewalt in das Kastel eindringen; aber die Belagerten trieben sie mit Steinen und Pfeilen, womit sie zum Glück gut versehen waren, zurück. Hautakuperche gab sich am meisten Mühe, das Kastel zu erobern; er war so geschickt und behende, daß er alle Pfeile, die man auf ihn abschoß, mit seiner Hand im Fluge auffieng. Endlich lockte man ihn an ein Schießloch an dem Fuße eines Thurms, wodurch man ihn denn unversehens mit einem Pfeil erschoß. Als die Eingebornen den Hautakuperche getödtet sahen, und wußten, daß Donna Beatriz dem Pedro de Vera von dem Mord ihres Gemahls Nachricht gegeben, so hoben sie, aus Furcht vor seiner Wiederkehr, die Belagerung auf, und zogen sich nach einem festen unzugänglichen Orte auf den Bergen zurück. Als Pedro de Vera von dem Morde Nachricht erhielt, segelte er mit vier hundert Mann nach Gomera ab, wo er die schöne Wittwe in dem Kastel antraf, welches sie noch nicht zu verlassen wagte, ungeachtet die Belagerung aufgehoben war. Er berathschlagte sich gleich mit ihr, wie es am besten anzufangen sey, die Mörder ihres Gemahls in die Hände zu bekommen und zu bestrafen.

Die Rebellen hatten sich zwischen den Bergen in einer starken natürlichen Festung, Namens Garagonohe, die nicht gestürmt werden konnte, eingeschlossen. Pedro de Vera, welcher besorgte, die übrigen der

Ein-

Einwohner möchten sich seinen Absichten widersezen, befahl durch eine öffentliche Proklamation allen Gomeranern, bey Todesstrafe, in die Kirche zu kommen, um den Begräbnißfeyerlichkeiten, die dem Leichnam des Hernand Peraza erwiesen werden sollten, beyzuwohnen. Sie fanden sich demnach an dem bestimmten Tage ohne Furcht ein, weil sie sich nicht bewußt waren, irgend etwas gethan zu haben, wodurch sie den Unwillen der Spanier verdient hätten, und wurden alle zu Gefangenen gemacht.

Hierauf marschirte Pedro de Vera gegen diejenigen, die sich zu Garagonohe eingeschlossen hatten, und bewog sie endlich durch schöne Worte und Versprechungen, sich zu ergeben. Er brachte sie dann nach der Stadt an dem Hafen, und verdammte daselbst, seines Versprechens, ihnen nichts zu Leide zu thun, ungeachtet, alle diejenigen aus den Distrikten Agane und Orone, die über funfzehn Jahr alt waren, zum Tode. Dieses ungerechte Urtheil (denn nur wenige hatten an dem Morde des Peraza Theil,) ward mit größter Strenge vollzogen; einige wurden gehängt, andre ersäuft, andre durch Pferde zerrissen. Nicht zufrieden mit dieser grausamen Strenge, ließ er vielen Hände und Füße abhauen, und verbannte andre. Ein Niederträchtiger, Namens Alonzo de Cota, welcher eine Anzahl der Verbannten in einem Schiff nach Lancerota bringen sollte, warf sie unterwegs alle über Bord. Die Weiber und Kinder der Hingerichteten wurden zu Sklaven verkauft. Nach dieser abscheulichen Mezelung kehrte Pedro de Vera nach Kanaria zurück. Er hatte zu Gomera erfahren, daß die Eingebornen dieser Insel, die sich in Kanaria aufhielten, an ihre Landsleute in Gomera geschickt, und sie ermahnt hatten, den Hernand Peraza zu ermorden, im Fall er sich unterstehen würde, ihre Weiber oder Töchter zu mißhandeln, mit der Versicherung, daß sie ent-

schlossen wären, es mit jedem, der ihnen oder den ihrigen in Kanaria so begegnen würde, eben so zu machen. Dieserwegen ließ er alle Gomeraner, die sich in Kanaria befanden, etwa zwey hundert an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder, in einer Nacht in Verhaft nehmen, die Männer hinrichten, die Weiber und Kinder aber zu Sklaven verkaufen.

Als der Bischof, Don Juan de Frias, von diesem Verfahren hörte, ward er sehr unwillig über den Gouverneur wegen seiner barbarischen Grausamkeit. Gleichwohl gieng er zu ihm, und stellte ihm mit aller Gelassenheit vor, wie unrecht er thue, Christliche Kinder zu Sklaven zu verkaufen. Der Gouverneur erwiederte, sie wären keine Christen, sondern Kinder der Ungläubigen, die den Hernand Peraza ermordet hätten, und ihn ebenfalls ermordet haben würden. Der Bischof gab hierauf zur Antwort: „Was Sie betrifft, „so werden Sie am Ende vor Gott erscheinen, und „Rechenschaft geben müssen wegen des unschuldigen „Bluts, dessen Stimme zu ihm um Rache gerufen „hat; was aber mich betrifft, so werd' ich alle diejenigen in Bann thun, die Theil daran gehabt haben „oder haben werden, diese Kinder aus der Insel wegzuschicken.“ Hierauf sagte der Gouverneur, wenn er sich ferner unterstünde, seiner Zunge solche Freyheit zu verstatten oder in solchem Ton zu ihm zu sprechen, so würde er eine glühende eiserne Kappe auf seinen Kopf schlagen. Der Bischof gieng hierauf nach Hause, sehr gekränkt durch das Betragen des Gouverneurs gegen ihn, sowohl als durch seine unmenschliche Behandlung der Gomeraner. So bald er eine schickliche Gelegenheit fand, schiffte er nach Spanien, wo er sich bey Ihro Majestäten von Kastilien über den Pedro de Vera, wegen seines ungerechten und grausamen Betragens gegen die Gomeraner, beschwerte.

Der

Der König und die Königinn gaben Befehl, die Sache zu untersuchen; es geschah, und des Bischofs Anklage wurde gegründet befunden. Hierauf befahl der König, daß man die Gomeranischen Sklaven wieder in Freyheit sezen, und daß die Verkäufer derselben schuldig seyn sollten, den Käufern ihr Geld wieder zu erstatten.

Der Bischof, Don Juan de Frias, starb bald, nachdem er dieses gute Werk für die Gomeraner gethan hatte.

Unser Autor sagt nichts von der Ursach des ersten Aufstandes der Gomeraner gegen den Hernand Peraza; aber aus dem, was wir erzählt haben, sieht man leicht, daß die Unterdrückung desselben den zweyten veranlaßte; denn der geheime Umgang zwischen dem Mädchen und dem Peraza geschah nicht mit ihrer Einwilligung, sonst würde sie ihn ihren Verwandten nicht verrathen haben; sondern er zwang sie dazu durch seine unumschränkte Gewalt, welcher kein Mensch auf der Insel sich zu widersezen wagte. Wir können hier das Verhalten des Pedro de Vera mit dem des Johann von Betancour in ähnlichen Umständen vergleichen, und den Unterschied bemerken. Hätte Donna Beatriz ihre Klagen dem Johann von Betancour vorgebracht, so würde er ihr geantwortet haben, ihr Gemahl habe von Leuten, die gegen ihre gekränkte Ehre nicht gleichgültig wären, den würdigen Lohn seiner Thaten empfangen. Aber enge Seelen fassens nicht, daß es eine bessere Methode gebe, diejenigen, die sie Barbaren nennen, zu beherrschen, als Gewalt und Härte.

Pedro de Vera ward bald nachher von seinem Gouvernement zurückberufen, theils wegen der Beschwerden des Bischofs, theils weil er ein erfahrner General in gebirgigten Gegenden war, und die Kunst verstand, einen Feind aus festen unzugänglichen Oertern, wie in

Groß-

Groß-Kanaria, zu delogiren; denn da die Gebirge in Granada, woraus der König die Mauren zu vertreiben wünschte, voll solcher Oerter sind, so glaubt' er, daß Pedro de Vera sich hier gut gebrauchen lasse. In dieser Absicht ließ er ihn herüberholen, empfieng ihn gnädigst, und macht' ihn zum Marschall und Kommissarius des Kriegs in Granada, worinn er sich großen Ruhm erwarb; doch zog er sich seine Zurückberufung sehr zu Herzen, weil er wohl einsah, daß die Beschwerden des Bischofs die wahre Ursach derselben gewesen waren.

Pedro de Vera hatte sechs Söhne. Einer derselben, Namens Hernando de Vera, welcher einen Unwillen gegen Ihro Majestäten hegte, und von seiner Leidenschaft verblendet war, ließ satyrische Verse gegen dieselben machen, die er insgeheim einigen seiner Freunde zeigte, welche sie wieder andern mittheilten, bis sie endlich dem König und der Königinn zu Gesicht kamen. Diese wurden darüber so sehr aufgebracht, daß sie einen Richter nach Xeres de la Frontera schickten, wo der wahre Verfasser des Pasquills wohnte, um ihn zu entdecken. Der Teniente *) der Stadt ward bey dieser Untersuchung des Verbrechens schuldig befunden, und verurtheilt, auf dem Marktplaze seinen Kopf zu verlieren, welches dann auch geschah. Verschiedne andre Personen in Xeres, welche Theil daran gehabt hatten, wurden des Reichs verwiesen. Hernando de Vera, welcher einige Zeit vorher das Ungewitter sich zusammenziehen sah, entfloh nach Portugall. Da man aber auf seine Auslieferung eine große Belohnung sezte, hielt er sich hier nicht sicher, und gieng daher nach der Insel Gomera, wo er

*) Der Teniente ist die nächste Magistratsperson nach dem Corregidor.

er sich unter den Schuz der Donna Beatriz Bobadilla begab, die gegen seinen Vater, wie wir vorher gesehen, so grosse Verbindlichkeiten hatte. Da aber die Königinn Isabella öffentlich bekannt machen ließ, daß derjenige, der den Hernando de Vera gefangen überliefern würde, wegen jedes Verbrechens, das er begangen haben möchte, Verzeihung und noch eine große Belohnung oben darein erhalten sollte; so glaubte Donna Beatriz Bobadilla, die nichts mehr wünschte, als nach Kastilien zurück zu kehren, aber es aus Furcht vor der Eifersucht der Königinn nicht zu thun wagte, jezt die schönste Gelegenheit gefunden zu haben, ihren Wunsch zu erreichen; sie nahm daher höchst undankbarer Weise den Vera in Verhaft, ließ ihn genau bewachen, und schiffte sich mit ihm nach Spanien ein. Da sie sich aber, wegen widriger Witterung genöthigt sah, vor Madera zu ankern, und die Portugiesen daselbst erfuhren, daß sie einen Sohn des Pedro de Vera, den sie kannten und sehr hochachteten, als Gefangenen nach Spanien brächte, baten sie die Donna Beatriz, aus Achtung für das Andenken seines Vaters, ihm zu erlauben, daß er ans Land steigen, und sich erquicken dürfte. Sie schlug ihnen dieses ab, worauf sie einige Böte zusammenbrachten, mit Gewalt das Schiff erstiegen, und ihn ans Land brachten. Bald darauf schickten sie ihn nach Portugall, und ließen die Donna Beatriz Bobadilla nach Gomera zurückkehren, bedeckt mit Schimpf und Schande, ein Gegenstand des Spotts und der Verachtung aller, die von ihrer schwarzen Undankbarkeit, und der gerechten Vereitelung ihrer Absicht gehört hatten.

Hernando de Vera war so unbesonnen, daß er einige Zeit nach seiner Ankunft dies Reich verließ,

und

und nach Andalusien gieng, wo er in Verhaft genommen wurde, aber durch Hülfe seiner Verwandten Mittel fand, zu entwischen. Endlich bewirkte sein Vater, welcher Ihro Majestäten seine langen und treuen Dienste vorstellte, und für seinen Sohn um Verzeihung bat, seine Begnadigung, unter der Bedingung, daß er in der Besazung von Mellila in der Barbarey, mit einiger Reuterey auf seine eigne Kosten dienen sollte. Er begab sich also dahin, starb aber bald nach seiner Ankunft. Sein Vater Pedro de Vera starb in einem hohen Alter zu Xeres de la Frontera, und ward daselbst in dem Kloster des heiligen Dominikus, welches er zum Begräbnißplaz für sich und seine ganze Familie, erbauet und ausgestattet hatte, begraben.

Geschichte
der
Entdeckung und Eroberung
der
Kanarischen Inseln.

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

Von der Insel Palma, und den alten Einwohnern derselben; ihre Sitten, Gewohnheiten, Religion, u. s. w.

Als die Europäer zuerst auf dieser Insel landeten, trug sie keine Art von Getreide, oder eßbarer Wurzeln, ausser der Wurzel des Farrenkrauts, von welcher die Eingebornen Mehl machen, (wie die Einwohner dieser und andrer Kanarischen Inseln noch jezt thun,) wie auch von dem Saamen eines Baums oder Gesträuchs, Namens Amagante. Diese beyde Arten von Mehl aßen sie mit Milch oder Brühe vermischt. Ihre andern Arten von Speise waren Ziegen- Schaf- und Schweinefleisch, welches sie gebraten oder gesotten essen. Die Felle der beyden erstern dienten ihnen zur Kleidung, und von der Haut der leztern machten sie Schuhe. Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren hölzerne Stangen, vorn mit einer scharfen Spize, und durch Feuer gehärtet, welche sie Moka nannten.

Die

Die Insel war in zwölf Distrikte abgetheilt, deren jeder von seinem eignen Herrn oder Hauptmann regiert wurde. Ihre Polizey aber war nicht so gut, als auf den andern Inseln, denn derjenige wurde für den Klügsten und Geschicktesten gehalten, der so künstlich zu stehlen wußte, daß keiner ihn ertappte; ward Jemand entdeckt, so geschah ihm weiter nichts, als daß er das Gestohlene wieder herausgeben mußte. War jemand von einem aus seinem eignen Distrikt beleidigt, so hielt ers für klein, sich darüber bey seinem Hauptmann zu beschweren; er rächte sich vielmehr selbst, indem er alle seine Freunde und Verwandten zu Hülfe nahm, und Wiedervergeltung ausübte; worauf sie insgesammt wegzogen, und sich in einem andern Distrikt niederließen. Ihr Gottesdienst war folgender: In jedem Distrikt war eige große Säule oder Pyramide, von losen Steinen so hoch als möglich aufgeführt. Hier versammelten sich die Eingebornen zu gewissen Zeiten, sangen und tanzten um die Pyramide herum. Dies war auch der Ort, wo sie kämpften, rangen, und andre Proben ihrer Behendigkeit ablegten. In einem der Distrikte war, statt der Pyramide von losen Steinen, eine natürliche, die aus einem schmalen und an hundert Klaftern hohen Felsen bestand. Hier verehrten die Eingebornen ihren Gott Idafe, dessen Namen noch jezt der Felsen führt. Sie waren in beständiger Furcht, daß er einmal umfallen würde; so oft sie daher ein Schaf oder eine Ziege schlachteten, brieten sie ein Stück davon, und schickten es durch zwey Personen dem Felsen als ein Geschenk. Im Hingehen sang derjenige, der das Opfer trug, die Worte: „Y Iguida, y Iguan, Idafe!“ Das heißt in ihrer Sprache: „Er will fallen, Idafe!“ Der andre antwortete darauf in dem nehmlichen Ton: „Guegerte, y guantaro;“ das heißt: „Gieb ihm, und er wird nicht „fallen.“ Dann warf er das Fleisch hin, und beyde

gien-

giengen weg; worauf es von den Raben, die um den Felsen herumschwärmten, bald verzehrt wurde.

Gegen die Sonne und den Mond bezeigten sie eine große Verehrung, und berechneten die Zeit sehr genau, um zu wissen, wenn Neumond, Vollmond und andre gottesdienstliche Tage, einfallen würden. Ausserdem erkannten sie einen Gott im Himmel, größer als alle andre, Namens Abora, welchen sie anbeteten. Mein Autor versichert, der Teufel sey den Eingebornen zuweilen in Gestalt eines kleinen Pudelhundes erschienen. Sie fürchteten sich ausserordentlich vor Krankheiten, so daß wenn jemand von ihnen krank wurde, er seine Freunde und Verwandten kommen ließ, und zu ihnen sagte: „Vakaguare;“ das heißt: „Ich „wünsche zu sterben.“ Sie trugen ihn darauf in eine Höhle, legten ihn auf ein Bette von Ziegenfellen, sezten einen Krug mit Milch neben ihn, schlossen dann den Eingang der Höhle zu, und liessen ihn so ganz allein sterben. Sie begruben ihre Todten in Höhlen, und legten immer Ziegenfelle unter sie, weil sies für unschicklich hielten, daß ein Leichnam die Erde berühre.

Dies ist das Einzige, was man von den Gebräuchen der alten Palmaner mit Gewißheit weiß. Von ihrer Sprache wird man am Ende dieses Werks einige Ueberbleibsel finden.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Eroberung der Insel Palma.

Wir haben bereits erzählt, wie die Spanier in ihrem Anariff auf Palma, unter dem Kommando des Guillen Peraza, welcher selbst dabey sein Leben verlor, zurückgeschlagen worden. Nach seinem Tode

thäten seine Unterthanen in der Insel Hierro verschiedne Einfälle auf Palma, um den Eingebornen ihr Vieh wegzunehmen, und auch Gefangene zu machen, die sie zu Sklaven verkauften. Auf einer dieser Expeditionen fiel ihnen ein Mann und eine Frau in die Hände, welche leztere die Schwester eines der Hauptleute der Insel, Namens Garehagua, war. Als sie sah, daß man sie ins Schiff bringen wollte, that sie einen so männlichen Widerstand, daß der Spanier, dessen Gefangene sie war, sich genöthigt sah, zu seinen Waffen seine Zuflucht zu nehmen, um sich zu wehren, und sie zu verhindern, daß sie ihm nicht entwischte, so daß er sie, indem er sich mit ihr herumschlug, ums Leben brachte. Nicht lange nachher machten die Eingebornen mit den Spaniern von Hierro Frieden, und führten einen wechselseitigen Handel mit ihnen. Nun trug sichs zu, daß unter andern Spaniern, die des Handels wegen nach Palma kamen, sich auch derjenige befand, der die Frau umgebracht hatte. Eines Tages, da er mit dem Garehagua sprach, erzählt' er ihm die Begebenheit, ohne zu wissen, daß die Frau seine Schwester gewesen war. Als aber Garehagua diese Geschichte, und zwar aus des Mörders eignen Munde hörte, sagt' er zu ihm: „Dein Unstern hat dich in „meine Hände geführt, daß ich den Tod meiner Schwe„ster räche.“ Mit diesen Worten stieß er ihm seinen Stecken, der mit einem spizen Ziegenhorn bewaffnet war, in den Leib, und tödtete ihn auf der Stelle, eh' ihm jemand zu Hülfe kommen konnte. Dieser Vorfall machte dem Frieden ein Ende, und beyde Partheyen fiengen aufs neue den Krieg an.

Bey einem andern Einfall der Hierroner in diese Insel, trafen sie ein schönes Frauenzimmer von riesenmäßiger Größe, welches mit großer Tapferkeit und Entschlossenheit focht. Da diese edle Kriegerinn sich auf allen Seiten von den Feinden umringt sah, so daß

ihr kein Weg zu entwischen übrig war, ergriff sie plözlich einen Spanier, nahm ihn unter den Arm, und lief mit ihm einem hohen und steilen Felsengipfel zu, in der Absicht, sich mit ihrem Feinde zugleich herabzustürzen; welches ihr gewiß gelungen seyn würde, hätte nicht ein andrer Spanier ihr von hintenzu eine Wunde ins Bein versezt, wodurch sie zu Boden fiel. Diese und die vorhergehende Geschichte haben die Tradition veranlaßt, die Männer auf der Insel Palma wären so weibisch und feige, daß blos die Weiber den Krieg führten.

Die mehrsten dieser Einfälle auf Palma geschahen auf Befehl des Hernand Peraza, des Diego von Herrera Sohn, und waren gemeiniglich mit Verlust der Spanier verknüpft.

Wir haben bereits gesehen, daß Juan Rejon mit einer Flotte von Spanien absegelte, die Insel Palma zu erobern; diese Expedition aber ward durch seinen Tod auf der Insel Gomera vereitelt, worauf seine Truppen nach Groß-Kanaria segelten, und sich mit dem Pedro de Vera vereinigten. Nach der Eroberung dieser Insel, als Pedro de Vera die Ländereyen vertheilte, begünstigte er vornehmlich den Alonzo Ferdinando de Lugo, welcher die Garnison des Forts Gaete kommandirte. Diesem gab er zu seinem Antheil alle Ländereyen um Gaete her, welche sehr fruchtbar und wasserreich sind, an allen Arten von Fruchtbäumen einen Ueberfluß, und überdem einen kleinen aber bequemen Hafen haben, der mit mancherley Fischen angefüllt ist. Aber Alonzo, der mit seinem Loose nicht zufrieden war, und ein thätiges kriegerisches Leben der gemächlichen Ruhe vorzog, verkaufte sein schönes Gut, und begab sich nach Spanien, wo er von dem König die Erlaubniß erhielt, Palma und Teneriffa zu erobern. Hierauf begab er sich nach Sevilla, um sich Schiffe, Truppen, Ammunition, und was er sonst

zu

zu der Expedition nöthig hatte, anzuschaffen. Man erzählt von ihm, da die großen Kosten dieser Zurüstung nicht nur sein baares Geld, welches er vom Hofe bekommen hatte, sondern auch den größten Theil seines Privatvermögens, erschöpft, und der König, welcher damals eben in dem Kriege gegen die Mauren begriffen war, ihn nicht weiter unterstüzen können, sey er voller Verdruß über diese Widerwärtigkeiten, ganz unschlüssig gewesen, was er thun sollte. Da er nun eines Tages, von diesen Gedanken gequält, in der großen Kirche zu Sevilla spazieren gegangen, sey ihm ein ehrwürdiger alter Mann begegnet, habe sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen, und ihm zugeredt, er sollte ja sein vorhabendes Unternehmen nicht aufgeben, denn Gott würde gewiß mit ihm seyn, und ihm in der Ausführung desselben beystehen. Hierauf hab' er hinter die Decke eines Altars gegriffen, und einen großen Beutel voller Dublonen hervorgezogen, welchen er ihm gegeben, und gesagt: „Wenn diese verbraucht „sind, wirst du mehr bekommen.“ Nachdem Alonzo de Lugo das Geld beygesteckt, hab' er sich nach dem alten Mann umgesehen, der aber verschwunden gewesen, ohne daß er ihn nachher jemals wieder gesehen; aus welchem allen er denn geschlossen, daß es kein andrer, als der Apostel Petrus gewesen, dessen andächtiger Verehrer er war. Mit diesem Gelde und der Summe, die er von einigen Kaufleuten in Sevilla zusammenbrachte, (von diesen hatt' er vermuthlich alles) bracht' er die Ausrüstung seiner Flotte zu Stande, und segelte nach Palma, wo er am 29sten Sept. 1490 ankam, und in dem Hafen Tassakorta, an der Westseite der Insel, in dem Distrikt eines gewissen Mayantigo, landete. Hier schlug er sein Lager auf, welches er sehr stark befestigte, eh' er einen Versuch machte, weiter ins Land zu gehen, damit er im Fall, daß er zurückgeschlagen oder überfallen würde, einen

sichern Zufluchtsort für seine Leute hätte, wo er zugleich seine Lebensmittel und Ammunition sicher verwahren könnte, ohne sich auf die Schiffe zu verlassen, die bey stürmischer Witterung genöthigt werden könnten, in See zu gehen, weil die Häfen in Palma ganz offen und allen Winden ausgesezt sind. Er baute auch eine Kapelle, die er dem heil. Michael weihte. Hierauf rückt' er weiter in die Insel, und unterwarf sich den ganzen südwestlichen Theil derselben; nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch Geschenke und Versprechungen; denn vor seiner Ankunft zu Palma standen die Eingebornen dieses Theils der Insel auf gutem Fuß mit den Spaniern, welche oft nach Tassakorta kamen, und mit ihnen handelten.

Von hier begab er sich nach der Nordostseite der Insel, welche durch Gebirge von so ungeheurer Höhe, daß sie weit über die Wolken hinaus reichen, von der andern gänzlich abgesondert ist. Hier fand er mehr Widerstand, weil die Eingebornen gegen die Spanier von Hierro, wegen der Beleidigungen, die sie ihnen zugefügt hatten, sehr erbittert waren. Als er an den Distrikt kam, in welchem Garehagua das Kommando führte, fand er die Einwohner in den Waffen; alle seine Ueberredungen sich zu unterwerfen, vermogten nichts, bis er sie angriff, wobey einige getödtet, und viele zu Gefangenen gemacht wurden. Diesen begegnete er mit großer Freundlichkeit, damit ihre Landsleute durch seine Leutseligkeit bewogen werden mögten, die Waffen niederzulegen. Sein Verhalten hatte die gewünschte Wirkung, die Eingebornen widersezten sich dem Fortgange der Spanier nicht weiter, außer an einem Orte, welchen die Insulaner Acer, die Spanier aber la Caldera nennten.

Eh' er gegen diesen Ort anrückte, hielt' ers für gut, erst wieder ins Lager zurückzukehren, um seine

Trup-

Truppen, die wegen der rauhen Wege und der Höhe der Berge äußerst ermüdet waren, auszuruhen. Nachdem er sich einige Tage im Lager verweilt hatte, rückt er gegen Caldera an. Dies ist ein Hügel, wie ein Kessel gestaltet; die Außenseite ist sehr hoch und steil, und nur zween rauhe, steile Pfade führen hinauf; inwendig vertieft er sich allmählich, und ist mit Fichten, Palmen, Lorbeern, Rotamas und andern Bäumen bedeckt. Der Boden ist eine Ebne von etwa dreyßig Morgen Landes; der Umfang des Gipfels aber beträgt etwa zwey Meilen. Innerhalb dem Kessel entspringen viele Bäche, die sich zusammen vereinigen, und dann in einem Bache, neben einem der vorerwähnten Wege, herabfließen. Durch diesen Gießbach suchte Alonzo de Lugo, nachdem er die andern Wege vergebens versucht hatte, in den Kessel einzudringen, wo sich eine große Menge der Eingebornen, unter dem Kommando eines ihrer Hauptleute, Namens Tanause, zusammengezogen hatten, um sich ihm zu widersezen. Bey diesem Unternehmen fand er großen Beystand von den Eingebornen, die sich ihm bereits unterworfen hatten, denn so oft er nicht weiter konnte, trugen sie ihn zwey Bogenschüsse weit auf ihren Schultern. Hätten die Feinde ihm hier Widerstand gethan, so würden sie ihn ohne Mühe mit seiner ganzen Macht vertilgt haben; aber da sie höher postirt waren, so konnte Alonzo de Lugo sie mit mehrerem Vortheil angreifen, welches er dann mit großer Tapferkeit that. Gleichwohl wars ihm unmöglich einzudringen; denn die Eingebornen hatten sich so vortheilhaft gestellt, und vertheidigten den Plaz, der ihre lezte Zuflucht war, so hartnäckig, daß Alonzo de Lugo genöthigt ward, sich zurückzuziehen, und in einiger Entfernung von dem Ort des Gefechts sein Lager aufzuschlagen. Noch denselben Abend schickten die Eingebornen ihre alten Leute, Weiber und Kinder, mehrer

rer Sicherheit wegen, auf den Gipfel des Berges, wo sie sich in Höhlen zwischen den Felsen verkrochen; die Nacht aber war so heftig kalt, daß sie insgesammt erfroren. Zum Andenken dieser Begebenheit nannten die Eingebornen den Ort Aysouagan, d. h. den Ort des Frostes.

Alonzo de Lugo, der nun einsah, wie wenig die Erfahrenheit und Tapferkeit seiner Soldaten an einem solchen Orte ihm helfen könnte, schickte einen der bekehrten Eingebornen, Namens Juan Palma, an den Tanause, um ihn zu überreden, daß er den Römischen Glauben annehmen, und sich der Krone Spanien unterwerfen mögte, wobey er ihm und seinen Gefährten versprach, sie im ungekränkten Besiz ihrer Freyheit und Güter zu lassen. Tanause gab zur Antwort, wenn Alonzo sich bis an den Fuß des Berges zurückziehen wollte, so werd' er den folgenden Tag kommen, und sich ihm unterwerfen. Alonzo ließ sich dieses gefallen; da er aber argwöhnte, daß es nur eine Kriegslist sey, um ihn aus dem vortheilhaften Posten, wo er sich befand, zu delogiren, ließ er einen Hinterhalt zurück, um ihnen den Rückweg abzuschneiden, wenn sie ihm nachfolgten, und dann in ihre Festung zurückkehren wollten. Als Tanause nicht so bald kam, wie er versprochen hatte, marschierten die Spanier in ihren vorigen Posten zurück, und begegneten ihm. Die Eingebornen, welche die Spanier in den Waffen und in Schlachtordnung sahen, befürchteten Verrätherey, und wollten wieder umkehren; aber Tanause versicherte sie, da ihm Alonzo sein Wort gegeben, würden sie nichts zu befürchten haben. Allein er betrog sich; denn Alonzo, der ihrer Ehrlichkeit nicht traute, und besorgt war, sie mögten ihm wieder nach Caldera entwischen, fiel sie an, und es erfolgte ein blutiges Gefecht, welches mit dem Tode oder der Gefangenschaft aller Eingebornen sich endigte. Unter den Gefangenen

befand sich Tanause, welcher dem Alonzo wegen seiner Treulosigkeit die bittersten Vorwürfe machte. Dies geschah am 3ten May, 1491, sieben Monate nachdem Alonzo de Lugo zu Tassakorte gelandet war. Dieser Tag wird jährlich, zum Andenken der Eroberung der ganzen Insel, als ein großes Fest zu Palma gefeyert. Gleich nach dem Treffen fertigte Alonzo ein Schiff mit der angenehmen Nachricht von der Eroberung der Insel nach Spanien an den König und die Königinn ab, und schickte zugleich einige von den Befehlshabern der Insel hinüber, unter denen sich auch Tanause befand. Dieser aber zog sich seine Entfernung von seinem Vaterlande, nebst der Treulosigkeit des Alonzo, so sehr zu Gemüthe, daß er durchaus keine Nahrung zu sich nehmen wollte, und sich also zu Tode hungerte; etwas sehr gewöhnliches bey den Eingebornen von Palma, die bey jedem Leiden, sowohl der Seele als des Leibes, gleich alle Gedult verloren.

Nach der Eroberung der Insel Palma segelte Alonzo de Lugo nach Teneriffa, und nahm alle Truppen mit, die er irgend entbehren konnte. Nach seiner Abreise versammelten sich etwa dreyhundert der Eingebornen, die über die Spanier mißvergnügt waren, und übten gegen dieselben und die Eingebornen unter ihrer Regierung verschiedne Feindseligkeiten aus. Als Alonzo de Lugo dieses erfuhr, schickt' er einen gewissen Diego Rodriguez Talavera hinüber, einen Mann, der den Eingebornen von Palma sehr gut bekannt war, und ihre Sitten, Gebräuche und Sprache wohl inne hatte, mit Befehl, sie wieder zum Gehorsam zu bringen. Er hatte nur dreyßig Mann bey sich; mit diesen, den Spaniern, die schon auf der Insel waren, und einigen der Eingebornen, auf die er sich verlassen konnte, sucht' er die Rebellen auf, schlug sie in verschiednen Gefechten, und zerstreute sie end-

endlich gänzlich, wiewohl nicht ohne Blutvergießen, und Verlust vieler seiner Leute. Hierauf ließ er, um den übrigen Eingebornen ein Schrecken einzujagen, die Oberhäupter der Rebellion hinrichten. Diese Strenge that die gewünschte Wirkung; denn seit der Zeit sind die Einwohner beständig treue Unterthanen der Krone Spanien geblieben.

Dritter Abschnitt.

Von der Insel Teneriffa.

Die Eingebornen dieser Insel waren überhaupt von mittlerer Statur. Die Bewohner der nördlichen Seite waren viel weißer, und hatten ein helleres Haar, als die Bewohner der südlichen Gegenden. Ein Mann hieß in ihrer Sprache Koran, und ein Weib Chamato. Kurz vor der Eroberung von Teneriffa hatte sie einen König, Namens Bezenuria, welcher die ganze Insel beherrschte. Er hatte neun Söhne, die nach dem Tode ihres Vaters das Reich gleich unter sich theilten, so daß die Insel aus neun Königreichen bestand. Achte derselben huldigten dem Tmobat, dem ältesten der Brüder, welcher der mächtigste war, denn er besaß den reichsten und fruchtbarsten Theil der Insel, nämlich die Strecke zwischen Drotava und dem Gipfel des Hügels über dem Hafen Santa Cruz, worinn er sieben tausend streitbare Leute aufbringen konnte. Die Königliche Würde hieß in ihrer Sprache Quebechi, und beruhte auf der Wahl. Im Sommer wohnte der König auf den Bergen, im Winter aber an der Seeküste. Wenn er seine Residenz veränderte, oder sonst von einem Orte zum andern reiste, versammelten sich die Aeltesten seiner Zunft, und trugen ihm einen Scepter, und eine Lanze mit einer Art von Flagge an der Spize, vor, um dadurch allen, die sich auf dem Wege befinden mögten, die Annäherung

näherung des Königs kund zu thun, damit sie ihm die gewöhnliche Huldigung erweisen könnten, die darinn bestand, daß man sich vor ihm zur Erde niederwarf, mit dem Zipfel seines Kleides den Staub von seinen Füßen abwischte, und sie küssete.

Der König war allemal verbunden, eine Person von gleichem Stande mit ihm zu heirathen; fand sich aber eine solche nicht, so nahm er seine eigne Schwester zur Gemahlinn, weils ihm nicht erlaubt war, seine Familie durch Vermischung mit unedlem Geblüt zu erniedrigen.

Die Eingebornen erkennten einen Gott, welchen sie Achguarergenan, Achoran, und Achaman nannten, welches so viel heißt, als Erhalter des Himmels und der Erde. Sie gaben ihm auch die Namen Achuhuiaban, Aahuhukana, und Aguayarerar, d. h. der Große, der Erhabne, und der Erhalter aller Dinge.

Wenn sie durch Mangel an Regen oder auf andre Art in große Noth kamen, versammelten sie sich, an gewissen besonders dazu bestimmten Oertern, mit ihren Kindern und Heerden, sezten sich mit ihren Kindern in einem Kreise auf die Erde, und heulten und weinten aufs beweglichste, wobey zugleich ihre Heerden aus Mangel an Futter ein großes Geblöcke machten; denn sowohl Menschen als Vieh mußten in solchen Fällen das strengste Fasten beobachten.

Kein Mann durfte mehr als eine Frau nehmen, und sie heiratheten ohne alle Rücksicht auf Verwandtschaft, Mütter und Schwestern ausgenommen. Sie konnten ihre Weiber verstoßen, wenn es ihnen beliebte; aber die Kinder solcher verstossenen Weiber wurden für Bastarde gehalten, und konnten ihres Vaters Güter nicht erben. Wenn eine Mannsperson einer Frauensperson allein auf dem Wege oder an einem einsamen Orte begegnete, so durft' er sie nicht ansehen oder mit ihr sprechen, wofern sie ihn nicht zuerst anredete,

redete, oder ihn um etwas fragte; sondern er mußte ihr aus dem Wege gehen: begegnete er ihr mit Worten oder auf eine andre Art ungebührlich, so ward er hart gestraft. Wenn ihre Kinder zur Welt kamen, wurden sie von Jungfrauen, die zu diesem Geschäfft besondert bestimmt waren, und nie heirathen durften, überher mit Wasser gewachsen.

Die Männer trugen Mäntel von Ziegenfellen, mit Butter zubereitet und geschmeidig gemacht. Die Mäntel der Weiber waren länger, und reichten ihnen bis auf die Füße; sie trugen auch einen Rock von den nemlichen Fellen darunter. Beide Geschlechter beschmierten sich oft den Leib mit Schaffett, indem sie besonders mager waren, und eine sehr trockne Haut hatten. Ihre Sprache wich von der Sprache der andern Inseln gänzlich ab, und war sehr guttural. Sie hatten kein Eisen oder anderes Metall, und statt der Instrumente aus diesem Metall, bedienten sie sich eines schwarzen harten Steins, der scharf geschliffen und so geformt war, daß man Schafe damit schlachten, Bauholz damit fällen und bearbeiten konnte, u. s. w. Diese Werkzeuge nannten sie Tavonas.

Sie hatten oft Streitigkeiten unter einander wegen ihrer Heerden und Weiden, die sich gewöhnlich in einen Krieg endigten. Ihre Waffen waren Wurfpfeile, von Schwarztannen gemacht, und gleich denen in Groß-Kanaria vorne scharf zugespizt und im Feuer gehärtet. Sie hatten auch eine Art von sehr scharfem Speer, welches sie Anepa nannten; und sie waren so geschickt im Werfen dieser Waffen, daß sie fast nie ihr Ziel verfehlten. Wenn ein Feind sich näherte, so sezten sie das Land dadurch in Alarm, daß sie einen Rauch machten, oder pfiffen, welches dann der eine nach dem andern wiederholte. Dies leztere ist noch unter ihnen gebräuchlich, und ihr Pfeiffen ist so

durchdringend, daß mans unglaublich weit hören kann.

Die Einwohner von Teneriffa waren in drey Klassen abgetheilt, höherer Adel, niedrer Adel, (Gentry) und Bauern. Die erstern hießen Achimensey, d. h. von des Königs Hause oder Familie; denn ein König hieß in ihrer Sprache Mensey, wenn sie ihn aber anredten, nannten sie ihn Quevehiera, d. h. Eure Hoheit. Die zwote Klasse hieß Cilhiciquiko; und die dritte, Achikarnay. Sie glaubten, Gott habe sie aus Erde und Wasser geschaffen, eben so viel Weiber als Männer gemacht, und ihnen Vieh und sonst alles nöthige zu ihrem Unterhalt gegeben; da es ihm aber nachher geschienen, daß ihrer zu wenig wären, hab' er noch mehrere geschaffen, denen er aber nichts gegeben; und als sie ihn um Heerden von Schafen und Ziegen gebeten, hab' er zu ihnen gesagt, sie sollten hingehen und den andern dienen, die ihnen dafür ihren Unterhalt geben würden. Von diesen also, sagen sie, stammen die Achikarnay, oder Dienstleute.

Sie hatten die Gewohnheit, daß in der Höhle oder dem Hause, worinn Mann und Frau zusammen schliefen, kein Anderer schlafen durfte. Sie lagen nicht zusammen, sondern jedes hatte sein besonderes Bette in dem nemlichen Hause oder Höhle. Diese Bette bestanden aus Kräutern oder Gras mit Ziegenfellen bedeckt, die sehr sauber zubereitet und zusammengenähet waren; ihre Ueberdecken waren von eben solchen Fellen.

Es gab unter ihnen Künstler, welche die Ziegenfelle bereiteten und ihre Kleider machten; Töpfer, welche irdne Gefäße verfertigten; und Zimmerleute, welche Holz verarbeiteten: diese bezahlte man für ihre Arbeit mit Fleisch, Gerste, oder Wurzeln.

Die

Die Eingebornen von Teneriffa waren sehr sauber und reinlich; sie wuschen sich Hände und Gesicht so oft sie vom Schlaf aufstanden, oder sich zum Essen niedersezten, oder gegessen hatten. Ihre Speise war Schaf- und Ziegenfleisch, gebraten oder gekocht; dies aßen sie allein, und nicht, wie die Europäer, mit Brodt oder Wurzeln. Sie aßen auch Gerstenmehl, geröstet und mit Butter und Milch zugerichtet. Wenn sie gegessen hatten, tranken sie nicht eher, als eine halbe Stunde nachher, weil sie glaubten, daß kaltes Wasser, gleich auf warme Speisen getrunken, ihnen die Zähne verderbe. Sie hatten kein ander Vieh, als Schafe und Ziegen. Ihr Getreide war Weizen und Gerste; den ersten nannten sie Triguen, die leztere, Taro. Ein Schaf nannten sie Ana, und eine Ziege Ara. Sie hatten kleine Hunde, welche sie Kamha nannten.

Die Männer bearbeiteten den Boden, indem sie ihn mit hölzernen Karsten umhackten, und die Weiber säeten den Saamen. Ihre Saatzeit war im Monat August, welchen sie Benesmer nannten. Sie hatten Bohnen und Erbsen oder Wicken; alles dies nannten sie Hasichei. Milch nannten sie Ahof, Butter Oche, und Syrup, welchen sie von Mokanes machten, Chacerquen. Diesen machten sie auf folgende Weise: wenn die Mokanes reif waren, legten sie dieselben drey oder vier Tage an die Sonne, mahlten sie dann und kochten sie in Wasser bis dies fast ganz ausgedünstet war; dann seigten sie das übrige durch eine Art Sieb von Binsen, und bewahrten es auf, als eine Arzney gegen Durchlauf und Seitenstechen, welche Krankheiten sehr gemein auf dieser Insel waren. Fühlten sie heftige Schmerzen, so ließen sie Blut aus den leidenden Theilen mit Lanzetten, die von scharfen Steinen gemacht waren.

Ihre Kriege, wie wir schon vorher bemerkt haben, betrafen gemeiniglich die Gränzen ihrer Ländereyen und Viehweiden. Die Weiber begleiteten sie in den Krieg mit Lebensmitteln, u. s. w. und so bald einer von den Männern getödtet wurde, trugen sie ihn weg, und begruben ihn in einer Höhle. Wenn jemand starb, bewahrten sie den Leichnam folgendergestalt auf: erst trugen sie ihn in eine Höhle, und legten ihn auf einen flachen Stein, wo sie ihn öffneten und die Eingeweide herausnahmen; dann wuschen sie ihm zweymal des Tages die porösen Theile, nämlich die Armgruben, hinter den Ohren, die Weiche an der Schaam, zwischen den Fingern und den Nacken, mit kaltem Wasser. Nachdem sie ihn hinlänglich gewaschen hatten, beschmierten sie diese Theile mit Schafbutter, und bestreuten sie mit einem Pulver von dem Staube vermoderter Fichten, und eines Gesträuchs, welches die Spanier Bressos nennen, nebst dem Pulver von Bimsstein. Dann ließen sie den Leichnam liegen, bis er vollkommen trocken war, da denn die Verwandten des Verstorbenen kamen, und ihn in bereitete Schaaf- oder Ziegenfelle einwickelten. Nachdem sie alles mit starken ledernen Riemen fest zugeschnürt hatten, legten sie ihn in die Höhle, die der Verstorbne zu seinem Begräbniß bestimmt hatte, ohne alle Bedeckung. Der König durfte nirgends anders, als in der Höhle seiner Vorfahren begraben werden, worinn die Leichname so gestellt waren, daß man sie wieder erkennen konnte. *) Dies Geschäft ward nur von besonders dazu

*) Vor nicht gar langer Zeit fand man zween dieser einbalsamirten Leichname in einer Höhle: sie waren unversehrt, und so leicht wie Kork; aber noch ganz frisch, und ohne allen widrigen Geruch. Ihre Haare, Zähne und Kleider waren noch ganz unverdorben. Vor einigen Jahren ließ ich zwey Eingeborne von Teneriffa in

dazu bestimmten Personen verrichtet; die Männer aber wurden von Männern, und die Weiber von Weibern einbalsamirt. Während der Zeit, daß es geschah, bewachten sie die Leichname sehr genau, damit sie nicht von den Raben gefressen würden; der Mann oder die Frau des Verstorbnen brachte den Hütern unterdeß zu essen, und warteten ihnen auf.

Ihre Art Gericht zu halten, war folgende: sie suchten irgend eine geräumige Ebne in der Insel aus, und sezten in die Mitte derselben einen breiten und hohen viereckigen Stein, und zu jeder Seite verschiedne andre, die nicht so groß und hoch waren. An dem bestimmten Tage des Gerichts sezte sich der König, der immer in diesen Fällen zugegen war, auf den hohen Stein, und die vornehmsten Aeltesten des Distrikts, nach der Ordnung ihres Alters, auf die kleinern; solchergestalt hörten sie die Streitsachen an, und fällten ihr Urtheil. Ward Jemand zu Leibesstrafe verurtheilt, so legte man ihn platt auf den Boden, der König übergab einem der Anwesenden den Stab oder Scepter, den er immer bey sich führte, befahl ihm, dem Verbrecher so viel Streiche damit zu geben, als er nach Beschaffenheit des Verbrechens für gut fand, und ließ ihn dann aus seiner Gegenwart entfernen. Hatte Jemand einen Mord begangen, so nahm der König ihm sein Vieh und seine Güter weg, gab sie den Verwandten des Ermordeten, und verbannte den Mörder aus seinem Distrikt; zugleich aber nahm er ihn unter

in eine dieser Höhlen steigen, die fast unzugänglich sind, um zu sehen, ob sie keine solcher Leichname finden könnten; sie brachten mir einige Knochen, Stücken von Ziegenfellen ꝛc. und einen Schädel mit etwas Haar bewachsen, welcher schwarz und dünne war; die Felle waren noch ganz frisch und mit Haaren bedeckt.

unter seinen Schuz, damit die Freunde und Verwandten des Ermordeten ihm nichts zu Leide thäten. Nie straften sie irgend einen Menschen mit dem Tode; denn sie sagten, es komme nur Gott allein zu, das Leben zu nehmen, welches er gegeben hätte.

Die Eingebornen dieser Insel beteten keine Gözen an, hatten auch keine Bilder der Gottheit. Außer den bereits angeführten Namen Gottes, nannten sie ihn auch Guararirari, d. h. Besizer der Welt; und Atguaychafunatuman, d. h. Besizer des Himmels; denn Atuman heißt in ihrer Sprache, Himmel: nach der Eroberung nannten sie die Jungfrau Maria, Atmaycequayarirari, Mutter des Besizers der Welt.

Sie hatten die Gewohnheit, daß wenn Jemand zu einem andern gehen wollte, er nicht gleich ins Haus gieng, sondern sich auf einen Stein vor der Thür sezte, und da so lange pfiff oder sang, bis jemand herauskam, und ihn herein nöthigte. Wer diese Ceremonie nicht beobachtete, sondern uneingeladen in eines andern Haus gieng, wurde gewiß bestraft, den man hielt das für eine große Beschimpfung.

Sie hatten eine wunderbare Fertigkeit, ihre Schafe und Ziegen zu zählen, wenn sie unordentlich durch einander aus der Hürde giengen, ohne nur ihre Lippen zu regen oder mit den Fingern darauf zu weisen.

Vierter Abschnitt.

Von dem wunderthätigen Bilde der heil. Jungfrau Maria von Candelaria; es wird gestohlen, und wieder erstattet; Folgen dieser Begebenheit.

In dem ersten Theil dieser Geschichte haben wir gesehen, wie die Spanier zu Lancerota es erfuhren, daß sich ein Bild der Jungfrau Maria in Teneriffa befände. Da sich damals einige Guanches zu Lancerota befanden, die den Ort wußten, wo das Bild war, so begab sich Diego von Herrera, mit ihnen nach Teneriffa, um es aufzusuchen. Er schloß einen Friedenstraktat mit dem König von Guimar, und landete also ungehindert, worauf denn seine Guanches das Bild heimlich auf sein Schiff brachten. Sobald er es in seiner Gewalt hatte, schifft' er nach Lancerota zurück, wo man diesen kostbaren Schaz mit großen Freudensbezeugungen empfieng. Man trug es in feyerlicher Procession, wobey alles Volk der Insel zugegen war, herum, und stellt' es nachher, mit großer Sorgfalt und Ehrerbietung, in der Kirche zu Rubikon auf. Wie es nach Teneriffa gekommen, weiß man nicht gewiß; da es aber an der Küste gefunden worden, so ist es wahrscheinlich, daß es sich auf einem Schiffe befunden, welches nicht weit von den Inseln zu Grunde gegangen, und darauf von den Wellen ans Land getrieben worden. Die Spanier erzählen viel wunderbare und fabelhafte Geschichten von diesem Bilde. Eine derselben ist mit dem Faden dieser Geschichte so genau verwebt, daß wir sie nicht übergehen dürfen. Als nämlich das Bild über dem Altar der Kirche in Lancerota aufgestellt war, fand man es jeden Morgen mit dem Gesichte gegen die Mauer gekehrt, ungeachtet man es täglich wieder in seine gehörige Stellung gesezt hatte. Dies jagte dem Volk ein großes Schrecken ein, und es gab sich alle mögliche Mühe, durch Gebete und Processionen, diesen so wunderbarlich geäußer-

ten Unwillen des heiligen Bildes zu besänftigen; aber vergebens. Diego von Herrera und seine Gemahlinn glaubten daher, es sey nicht Gottes Wille, daß das Bild in Lancerota bleiben sollte, und entschlossen sich, es den Eingebornen von Teneriffa zurückzugeben. Herrera gieng also mit einigen Schiffen ab, und ankerte in einem Hafen, wo der König von Guimar, an der Spize einer großen Anzahl bewaffneter Leute, ihm entgegen marschierte, weil er sich einbildete, er sey, wie sonst gewöhnlich, gekommen, um zu plündern, und Gefangene und Vieh wegzuführen. Als aber Herrera erklärte, daß er bloß gekommen sey, um das Bild wiederzubringen, gerieth er in großes Erstaunen, und wollt' ihm nicht glauben, bis er endlich das Bild vorzeigte. Hierauf liefen einige Guanches in größter Eile zu der Höhle, wo es vorher gestanden hatte, und da sie es nicht fanden, kehrten sie zurück, und erzählten es dem König und den übrigen, die alle ein höchst klägliches Geschrey erhuben, und den Herrera aufs dringendste baten, ihnen ihr Bild wiederzugeben, welches er mit Freuden that, erstaunt und höchlich erbauet durch die Andacht und Ehrerbietung der Guanches gegen die heil. Jungfrau. Eh' er nach Lancerota zurückkehrte, schenkten sie ihm, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit, so viel Schafe und Ziegen, als seine Schiffe nur fassen konnten, und überdem erlaubten sie ihm, Schiffe herüber zu schicken, und mit ihnen zu handeln. Herrera fragte bey dieser Gelegenheit die Eingebornen, ob sie denn das Bild während der Zeit, da es zu Lancerota gewesen, in der Höhle nicht vermißt hätten? worauf sie zur Antwort gaben, daß man es täglich, bis zu seiner Ankunft, n der Höhle gesehen; ja daß es während dieser Zeit oft den König und einige Guanches besucht hätte. Unser Autor sagt, dies müsse irgend ein Engel gewesen seyn, der dahin geschickt worden, das Bild in seiner Abwe-

senheit vorzustellen, zum Trost der Eingebornen, und zur Ehre und Verherrlichung der allerheiligsten Jungfrau Maria.

Einige Monate nachher begab sich Sancho Herrera mit einigen wohlbemannten Schiffen nach Teneriffa, um zu versuchen, ob sich nicht ein Mittel finden lasse, die Insel vermittelst des Friedens und Handlungstraktats, den sein Vater, Diego von Herrera mit dem König von Guimar geschlossen hatte, unters Joch zu bringen.

Dieser König erlaubte dem Sancho Herrera, aus Dankbarkeit für die Wiedererstattung des Bildes, zu landen, und an dem Hafen Anaso, jezt Santa Cruz genannt, einen Thurm oder Fort zu bauen, welches Herrera zum Vortheil der Handlung und zu Befestigung der Freundschaft zwischen beiden Nationen zu thun vorgab. Um Zank und Streit zu vermeiden, wurden verschiedne heilsame Geseze mit beiderseitiger Bewilligung festgesezt, vornehmlich folgendes: wenn Jemand von der einen Nation einen von der andern beleidigte, so sollte derselbe der beleidigten Parthey ausgeliefert werden, um ihn nach Gutbefinden zu strafen. Einige Zeit nachdem dieser Traktat geschlossen und das Fort erbauet war, geschah es, daß einige Spanier einen Haufen Schafe wegführten, die den Guanches gehörten; und als diese sich darüber beschwerten, lieferte er die Verbrecher an den König aus, welcher, nachdem er ihnen einen scharfen Verweis gegeben, anstatt sie, wie man eins geworden war, hinrichten zu lassen, sie großmüthig an den Herrera zurückschickte. Nicht lange darauf fügten die Guanches den Spaniern eine Beleidigung zu, die sich auch darüber bey dem König beschwerten, worauf er die Verbrecher an den Sancho Herrera auslieferte. Aber dieser, uneingedenk des Beyspiels von Gnade

und

und Großmuth, welches der König von Guimar ihm gegeben hatte, ließ sie insgesammt aufknüpfen. Als der König und die Guanches dieses erfuhren, wurden sie äußerst aufgebracht über dies unedelmüthige Betragen, und entschlossen sich, die Spanier aus der Insel zu vertreiben, und das Fort niederzureißen. Alles dieses thaten sie, und machten die ganze Besazung nieder, fünf Mann ausgenommen, die so glücklich waren, auf die Schiffe in dem Hafen zu entwischen. Auf einem derselben befand sich eben Sancho Herrera, als der Angriff geschah, und sahe von demselben der Zerstörung seines Forts, und dem Untergange seiner Leute zu, ohne daß er ihnen Hülfe zu leisten im Stande war. Alle Mühe, die er sich bisher gegeben hatte, war also vergebens, und er sah sich genöthigt, nach Lancerota zurück zu kehren. Nach dieser Niederlage ward nicht eher wieder ein Versuch gegen Teneriffa gemacht, als bis Alonzo de Lugo die Eroberung derselben übernahm. Nachdem dieser die Insel Palma bezwungen hatte, ließ er eine hinreichende Anzahl von Truppen, zu Erhaltung der Ruhe, daselbst zurück, und schiffte sich mit tausend alten Soldaten und einiger Reuterey, alles wohl bewaffnet und ausgerüstet, ein, um nun auch die Insel Teneriffa dem Spanischen Scepter zu unterwerfen.

Fünfter Abschnitt.

Alonzo de Lugo landet in Teneriffa.

Die Flotte von der Insel Palma, welche Alonzo de Lugo kommandirte, kam am 3ten May 1493, in dem Hafen Anaso an. Weil die Katholiken an diesem Tage das Fest des heiligen Kreuzes feyern, so nannte Alonzo den Hafen Santa-Cruz, welchen Namen er noch jezt führt.

Nach-

Nachdem er seine Truppen ausgeschifft hatte, marschirt' er auf den hohen und steilen Berg über dem Hafen, auf dessen Gipfel die Ebne, jezt Laguna genannt, anfängt, und wo die Stadt dieses Namens steht.

Indem er weiter rückte, kam er auf eine Ebne, wo jezt die Einsiedeley de Gracia steht. Hier schlug er sein Lager auf, und erhielt einen Besuch von dem Akaymo, König von Guimar, und den Königen von Anaga, Adehe und Abona, mit denen er ein Bündniß schloß. Sie unterrichteten ihn von der Macht des Ventomo, Königs von Taora, der damals mit allen Königen der Insel Krieg führte; worauf er gegen ihn anrückte. Der König gieng ihm mit nur dreyhundert auserlesenen Leuten entgegen, und fragte ihn, was er haben wollte? Alonzo de Lugo gab zur Antwort, er käme bloß, um seine Freundschaft anzusuchen, und ihn zu bitten, daß er das Christenthum annehmen, und ein Vasall des Königs von Spanien werden mögte, der ihn mit vielen Wohlthaten überhäufen würde.

Hierauf erwiederte der König von Taora, was seinen Friedens- und Freundschaftsantrag beträfe, so nähm' er denselben mit Vergnügen an, und woll' ihn gern mit allem, zu seinem Gebrauch und zu seiner Erfrischung, versorgen, was er nur verlange, und was die Insel geben könnte; denn keiner sollte je Ursach haben von ihm zu sagen, daß er die angebotene Freundschaft irgend eines Menschen verwerfe oder verachte: was aber die Annehmung des Christenthums betreffe, so wisse er nicht, was er damit sagen wollte. Zur Antwort auf seine Bitte, ein Vasall des Königs von Spanien zu werden, sagt' er, er kenne denselben nicht, würde sich auch, als ein freygeborner Mann, keinem Menschen in der Welt unterwerfen; sondern so wie er sein ganzes Leben hindurch frey gewesen, so gedächt' er auch zu sterben. Nachdem er solchergestalt

Alonzo's Anträge beantwortet hatte, verließ er ihn, und begab sich in seinen Distrikt. Alonzo de Lugo, welcher Ventomo's Antwort verachtete, rückte weiter, und lagerte sich an einem Orte, Namens Aguere, von wo aus er Einfälle ins Land that, indem er sich, nach dem was man ihm von dem König von Taora gesagt hatte, einbildete, daß, wenn er erst diesen überwunden hätte, die ganze übrige Insel sich auf einmal ihm unterwerfen müßte. Er passirte also die Distrikte Anago, Takoronte und Tegueste vorbey, ohne den geringsten Widerstand zu finden, und kam nach Orotava, wo er eine Menge Vieh erbeutete. Mit dieser Beute wollt' er zurückkehren, als Ventomo seine drey hundert Mann versammelte, und das Kommando derselben seinem Bruder gab, mit dem Befehl, die Spanier auf ihrem Rückzuge in den engen und beschwerlichen Wegen zu ängstigen, um sie so lange aufzuhalten, bis er seine übrigen Truppen zusammengezogen hätte, und einen Hauptangriff auf sie thun könnte. Als demnach die Spanier durch einen engen hohlen Weg zogen, der von hohen Felsen oder Bergen eingeschlossen war, erhuben die drey hundert Guanches, die im Hinterhalt lagen, ein großes Geschrey und Gepfeife, fielen sie dann mit großer Wuth an, und schlugen sie gänzlich in die Flucht; denn die Spanier konnten hier von ihrer Reuterey, auf welche sie sich am meisten verließen, keinen Gebrauch machen, und eben so wenig half ihnen ihre überlegne Anzahl; so daß ihnen nichts, als eine schleunige Flucht übrig blieb. Die Guanches folgten ihnen auf dem Fuße nach, und richteten eine große Niederlage unter den Flüchtlingen an. Des Königs Bruder hatte sich unterwegs auf einen Stein gesezt, um sich auszuruhen, weil er sehr ermüdet war, als Ventomo mit seinen Truppen daher kam. Als er seinen Bruder so allein da sizen sah, gab er ihm einen harten Verweiß; aber dieser antwortete ganz kalt: „Ich habe

„das Meinige gethan, und die Feinde besiegt; die „Mezger thun jezt das Ihrige, und schlachten sie.“ In dieser Schlacht kam der größte Theil von Alonzo's Armee um; und da er nicht weit von Centejo lag, nannte man ihn la Matansa de Centejo, das heißt, die Mezelung von Centejo, welchen Namen er noch jezt führt. Die Spanier verloren bey dieser Gelegenheit sechs hundert Mann, und Alonzo de Lugo selbst war in größter Gefahr: er ward im Treffen durch einen Steinwurf, der ihm in den Mund traf, und einige Zähne ausbrach, vom Pferde geworfen; und als er auf der Erde lag, umringten ihn einige Guanches, die sein Pferd tödteten, und ihn selbst getödtet haben würden, wenn ihn nicht Pedro Benitez, mit dem Zunamen der Einäugigte, aufs tapferste vertheidigt hätte. Dieser errettete ihn aus ihren Händen, und gab ihm ein anderes Pferd, womit er, nebst einigen seiner Truppen nach dem Hafen entwischte, wo seine Schiffe ihn einnahmen, und gleich ihre Böte an die Küste abschickten, um auch die übrigen, welche der Niederlage entgangen waren, aufzusuchen. Sie fanden ihrer neunzig beysammen, die sich durch Schwimmen auf einen Felsen in der See gerettet hatten, nahmen sie ein, und brachten sie zu den Schiffen. Einige Tage nachdem er seine zerstreuten Truppen gesammelt, und sie ausgeruhet hatte, landete er in dem nehmlichen Hafen, ward aber von den Eingebornen angegriffen und zurückgeschlagen, so daß er gezwungen war, sich wieder mit einigem Verlust einzuschiffen. Ganz muthlos über diese Unglücksfälle, wußte Alonzo nicht, wohin er sich wenden sollte; denn an eine neue Landung durft' er nicht denken, da er in beyden Treffen über sieben hundert Mann verloren hatte. Endlich begab er sich mit den Ueberbleibseln seiner Truppen nach Groß-Kanaria, wo er und seine Leute von seinen alten Freunden sehr gastfreundschaftlich aufgenommen, und mit

aller

aller möglichen Hülfe unterstüzt wurden. Von hier aus schrieb er an einige Kaufleute in Sevilla, die ihn zu seiner Expedition gegen die Insel Palma mit Gelde unterstüzt hatten, und bat sie um fernere Unterstüzung, welche sie ihm gewährten. Mit diesem Gelde warb er Truppen in Groß-Kanaria; zu gleicher Zeit schickte der Herzog von Medina Sidonia sechs Karavellen, die sechs hundert und funfzig Mann Fußvolk und vierzig Mann Reuterey am Bord hatten, und von dem Bartolomäus Estupinan kommandirt wurden. Janes Peraza, die Wittwe des Diego von Herrera, schickte ihm auch eine Verstärkung von Truppen aus Lancerota.

Sechster Abschnitt.

Verfolg der Eroberung.

Alonzo de Lugo befand sich jezt an der Spize von tausend Mann Fußvolk und siebenzig Mann Reuterey, alle aufs beste bewaffnet. Mit diesen Truppen schifft' er in den sechs Karavellen und andern Fahrzeugen ein. Die Flotte kam nach Santa-Cruz, wo der größte Theil der Truppen landete, und geradesweges nach der Ebne Laguna marschirte; wo sie, nicht weit von der Einsiedeley la Gracia, ein leichtes Scharmüzel mit den Eingebornen hatten. Von hier rückten sie weiter in zwo Divisionen nach Taora, und kamen nahe an die Armee der Guanches, die aus der vereinigten Macht der ganzen Insel bestand. Hier kams zu verschiednen Gefechten: da aber die Eingebornen die Menge und gute Ordnung der Spanier sahen, und ihre Behutsamkeit alle Hinterhalte und engen Pässe zu vermeiden, da sie bedachten, wie wenig Glück sie in ihren wiederholten Scharmüzeln mit ihnen gehabt, und besonders, daß sie, ungeachtet ihrer großen Niederlage zu Centejo, schon so bald und mit einer so

furcht-

furchtbaren Armee zurückkämen; so fiengen sie an ernstlich auf Friedensunterhandlungen mit ihnen zu denken. Sie versammleten also alle Befehlshaber der Insel, schickten an den Alonzo de Lugo, und baten ihn um einen Waffenstillstand, um sich mit ihm zu unterreden, welches er ihnen gleich bewilligte. Sie kamen also, und wurden mit großer Höflichkeit empfangen, und aufs beste bewirthet. Sie fragten ihn darauf, was die Spanier bewogen, die Insel so feindlich anzugreifen, die Ruhe der Einwohner zu stören, ihnen ihr Vieh wegzunehmen, und ihre Leute zu Sklaven zu machen, ohne daß ihnen etwas zu Leide geschehen? Auf alles dieses erwiederte Alonzo, er habe keine andere Absicht, als sie dahin zu bringen, daß sie Christen werden, und Gott auf die rechte Art dienen sollten; so bald sie sich dieses gefallen ließen, würd' er sie gern im ungestörten und ruhigen Besiz ihrer Freyheit, ihres Viehes und ihrer andern Güter lassen. Nachdem die Guanches diesen Antrag in Ueberlegung gezogen, kamen sie wieder zurück, und erklärten, daß sie bereit wären, das Christenthum anzunehmen; worauf denn alle Guanches, welche zugegen waren, gleich getauft wurden. Die übrigen Einwohner der Insel kamen dann auch, verschiedne Tage über, nach und nach herbey, bis sie endlich insgesammt die Taufe empfangen hatten. Diese plözliche Revolution machte dem Alonzo de Lugo große Freude, da er jezt die ganze Insel ohne Blutvergießen bezwungen sah. Er dankte dafür Gott, und stiftete eine Einsiedeley auf derselben Stelle, wo der Traktat mit den Guanches geschlossen war, welche er Nuestra Senora de la Victoria nannte: sie liegt an dem Wege zwischen Orotava und der Stadt Laguna.

Nachdem er die Eingebornen in Ruhe gebracht, und eine ordentliche Verfassung festgesezt hatte, durchzog er die Insel, um einen bequemen Plaz zu Erbauung

bauung einer Stadt aufzusuchen. Endlich wählt' er dazu einen Fleck auf der Ebne Laguna, wo er am 25. Jul. 1495 den Grund einer Stadt legte; weil dies der Tag des heiligen Christophs war, nennt' er sie St. Christobal de la Laguna. Als er zu Santa-Cruz landete, ließ er daselbst einige Leute zurück, um ein Fort zu bauen, damit seine Truppen, im Fall ihnen wieder ein Unglück begegnete, einen sichern Zufluchtsort haben mögten. Hieraus ist nachmals die Stadt Santa Cruz, die größte in allen Kanarischen Inseln, entstanden.

Nach der Bezwingung der Insel Teneriffa kehrten die meisten der Officiere und Soldaten nach Spanien zurück. Denen, welche lieber in der Insel bleiben wollten, gab Alonzo Ländereyen zum Unterhalt. Hierauf gab er dem König und der Königinn von allem, was geschehen war, Nachricht. Sie wurden ausnehmend erfreuet, sich jezt im Besiz aller Kanarischen Inseln zu sehen, die ihnen so viel Blut und Geld gekostet hatten, jezt aber, nebst dem Königreich Granada, der Krone von Kastilien einverleibt wurden: so daß die Italiener, Franzosen und andre Europäer jezt den Spaniern nicht länger den Vorwurf machen konnten, daß sie weit entlegene Länder zu erobern suchten, unterdeß sie nicht einmal die Mauren aus ihrem eignen Lande vertreiben könnten.

Der König Ferdinand bestellte den Alonzo de Lugo zum Gouverneur der Inseln Teneriffa und Palma, mit dem Titel Gouverneur und Statthalter der Kanarischen Inseln; und gab ihm die Macht, unter diejenigen, die ihm bey der Eroberung behülflich gewesen, und andre, die sich auf der Insel niederlassen würden, Ländereyen auszutheilen; auch bewilligte er diesen, zu ihrer Aufmunterung, viele Vorrechte und Freyheiten.

Siebenter Abschnitt.

Grausamkeiten der Donna Beatriz Bobadilla. Sie vermählt sich mit dem Alonzo de Lugo. Ihr Tod. Alonzo de Lugo wird des Gouvernements von Hierro und Gomera entsezt, und aus diesen Inseln verbannt.

Wir haben schon oben erzählt, daß Donna Beatriz Bobadilla, nachdem ihr Gefangener, Hernando de Vera, ihr entwischt war, mit Schande bedeckt nach ihrer Insel Gomera zurückkehrte. Es scheint, daß sie vor ihrer unglücklichen Reise ihren Sohn der Aufsicht des Alonzo de Lugo überlassen, und ein Heirathsverlöbniß mit ihm geschlossen hatte, welches nach ihrer Rückkehr aus Kastilien vollzogen werden sollte. Er begab sich also, nachdem er Teneriffa erobert hatte, nach Gomera, wo sie vermählt wurden. Von hier begaben sie sich nach Teneriffa, um daselbst ihren künftigen Aufenthalt zu nehmen. Von dieser Zeit aber, und während daß Alonzo de Lugo in Gomera war, hatte einer der vornehmsten Einwohner dieser Insel, Namens Nunes de Castaneda, einige unvorsichtige Reden über die Donna Beatriz geführt, und sie der Unkeuschheit während ihres Wittwenstandes beschuldigt. Als ihr dieses zu Ohren kam, ließ sie ihn bey Nacht insgeheim zu sich holen, nöthigte ihm das Geständniß dessen, was er von ihr gesagt hatte, ab, und ließ ihn darauf gleich an einem Balken in ihrem Hause aufknüpfen; den folgenden Morgen aber ließ sie den Leichnam abnehmen, und ihn an einen Palmbaum auf dem offnen Plaze vor seiner Thür aufhängen. Seine Frau begab sich augenblicklich nach Spanien, um sich bey Ihro Majestäten wegen dieser grausamen That zu beschweren. Nachdem Alonzo de Lugo sich mit seiner Gemahlinn nach Teneriffa begeben hatte, empfieng Donna Beatriz Briefe von einigen ihrer Unterthanen in Gomera, welche den Hernand Munos,

den sie als Gouverneur der Insel zurückgelassen hatte, anklagten, daß er willens sey, sich gegen sie zu empören, und die Insel dem Sancho Herrera, ihres ersten Gemahls Bruder und Herrn von Lancerota und Fuertaventura, mit dem sie wegen der Erbschaft der Inseln Gomera und Hierro einige Streitigkeiten hatte, in die Hände zu liefern. Gleich nach Empfang dieser Briefe schiffte sie sich insgeheim mit dreyßig Mann ein, und landete in Gomera; mit diesen begab sie sich in die Citadelle, und ließ den Hernand Munos holen. Als er kam, befahl sie ihren Leuten, sich seines Degens zu bemächtigen, und beschuldigte ihn der Verrätherey, welches ihn sehr bestürzt machte. Da er sich aber seiner Unschuld bewußt war, und ihr gar keine Verbindlichkeiten hatte, leugnete er die Sache, und behauptete, er sey kein Verräther. Voller Wuth durch ihren Argwohn und die Entschlossenheit seiner Antwort, befahl sie, ohne weitere Untersuchung, ihren Leuten, ihn auf dem offnen Plaze vor der Citadelle aufzuknüpfen, kehrte dann nach Teneriffa zurück, und ließ Befehl zurück, daß man ihn neben dem Grabe ihres ersten Gemahls beerdigen sollte. Die Wittwe des verstorbenen Munos begab sich alsobald nach Spanien, um sich über die Donna Beatriz Bobadilla, wegen der Ermordung ihres Mannes, und der vielen Misbräuche und Ungerechtigkeiten, die sie in der Insel verübt, zu beklagen. Diesemnach erhielt sie Befehl an den Hof zu kommen, um sich wegen der Klagen, welche wider sie vorgebracht worden, zu verantworten. Sie verließ sich so sehr auf ihre dortigen Freunde, und war so begierig, ihr Vaterland wieder zu sehen, daß sie mit Freuden diesem Befehl gehorchte, ungeachtet ihr Gemahl, Alonzo de Lugo, sich alle mögliche Mühe gab, sie von dieser Reise abzurathen.

Als sie in Spanien ankam, ward sie mit vielem Schein von Achtung und Freundschaft von der Königinn Isabella empfangen, die sich damals zu Medina del Kampo aufhielt: bald nachher aber fand man sie eines Morgens todt in ihrem Bette, ohne daß jemand von der Ursach dieses plözlichen Todes etwas wußte. Die Königinn ließ sie mit großer Pracht beerdigen. Sie hatte einen Sohn, Namens Guillen Peraza, von ihrem ersten Gemahl, Hernand Peraza, bey dem Alonzo de Lugo zurückgelassen. Er war Erbe der Inseln Hierro und Gomera, und bekam den Titel Conde de la Gomera. Als dieser Jüngling das Alter von vierzehn Jahren erreicht hatte, bat er seinen Stiefvater, ihn in den Besiz des Gouvernements seiner beyden Inseln einzusezen; ward aber immer mit nichtsbedeutenden Entschuldigungen, und dem Vorwande, daß er zur Regierung derselben noch zu jung sey, abgewiesen. Er ward endlich dieses wiederholten und vergeblichen Anhaltens überdrüßig, und beklagte sich darüber insgeheim gegen einige seiner vertrautesten Freunde, unter denen sich ein gewisser Alonzo del Campo befand, ein Mann von großer Entschlossenheit. Dieser nahm mit einigen andern Abrede, schaffte insgeheim eine Barke an, gieng darauf mit dem Guillen Peraza zum Alonzo de Lugo, und verlangte von ihm auf eine feyerliche Art, daß er jezt das Gouvernement der beyden Inseln dem Guillen Peraza, dem es von Rechtswegen zukomme, übergeben sollte. Alonzo de Lugo erwiederte, er würde gewiß die Administration derselben zu rechter Zeit an ihn abgeben, könne es aber unmöglich eher thun, als bis er, durch Alter und Erfahrung sich die nöthigen Eigenschaften erworben, die ein so wichtiges Geschäfft erfodere. Da diese Antwort dem Guillen Peraza und seinen Gehülfen keinesweges Genüge that, so stand Alonzo del Campo, nachdem sie sich eine Zeitlang herumgezankt hat-

ten, auf, und erklärte ihm, daß sie eine Barke in Bereitschaft hätten, ihn aus der Insel Gomera wegzuführen, und er müsse sichs gefallen lassen, augenblicklich und ohne Widerstand hineinzusteigen, oder es würd' ihm sein Leben kosten. Der Gouverneur, welcher keine Leute bey der Hand hatte, sich den Verschwornen, welche zahlreich und entschlossen waren, zu widersezen, und zugleich wußte, daß die Spanier und Gomeraner einen unversöhnlichen Haß gegen ihn hegten, weil er seine Gemahlinn, Donna Beatriz Bobadilla, in ihren Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten unterstüzt hatte, mußte sich darein ergeben, und stieg, ohne sich zu widersezen, ins Schiff. So bald er an Bord war, segelte die Barke nach Teneriffa ab. Solchergestalt verlor Alonzo de Lugo das Gouvernement der Inseln Hierro und Gomera, welche nachmals von dem Guillen Peraza, ihrem rechtmäßigen Oberherrn, mit allgemeiner Zufriedenheit aller Einwohner regiert wurden.

Unter-

Untersuchung über den Ursprung der Eingebornen der Kanarischen Inseln.

Plinius sagt: „Die glückseligen Inseln haben keine „Einwohner.“ An einem andern Orte sagt er: „In Kanaria findet man Spuren von Gebäuden, „woraus sich schließen läßt, daß sie vormals bewohnt „gewesen.“

Plutarchs glückselige Inseln waren, seiner Nachricht von denselben zufolge, auch bevölkert; denn er sagt: „Der Boden ist so ausnehmend fruchtbar, daß „er von selbst Pflanzen und Früchte in solchem Ueber„fluß, und von solchem Wohlschmack hervorbringt, „daß sie zur Nahrung und zum Vergnügen der Ein„wohner hinreichen.“ Und da er das gemäßigte Klima derselben beschreibt, sagt er: „Selbst die bar„barischen Einwohner glauben, dies sey die Wohnung „der Seligen.“

Wenn diese Inseln vormals bewohnt waren, was ward denn nachher aus den Eingebornen? Denn Madeira und Porto Santo, als sie von den Portugiesen entdeckt wurden, waren ganz von Einwohnern entblößt. Eine ganz ungewöhnliche Begebenheit muß Anlaß dazu gegeben haben, daß alle diese Leute ihr Vaterland verließen, ohne nur eine einzige Familie zurück zu lassen. Kamen sie aber in der Insel um, so ist das noch ausserordentlicher; denn wer hat wohl jemals gehört, daß alle Einwohner eines Landes ohne Ausnahme durch Krieg, Hungersnoth, Pest oder

ein

ein anderes Uebel vertilgt worden? Dürft' ich eine Vermuthung über die Ursach dieser Entvölkerung wagen, so müssen wir bemerken, daß fast zwey Drittheile jeder der Kanarischen Inseln jezt mit calcinirten Felsen, Bimssteinen und schwarzem Staube oder Asche bedeckt sind, welches vormals von feuerspeyenden Bergen, deren Ueberbleibsel man noch in jeder dieser Inseln findet, ausgeworfen seyn muß. Ich halt' es also nicht für unwahrscheinlich, daß viele der Eingebornen durch solche gewaltige Ausbrüche umgekommen, und daß die übrigen, aus Furcht, ihr Land verlassen und neue Wohnungen aufgesucht. Wohin sie aber gegangen, ist eine Frage, die sich nicht leicht beantworten läßt; wiewohl einige Schriftsteller behaupten, daß sie nach Amerika übergegangen. Doch dieß ist blos Muthmaßung.

Aus zwo Stellen in dem Nubischen Geographen sollt' es scheinen, daß die Kanarischen Inseln, Madeira oder Porto Santo, einige Zeit nach der Eroberung von Spanien durch die Mauren, und ehe die Spanier die Mauren im Jahr 1147 aus Lissabon verjagten, bewohnt gewesen. Ich werde diese Stellen hersezen, damit der Leser selbst urtheile.

Aus dem ersten Theil des dritten Klima. „In „diesem Meere liegt auch die Insel zweener Brüder, „welche Zauberer sind; der eine derselben heißt Sciar„raham, und der andre Sciaram."

„Dieser Hafen liegt gegen Asafi (Azaffi) über, „und zwar so nahe, daß, wenn die Luft auf der See „klar und unbewölkt ist, man den Rauch auf dem fe„sten Lande sehen kann. Es liegt auch in diesem Mee„re eine Insel der Schafe, welche groß, und mit ei„ner dicken Wolke bedeckt ist *). Auf dieser Insel „giebt

*) Dies paßt genau auf die Finsterniß oder Wolke, welche Madeira umgab, als die Portugiesen diese Insel entdeckten,

„giebt es unzählige Schafe, aber sie sind klein, und „ihr Fleisch ist ausnehmend bitter von Geschmack, und „untauglich zur Speise. Dies erhellt auch aus der „Erzählung der Almaghrurin (Wanderer)."

Aus dem ersten Theil des vierten Klima. „Gerade gegen Lissabon über (welches an der Küste des „Dunkeln Meers belegen ist,) an dem südlichen Ufer „des Flusses, liegt das Schloß Almaaden (der „Schäze) welches diesen Namen von dem Golde hat, „das nach einem Sturm ans Land geworfen wird. „Von Lissabon aus wagten sich Almaghrurin (Wanderer) auf das Dunkle Meer, um Entdeckungen zu „machen: und von ihnen hat ein Weg in der Stadt, „nicht weit von dem See, seinen Namen, welchen er „bis auf die spätesten Zeiten behalten wird."

„Und dies ist ihre Geschichte. Acht Leute, welche „Vettern waren, bauten sich ein Kauffartheyschiff, „versorgten sich mit Wasser und den nöthigen Lebens„mitteln auf verschiedne Monate, und traten ihre „Reise an, so bald der Ostwind zu wehen anfieng: „und als sie mit günstigem Winde beynahe eilf Tage „gesegelt waren, kamen sie endlich in ein gewisses „Meer, dessen dickes Wasser einen widrigen Geruch „hatte. Sie sahen hier viele Klippen und es herrschte eine beständige Dämmerung: weil sie deswegen „einen unvermeidlichen Schiffbruch befürchteten, nahmen sie einen andern Lauf, und nachdem sie zwölf „Tage gegen Süden gesegelt waren, landeten sie auf „einer

deckten, und welche sie abschreckte, sich ihr zu nähern. Die Inseln Teneriffa, Palma und Madeira sehen von ferne, wenn der Passatwind wehet, nicht anders aus, als dicke finstre Wolken. Madeira war voller Waldungen, als sie entdeckt wurde, welche ohne Zweifel die Dünste anzogen, und ihr ein dunkleres Ansehen gaben.

„einer Insel der Schafe, wo unzählige Heerden ohne „Hirten herumirrten. Hier fanden sie eine Quelle „fließenden Wassers, die von einem wilden Feigen„baum beschattet war. Sie fiengen einige Schafe, „und schlachteten sie, fanden aber ihr Fleisch so bitter, „daß es nicht zu genießen war, und begnügten sich da„her an ihren Fellen. Hierauf segelten sie noch zwölf „Tage gegen Süden, und entdeckten in einiger Ent„fernung eine gewisse Insel, auf welcher sie Einwoh„ner und angebautes Land sahen. Sie näherten sich „ihr also, um weitere Entdeckungen zu machen. Aber „nicht lange nachher wurden sie von Böten umringt, „gefangen genommen, und sammt ihrem Schiffe nach „einer gewissen Stadt an der Seeküste gebracht. Hier „sahen sie röthliche Leute, mit dünnen und langen „Haaren, und groß von Statur; die Weiber waren „von ausserordentlicher Schönheit. Sie wurden hier „drey Tage lang in einem gewissen Hause gefangen ge„halten; am vierten aber kam ein Mann zu ihnen, „und fragte sie in Arabischer Sprache, wer sie wären, „warum sie kämen, und wem sie angehörten? Als „sie ihm ihre ganze Geschichte erzählt hatten, hieß er „sie gutes Muths seyn, und sagte ihnen zugleich, er „sey des Königs Dollmetscher. Sie wurden also den „folgenden Tag vor den König gebracht, der König „that die nehmlichen Fragen an sie, die der Dollmet„scher gethan hatte, und sie erzählten ihm die nehm„liche Geschichte; daß sie sich nehmlich aufs Meer ge„wagt, um alles, was merkwürdiges oder wunder„bares auf demselben sey, zu entdecken, und bis an „seine äussersten Gränzen zu dringen. Als der König „dieses hörte, lacht' er, und sagte zu dem Dollmet„scher: Sage diesen Leuten, daß mein Vater einigen „seiner Unterthanen befahl, dieses Meer zu befahren, „und sie segelten nach seiner Breite einen ganzen Mo„nat, bis sie endlich kein Tageslicht mehr sahen, und

„so war ihre Reise vergeblich und unnüz. Weiter be-
„fahl der König seinem Dollmetscher, diesen Leuten in
„seinem Namen zu sagen, daß sie gutes Muthes seyn,
„und sich auf ihn verlassen mögten. Sie wurden dar-
„auf nach ihrem Hause zurückgeführt, und daselbst
„gefangen gehalten, bis der Westwind zu wehen an-
„fieng. Hierauf wurden sie mit verbundenen Augen,
„in ein Boot gesezt, und in die See geschickt, auf
„welcher sie drey Tage und drey Nächte zubrachten.
„Endlich kamen sie an das feste Land, wo sie, nach-
„dem man ihnen die Hände auf den Rücken gebunden
„hatte, ans Ufer gesezt, und sich selbst überlassen
„wurden. In diesem Zustande lagen sie bis Tages-
„anbruch, während welcher Zeit sie, wegen des fe-
„sten Bindens, die größte Ungemächlichkeit ausstan-
„den. Endlich aber, da sie menschliche Stimmen
„hörten, riefen sie alle laut um Hülfe; worauf einige
„Leute herzukamen, und, als sie ihren elenden Zustand
„sahen, sie um die Ursach fragten. Diese Leute wel-
„che Barbarier waren, fragten sie, ob sie wüßten,
„wie weit sie von ihrem Vaterland wären? und da sie
„ihnen mit Nein antworteten, sagten sie, daß man
„zwey Monate bis dahin zu reisen habe. Da der An-
„führer dieser Unglücklichen dies hörte, rief er aus:
„Va Asfi! das heißt: Ach, was leiden wir! und
„seitdem führt der Ort den Namen Asfi. Es ist ein
„Hafen an dem westlichsten Theil der Küste, deren wir
„bereits erwähnt haben.“

Da der Nubische Geograph diese Nachricht nicht von den Abentheurern selbst hatte, so können wir mit Recht schließen, daß sie der Wahrheit nicht genau gemäß seyn werde. Sollte aber irgend etwas wahres daran seyn, so war die Insel, wo die Reisenden mit verbundenen Augen nach Azaffi geschickt wurden, gewiß keine andre, als eine der Kanarischen Inseln,

Ma-

Madeira, oder Porto Santo, welche alle drey Tagereisen zur See von Azaffi entfernt sind.

Von allen diesen Inseln entspricht Fuertaventura am besten der Insel der beyden Brüder, welche Zauberer waren, weil man sie bey hellem Wetter von dem festen Lande desjenigen Theils von Afrika sehen kann, welcher gegen Südwest von Azaffi liegt.

Da nun Azaffi damals die entfernteste Hafenstadt gegen Südwest war, so ist es wahrscheinlich, daß die Einwohner des festen Landes, welches Fuertaventura gegenüber liegt, wenn sie des Handels wegen nach Azaffi kamen, den Einwohnern dieser Stadt erzählten, daß sie von ihrer Küste bey hellem Wetter immer eine Insel sähen. Dies erklärt uns, wie unser Autor sagen kann: „Dieser Hafen liegt Azaffi gegen über, und „zwar so nahe, daß man, wenn die Luft auf der See „helle und unbewölkt ist, den Rauch auf dem festen „Lande sehen kann.“

Nun einige Nachricht von dem Ursprunge der Einwohner der Kanarischen Inseln. Unser Autor wendet nicht weniger als drey Folioseiten dazu an, die Meynung derjenigen zu widerlegen, welche die Eingebornen der Kanarischen Inseln für Nachkömmlinge der zehn Stämme Israel hielten, welche in die Babylonische Gefangenschaft geführt wurden.

Seine Meynung ist, daß sie aus Mauritanien gekommen; und dies gründet er auf die Aehnlichkeit der Namen gewisser Oerter in Afrika und den Inseln: „Denn, sagt er, Telde, der Name des ältesten Orts „in Kanaria, Orotava und Tegeste, sind alles Namen, die auch gewisse Oerter in Mauritanien und „auf dem Berge Atlas führen. Vermuthlich sind Ka„naria, Fuertaventura und Lancerota von den Alar„bes, der angesehensten Nation in der Barbarey, be„völkert worden; denn die Eingebornen dieser Inseln „nannten Milch Aho, und Gerste Temasen, welches

„die-

„dieselben Namen sind, womit die Alarbes diese Din-
„ge benennen.“ Er sezt hinzu:

„Unter den Büchern der Bibliothek der Kathe-
„dralkirche St. Anna in Kanaria, befand sich eins,
„welches so sehr verdorben und zerrissen war, daß ihm
„sowohl Anfang als Ende fehlte. Es handelte von
„den Römern, und enthielt die Nachricht, daß, als
„Afrika eine Römische Provinz war, die Eingebornen
„von Mauritanien rebellirt und ihre Vorgesezten und
„Gouverneurs ums Leben gebracht; worauf der Se-
„nat, um die Rebellen zu züchtigen, und ein schreck-
„liches Exempel zu geben, eine mächtige Armee nach
„Mauritanien gesandt, welche sie überwunden und
„wieder zum Gehorsam gebracht: bald nachher wären
„die Anführer der Rebellion hingerichtet; dem gemei-
„nen Volk aber, nebst Weibern und Kindern, hätte
„man die Zungen ausgeschnitten, und sie alle mit et-
„was Getreide und Vieh auf Schiffe gebracht, und
„nach den Kanarischen Inseln transportirt. *)“

Ob die ersten Bewohner der Kanarischen Inseln wirklich aus Afrika verbannt worden, oder nicht, getrau' ich mich nicht zu entscheiden; daß sie aber ursprünglich daher gekommen, halt' ich für gewiß. Dieß läßt sich leicht aus der Uebereinstimmung der Gebräuche und Sprache der Eingebornen der südlichen Barbarey und aller Kanarischen Inseln, Teneriffa ausgenommen, **) beweisen.

Zum

*) Ein gewisser Thomas Nicols, der sieben Jahr in den Kanarischen Inseln lebte, und eine Geschichte derselben schrieb, sagt die beste Nachricht, die er von dem Ursprunge der Eingebornen erhalten können, sey die, daß die Römer sie aus Afrika verbannt, und ihnen, weil sie ihre Götter gelästert, die Zungen ausgeschnitten hätten.

**) Die Sprache in Teneriffa hatte, um die Zeit der Eroberung, keine Verwandtschaft mit denen, die in den

übrigen

Zum Beyspiel, die Libyer hielten ihre Töchter, ehe sie sie verheyratheten, eine Zeitlang eingeschlossen, und fütterten sie mit Milch, bis sie ganz fett wurden. Wenn einer von ihnen verwundet war, gossen sie heiße Butter in die Wunde. Und ihre vornehmste Speise, welche sie Kouskoussou nannten, stimmte fast ganz mit dem Goffio der Kanarier überein.

Aber der stärkste Beweis liegt in der Aehnlichkeit der Kanarischen und Libyschen Sprache, wie man aus der nachstehenden Sammlung von Wörtern, die ich aus der Geschichte der Entdeckung und Eroberung zusammengelesen habe, sehen wird. Mein Autor irrt sich, wenn er sagt, die Sprache der Inseln gleiche der Sprache der Alarbes, oder Araber der Barbarey; denn die beyden Wörter, die er anführt, sind nicht Arabisch, sondern Shillha, die Sprache, die jezt in den Gebirgen der Königreiche Marokko, Suz, und andern Theilen der südlichen Barbarey gesprochen wird. Wiewohl die Zahl der Wörter in der Probe von den Sprachen der Inseln, Teneriffa ausgenommen, sich über achtzig beläuft, so sind doch nicht mehr als zwanzig darunter, die ich von der Shillha auf eine vernünftige Art herleiten könnte; welches man vielleicht zum Einwurf gegen meine Behauptung von dem Ursprunge der Kanarier gebrauchen wird. Aber man muß bedenken, daß verschiedne Dialekte der Libyschen Sprache eben so sehr von einander abweichen, als der Kanarische von der Shillha; und doch sind sie alle Zweige einer ursprünglichen Sprache, wie ich künftig in meiner Beschreibung von Afrika, zeigen werde.

Es

übrigen Inseln gesprochen wurde: nach der angehängten Probe zu urtheilen, scheint sie Aehnlichkeit mit der Peruvianischen oder einer andern Amerikanischen Sprache gehabt zu haben.

Es ist offenbar, daß die Libyer nicht eher nach den Kanarischen Inseln gekommen, als nachdem Plinius seine Geschichte der Natur geschrieben; denn er sagt, daß diese Inseln damals unbewohnt gewesen. Eben so gewiß aber muß es vor der Eroberung der Barbarey durch die Araber geschehen seyn; denn sonst würden wir einige von den Ceremonien der Mahumedanischen Religion bey den Kanariern gefunden haben.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Libyer, welche sich zuerst auf diesen Inseln niedergelassen, dahin geflohen, um den siegreichen Arabern nicht in die Hände zu fallen.

Die Eingebornen der verschiednen Kanarischen Inseln wußten, zur Zeit der Eroberung, nichts von Böten oder Kähnen, und konnten also unter einander kein Verkehr haben; und doch sagt mein Autor, die Sprachen derselben, die von Teneriffa ausgenommen, wären zwar sehr verschieden, aber doch nahe mit einander verwandt gewesen.

Sammlung aller derjenigen Wörter, die aus den Sprachen der alten Einwohner der Kanarischen Inseln noch übrig sind, nebst den Wörtern von gleicher Bedeutung in der Shillha oder Libyschen Sprache, die ihnen ähnlich sind.

Dialekt, der Lancerotaner und Fuertaventuraner.	Shillha, ein Dialekt der Libyschen Sprache.
Aho, Milch.	Agcho.
Temasen, Gerste.	Tomzeen.
Tezzeses, Stecken oder Stäbe, deren die Eingebornen sich als Waffen bedienten.	Tezezreat, ein Baum.
Mahay, Altihay, } Tapferer oder ehrenwerther Mann.	
Efeguen, Gottesdienstliche Häuser.	Fquir, ein Priester. S. die Wörter der Kanarischen Sprache.
Tamarco, ein Gewand, Kleid.	
Guapil, eine Müze.	
Maho, ein Schuh.	
Goffio, Geröstetes Gerstenmehl.	
Taffiaque, scharfe Steine, die man statt der Messer gebrauchte.	
Guanil, wilde Ziegen.	
Harhuy, Häute, oder Leder.	

Dialekt der Gomeraner.

Gomera, der Name der Insel.
Taginaste, ein gewisser Baum.
Tahuyan, Unterröcke von Ziegenfellen.

Dialekt der Hierronier.

Esero, der alte Name der Insel, welcher Stark bedeutet. S. die Wörter der Palmaner.
Garse, der berühmte Baum, welcher Wasser gab.
Aguamanes, Farrenkrautwurzeln, geröstet, zerstoßen und in Butter eingeweicht.
Ahemon, Wasser.

Achemen, Milch.
Aculan, Butter.
Aran, Farrenkrautwurzeln.
Verdones, } lange
Tomasaques, } Stangen.
Guatatiboa, Versammlung des Volks zu einem Fest.
Fubaque, ein fettes Schaf.
Eraoranzan, ihre männliche Gottheit.

Schillha.

Gumeri, eine Zunft der Afrikaner.
Taginast, ein Palmbaum.
Tahuyat, ein Betttuch oder Decke.

Amon. im Apanaga Dialekt, Emma.

Dialekt der Hierronier.	Shillha.
Moneyba, ihre weibliche Gottheit.	
Aranjairo, ein Mittler.	
Dialekt der Kanarier.	
Acoran, Gott.	Mkoorn. in dem Showiyah Dialekt, Amoukran, Groß, oder Herr.
Tibicenas, Erscheinungen in Gestalt eines Pudels.	
Guanarteme, König.	
Faycag, Priester oder Rechtsgelehrter, der nächste an Würde nach dem König.	Fquair.
Almogaren, gottesdienstliche Häuser, oder Tempel.	Talmogaren.
Magados, Stangen oder Stecken, die sie als Waffen gebrauchten.	
Amodagas, Ebendieselben, scharf zugespizt und durch Feuer gehärtet.	
Sabor, der geheime Rath, oder Conseil.	
Gayres, Mitglieder dieses Raths.	Mgar, Befehlshaber, oder angesehener Mann.
Gama, Genug.	
Magadas, Art von Nonnen.	
Tamoganteen, Häuser.	Tigameen.
Aridaman, Ziegen.	
Taharan, Schafe.	
Taguacen, Schweine.	

Tama-

Dialekt der Kanarier.	Shillha.
Tamazanona, } Fleisch in Butter gebraten.	
Asamotan, * } Gerste.	
Archormase, grüne Feigen.	Tarkarmust, auch Eckoran.
Tehaunenen, trockne Feigen.	
Aho, Milch.	Agho, oder Agcho.
Carianas, Körbe von Binsen oder Palmzweigen.	Carian.
Adargoma, Schultern von Felsen.	
Ataycate, großes oder festes Herz.	Tarkist, Herz.
Arabisenen, ein Wilder.	
Doramas, Nasenlöser.	
Atirtisma, der Name, womit sie Gott anriefen.	Ater, Hoch oder Erhaben. Atirtisma bedeutet vielleicht so viel, als der Erhabne, oder der Höchste. Aus den Alten wissen wir, daß der Berg Atlas bey den Eingebornen Ater, Dyr, und Adyrrim hieß. Jezt nennen die Libyer einen Berg, Athrair und Adrair.

Dialekt

*) Ich glaube, daß unser Autor diese Wörter aus Nachlässigkeit versezt hat, und daß das erstere Gerste bedeutet wie in Lancerota und Fuertaventura.

Dialekt der Palmaner.	Shillha.
Benehoare, der Name der Insel.	Beni-Howare, eine Zunft der Afrikaner auf dem Atlas.
Tagragigo, heißes Wasser.	
Tebercorade, gutes Wasser.	
Tocande, kalcinirte Steine, dergleichen von Volkanen ausgeworfen werden.	
Tigo, oder Tigot, Himmel.	Tigot.
Tigotan, die Himmel.	Tigotan.
Mayantigo, ein Mannsname, welcher so viel bedeutet als himmlisch, dem Himmel ähnlich, oder so liebenswürdig, als ein Theil des Himmels.	
Aganeye, Name eines Mannes, der seinen Arm verloren hatte; das Wort bedeutet einen abgehauenen Arm.	
Asuquahe, schwarz oder finster.	
Thener, ein Berg.	Athrair, in dem Showiyah Dialekt.
Tedote, ein Hügel.	
Aguyan, ein Hund.	
Adeyhamen, unter dem Wasser. So nannten sie einen Distrikt in welchem Wasserquellen waren.	Douwaman.

Dialekt der Palmaner.		Shillha.
Acer, ein fester oder unzugänglicher Plaz.		
Teguibire, Schaf- oder Ziegenfleisch.		
Iffe, Weiß.		
Atiniviva, Schweine.		
Adago, Ziegenmilch.		
Ruesco, Malvaswurzeln.		
Abora, Gott.		
Guirres, Raben oder Krähen.		
Irvene, Erscheinungen. Vielleicht von Rben, Götter.		
Vacaguare, ich will sterben.		
Mocas, Stecken, die scharf zugespizt, und im Feuer gehärtet waren.		
Y iguida y iguan Idafe	er wird fallen! Idafe wird fallen.	Y want y dir Idafe.
Guegerte y guantaro	Gieb ihm, und er wird nicht fallen.	If kast, Oreyder.

Diese Probe von den verschiednen Sprachen der Kanarischen Inseln ist nach der Spanischen Orthographie geschrieben, und man muß bemerken, daß Gua, Gue, wie das Englische Wa, We; Ch, wie Tsch, und das j sehr guttural ausgesprochen werden muß. Unser Spanischer Autor hat den obigen Kanarischen Wörtern die Endungen seiner Sprache gegeben; denn ein Spanier kann kein Wort ohne Vokal am Ende aussprechen, ausgenommen die Wörter, die sich mit d, n, r, s, z, l, x, y, endigen. Der Kanarische

Pluralis, sowohl als der Libysche, endigt sich mit n, unser Autor aber hat das geändert; z. B. statt Carian, Körbe, giebt er uns Carianas, weil der Spanische Pluralis nie ein n am Ende hat.

Unser Autor hatte diese Kanarischen Wörter von den Nachkommen der Eingebornen, die zu seiner Zeit blos Spanisch sprachen, und die Sprache ihrer Vorfahren nur aus Tradition kannten. Wir können daher voraussezen, daß diese Wörter sehr verändert seyn müssen; und doch, wenn wir nur die Spanischen Endungen weglassen, und Gua, Gue, in Wa, We verändern, werden wir die Kanarische Sprache mit der Libyschen so nahe verwandt finden, als wir, bey der Voraussezung, daß die Kanarier und Libyer ursprünglich ein und eben dasselbe Volk gewesen, nur irgend erwarten können. Zum Beyspiel: nach unserer Pronunciation muß Y iguida y iguan ausgesprochen werden Y iwid y iwan; und wenn wir annehmen, daß die Wörter versezt worden, und ursprünglich so gestanden, Y iwan y iwid, so ist die Aehnlichkeit mit den Libyschen Wörtern Y want y dir, welche eben das bedeuten, schon viel größer. Doch der Leser mag dies selbst beurtheilen. Ich habe mich genau an das Spanische Manuscript gehalten.

Dialekt der Teneriffaner.

Achineche, der Name der Insel.
Vincheni, die Eingebornen.
Guihon, Schiffe.
Arguihon, * Siehe da Schiffe, oder Schiffe kommen.
Quebechi, die königliche Würde.
Ahico, ** Mantel oder Gewand.
Anepa, Scepter oder Speer.

Achgua-

Achguarergenan,
Achoran,
Achaman,
Achuhuiaban,
Achucana,
Aguayarerar,
} Erhalter des Himmels und der Erde.
} der Große, Erhabene, und Erhalter aller Dinge.

Guatfirari, Gott, oder der die Welt hält.
Atguaychafunatuman, der den Himmel hält.
Achicuca, ein Sohn.
Zucafa, eine Tochter.
Tavonas, Messer, von scharfen Steinen gemacht.
Menfey, † ein König.
Achemenfey, Leute von höherem Adel.
Cilhifiquico, Leute von geringerem Adel.
Achicarnay, Bauern oder Dienstleute.
Quebehiera, Ihro Hoheit, so nannten sie den König.
Ahorer, geröstetes Gerstenmehl.
Taro, Gerste.
Cancha, kleine Hunde.
Ara, eine Ziege.
Ana, ein Schaf.
Venefmer, der Monat August.
Hacichei, Erbsen, Bohnen, oder Wicken.
Ahof, Milch.
Oche, Butter.
Yoja, Mokanes, oder Hollunderbeeren.
Chacerquen, Honig, oder Syrup von Mokanes gemacht.

Triguen, †† Weizen.
Coran, ein Mann.
Chamato, ein Weib.
Atuman, der Himmel.
Tagaror, der Ort des Gerichts.

Das Wort, welches mit * bezeichnet ist, hat viel Aehnlichkeit mit dem Namen eines Hafen an der Afrikanischen Küste, welcher Arguin heißt, und vormals stark von Schiffen besucht wurde. Das zweyte ** mit dem Worte Tahayk, welches in der Shillha ein Gewand bedeutet. Das dritte † mit dem Worte Mensa, ein König, in der Sprache der Schwarzen von Bambara oder Mandingo. Das vierte †† mit dem Worte Trigo, welches im Spanischen Weizen bedeutet.

Beschreibung

der

Kanarischen Inseln;

welche zugleich

die neuere Geschichte der Einwohner

und

eine Nachricht von ihren Sitten, Gebräuchen, Handlung, u. s. w.

enthält.

Beschreibung der Kanarischen Inseln.

Erster Abschnitt.

Beschreibung der Insel Lancerota, und der nebenliegenden unbewohnten Inseln.

Diese Insel ist sehr hoch, und man sieht sie sehr weit. Wenn man sich ihr nähert, scheint sie sehr schwarz, felsigt und unfruchtbar. Sie ist etwa funfzehn Meilen lang, und zehn breit. Der Mittelpunkt der Insel hat neun und zwanzig Grade, acht Minuten nördlicher Breite.

Der vornehmste Hafen befindet sich an der Südostseite, und heißt Porto de Naos. Jedes Schiff, das nicht über achtzehn Fuß unter Wasser geht, kann hier bey hoher See einlaufen, und ist vor jedem Wind' und Wetter gesichert; ungeachtet es scheint, wenn man längs der Küste hinsegelt, als lägen die Schiffe in einer offenen Reede vor Anker; denn der Hafen wird durch eine Reihe von Felsen formirt, die man in einiger Entfernung nicht gewahr wird, weil sie größtentheils unter Wasser liegen. Diese brechen den Strom der Wellen, so daß die innere Seite so eben ist, als ein Mühlenteich. Da man weder in dieser, noch in einer der andern Kanarischen Inseln, einen bequemen Plaz hat, große Schiffe zu reinigen oder auszubessern, so wird er in dieser Absicht von den Kauffartheyschiffen, die nach diesen Inseln handeln, häufig besucht. An dem westlichen Ende des Hafens steht ein viereckigtes Kastel, von Steinen erbaut, und mit einigen Kanonen besezt, aber nicht besonders fest, weil Kriegs-

schiffe

schiffe sich auf Flintenschußweite demselben nähern können.

Bey diesem Hafen liegt weder Stadt noch Dorf, sondern nur einige Magazine, wo Getreide zur Ausfuhr in Bereitschaft liegt.

Auf der Westseite des Kastels ist ein anderer Hafen, Namens Porto Cavallos, oder, wie andre ihn nennen, El Recife. Dies ist auch ein sehr bequemes Schiffslager, und wird, wie Porto de Naos, durch eine Reihe von Felsen formirt; aber der Eingang ist so seicht, daß er, wenn das Wasser am höchsten steht, nicht mehr als zwölf Fuß hat. Auf einer kleinen Insel, oder einem geräumigen Felsen, zwischen diesen beyden Häfen, steht obgedachtes Kastel, welches sie beyde schüzt. Dieser Felsen ist durch eine Brücke mit dem Lande verbunden, unter welcher her Böte von Porto de Naos nach Porto Cavallos gehen.

An dem nördlichen Ende von Lancerota befindet sich ein großer und geräumiger Hafen, Namens El Rio. Dies ist eine Meerenge, oder ein Kanal, welcher die Insel Lancerota von der unbewohnten Insel Graciosa absondert. Jedes noch so schwer beladne Schiff kann zum einen Ende dieses Hafens herein, und zum andern wieder herausgehen: wenn es sich in der Mitte zwischen beyden Inseln hält, findet es immer eine Tiefe von sechs bis sieben Faden.

Derjenige Theil von Lancerota, welcher an diesen Hafen gränzt, besteht aus einem sehr hohen und jähen Felsen, dessen Fuß von dem Hafen oder der Seeküste etwa zwey Flintenschüsse weit entfernt ist. Der Boden dieses Zwischenraums ist niedrig, und man findet hier ein Salzwerk. Dies ist ein viereckigtes Stück Land, welches eben, und von zwey Zoll tiefen Gräben durchschnitten ist; in diese läßt man das Seewasser, welches dann durch die Sonnenhize und die Natur des Bodens bald in Salz verwandelt wird.

Von

Von der Küste dieses Hafens hat man keinen andern Weg in die Insel, als einen engen, jähen und verwickelten Fußpfad, welcher auf den Gipfel des obgedachten hohen Felsen führt. Einem Fremden ist es fast nicht möglich, ohne Führer hinaufzusteigen; denn wenn er einmal den rechten Pfad verlöre, so würd' er ihn nicht leicht wieder finden, und in größter Gefahr seyn, den Hals zu brechen.

Ausser diesen Häfen giebt es weiter keine in Lancerota. Aber die ganze südliche Seite der Insel kann man als Einen Hafen betrachten, wenn der Passatwind wehet; denn alsdann ist auf dieser Seite die See ganz eben, und an den mehrsten Orten kann ein Boot ohne alle Gefahr landen.

Etwa zwey Leagues Land ein von Porto de Naos, gegen Nordwest, liegt die Stadt Cayas, oder Rubicon, der Hauptort in der Insel, und vormals ein Bischöflicher Siz. Sie enthält etwa zwey hundert Häuser, eine Kirche, und ein Mönchskloster. Sie hat ein altes Kastel, mit einigem Geschüz besezt. Die Wohnhäuser haben größtentheils ein sehr schlechtes Ansehen.

Etwa zwey Leagues Land ein, und südwärts von dem Gipfel des Felsen bey El Rio, liegt die Stadt Haria, die nächste an Größe nach Cayas. Ich schäze die Anzahl ihrer Einwohner etwa auf drey hundert. Alle Gebäude hieselbst, die Kirche und drey oder vier Privathäuser ausgenommen, sind sehr schlecht und armselig. Als ich da war, war sie die Residenz des Gouverneurs, der Alkalde Major aber und die Inquisitions Bedienten wohnten zu Rubikon.

Die Insel Graciosa liegt an der Nordseite des Kanals El Rio, und ist eine unbewohnte und unfruchtbare Insel, der es ganz an Wasser fehlt. Sie hat etwa drey Meilen in die Länge, und zwey in die Breite. Zur Winterszeit schicken die Eingebornen von Lancero-

ta Ziegen und Schaafe dahin zur Weide; im Sommer aber, da hier kein Regen fällt, und das Gras trocken und welk ist, müssen sie d eselben wieder nach Lancerota zurückholen.

Vier bis fünf Meilen gegen Norden von Graciosa liegt Alegranza, eine hohe und felsigte Insel, unfruchtbar und ohne Wasser, und folglich unbewohnt. Sie ist nicht so groß als Graciosa. Die Einwohner von Lancerota begeben sich zu gewissen Zeiten dahin, um Orchilla-Kraut einzusammlen.

Etwa acht Meilen gegen Osten von Alegranza und Graciosa liegt ein großer hoher Felsen in der See, Namens Roca del Este, oder der östliche Felsen. Gegen Westen von diesen Inseln liegt ein andrer von gleicher Größe, Roca del Ouste, oder der westliche Felsen. Gegen Südwest, etwa drey Leagues von Graciosa liegt eine felsigte unbewohnte Insel, Namens Santa Clara. Viele Schiffe sind bey Nacht an diesen unbewohnten Inseln gescheitert, weil sie theils durch Fehler in ihrer Rechnung, theils durch unsre Charten, welche diese Inseln gewöhnlich dreyßig Meilen zu weit gegen Süden sezen, irre geführt waren.

Zweyter Abschnitt.

Beschreibung der Insel Fuertaventura.

Das nördliche Ende dieser Insel liegt, etwa sieben Meilen, Süd- zu West von der südwestlichen Spize von Lancerota.

In dem Kanal zwischen denselben, aber näher bey Fuertaventura, liegt die kleine Insel Lobos, die etwa eine League im Umfange hat, unbewohnt und ohne Wasser ist. Dicht bey derselben ist eine gute und bequeme Reede.

Fuer-

Fuertaventura ist etwa achtzehn Meilen lang, und fast durchgehends funfzehn breit. In der Mitte ist sie schmal und niedrig, so daß sie von der See beynahe in zwey Theile getheilt wird. Derjenige Theil der Insel, welcher an der Südseite der Erdenge liegt, ist bergigt, sandigt, unfruchtbar, und fast ganz unbewohnt. Der nördliche Theil ist auch bergigt, aber im Innern fruchtbar und wohl bewohnt.

Wenn man längs dieser Insel hin segelt, erblickt man keine Häuser an der Küste, an zwey oder drey Orten ausgenommen, wo Barken ans Land gehen, und Getreide aufladen.

Etwa sechszehn Meilen gegen Süden von der Reede bey Lobos ist eine Bay, in welcher sich eine Reede befindet, wo Barken liegen, und Korn laden; sie heißt Porto de Cabras. Ein Fremder findet sie nicht ohne Steuermann, denn der Grund rings umher ist felsigt und unsicher.

Zwey Leagues weiter südwärts an der Küste, ist der Hafen Cala de Fustes, wo auch Korn ausgeschifft wird. Dieser Hafen taugt nur für kleine Barken, die hier vor allen Winden sicher liegen, den Südostwind ausgenommen, der in diesem Theile der Welt selten wehet. Wenn es sich aber zuträgt, so ladet man augenblicklich aus, zieht die Barken bey hohem Wasser ans Gestade, und füllt sie dann mit Steinen; so daß sie ungeachtet der starken Wellen, die der Wind heran treibt, unbeweglich und unbeschädigt bleiben. Vor dem Hafen befindet sich eine gute Reede, wo Schiffe vor Anker liegen können.

Diesen Hafen kennt man an einem runden schwarzen Thurm, und einigen Häusern daneben. Der Thurm ist von großen Steinen und Kalk erbauet, und von der nemlichen Form, wie das Kastel zu Rubikon in Lancerota; er hat auch, eben wie dieses, eine Thür, welche zwölf Fuß höher ist, als der Boden, so daß

man,

man, um herein zu kommen, eine Leiter ansezen muß. Der Gipfel des Thurms ist flach, mit Brustwehren oder Zinnen rund umher, welche mit drey oder vier Kanonen besezt sind, um den Hafen und die Schiffe vor Seeräubern zu schüzen. Ein Serjeant von der Miliz wohnt mit seiner Familie in einem dicht daran stoßenden Hause, und muß über das Korn, welches aus dem Hafen abgeschifft wird, die Rechnung führen. Er ist auch Gouverneur des Forts und Hafens, und stattet dem Gouverneur der Insel, und dem Alkalde Major, von allen Schiffen, die in der Reede oder dem Hafen ankommen, Bericht ab. Im Fall ein feindliches Schiff sich sehen läßt, muß er Lärm machen, und sich mit seiner Familie und dem Schiffsvolk der Barken in den Thurm retiriren, die Leiter hineinziehen, und die Thüre verschließen.

Vier Leagues südwärts von Cala de Fustes ist eine hohe, jähe, felsigte Spize, Namens Punta de Negro. Zwischen diesen beyden Plätzen sind einige Bayen, wo Schiffe ankern und frisch Wasser haben können; ein Fremder aber findet den eigentlichen Ankergrund und die Wasserpläze nicht ohne Steuermann. Auf der andern Seite des Capo Negro befindet sich eine geräumige Bay, Namens Las Playas.

Die westliche Spize dieser Bay ist eine hohe Felsklippe, deren Gipfel hervorsteht, und über die See hängt. Gleich etwas weiter ist eine sandige Bay, Namens Gran Tarrahala, wo ein Schiff in einer Tiefe von sechs bis sieben Faden ankern kann. An dem Ufer dieser Bay ist ein Wald von einer Art wilder Tannen, deren einige zu Brennholz für Schiffe dick genug sind; ein wichtiger Artikel für Lancerota und Fuertaventura.

Sieben Leagues west- süd-west halb Süd von Tarrahala-Bay, ist eine Spize, Namens Morro Gable: alles

alles Land in diesem Zwischenraume ist sandig, unfruchtbar, und unbewohnt.

Zwölf Meilen westwärts von Morro Gable ist die Spize Handia. In dieser Strecke sind verschiedne Pläze, wo man, wenn der Passatwind wehet, ankern kann. Die See ist hier eben, und man kann einen Ueberfluß von frischen Wasser haben. Ostwärts von der Spize Handia liegt eine geräumige Bay eben dieses Namens, mit einem reinen sandigen Boden, wo das Meer gewöhnlich sehr still und eben ist. Von der Spize Handia an wendet sich die Küste gegen Norden, bis gegen die Insel Lobos. Diese ganze Seite der Insel, die Mitte derselben ausgenommen, ist einem Nordwinde sehr ausgesezt, welcher eine stark schwellende See gegen die vielen hier befindlichen Felsbänke treibt, an denen sie sich mit großer Gewalt bricht. Die Mitte aber ist eine große Bugt mit einer sandigen Küste. In mäßiger Entfernung von derselben ist ein guter sandiger Ankergrund. An der Küste ist ein Hafen und ein Dorf, Namens Toston, wo Barken Korn laden. Hier findet man einen Thurm, der dem zu Cala de Fustes gleicht.

Nicht volle zwey Leagues Land ein von der obgedachten Reede bey Lobos, liegt eine Stadt, Namens Oliva, mitten in einer Kornreichen Ebne. Hier ist eine Kirche, und einige gute Häuser, deren Anzahl sich, wo ich mich recht besinne, auf funfzig belaufen mag. Die nächste Stadt, die man nach dieser in der nemlichen Direktion von Lobos antrifft, ist La Villa, der vornehmste Ort in der Insel. Dies ist der Mittelpunkt desjenigen Theils der Insel, welcher der Erdenge gegen Norden liegt. Hier ist eine Kirche, und ein Franziskaner Mönchenkloster; die Anzahl der Häuser beläuft sich beynahe auf hundert.

Eine kleine League Land ein von Las Playas liegt eine Stadt, Namens Tunehe; sie enthält auch etwa

hun-

hundert Häuser, die aber, in Vergleichung mit denen zu La Villa und Oliva, sehr schlecht sind.

Ausser diesen Städtchens liegen in dem nördlichen Theil der Insel viele kleine Dörfer zerstreut, und zwar so nahe bey einander, daß man kaum das eine aus dem Gesicht verliert, da man schon wieder ein anderes erblickt; aber die Seeküste, wie ich schon gesagt habe, ist felsigt, unfruchtbar und unbewohnt. Die andre Hälfte der Insel, Namens Handia, ist ganz öde, und nur hie und da findet man eine Schäferhütte; denn Dörfer oder Bauerhöfe giebts in diesem Theil der Insel gar nicht.

Wenn die See von Westwinden sehr anschwellet, so bricht sie sich gegen die Felsen an der nordwestlichen Seite von Lobos mit solcher Gewalt, daß es schrecklich anzusehen ist; und ich kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ich hier Brecher gesehen habe, die an sechszig Fuß hoch waren: hätte einer von diesen das stärkste Schiff getroffen, so würde ers in einem Augenblick in Stücken zerschmettert haben. Ich hörte das Getöse dieser Wellen in einer Weite von sechs bis sieben Leagues, gleich dem Donner in der Ferne.

Dritter Abschnitt.

Klima, Witterung, Boden und Produkte der Inseln Lancerota und Fuertaventura.

Das Klima dieser Inseln ist ausnehmend gesund, welches vielleicht der Trockne des Bodens, und den starken Nordwinden, die hier fast beständig wehen, zuzuschreiben ist, so daß die Einwohner gemeiniglich ein hohes Alter erreichen.

Von der Mitte oder dem Ende des Aprils, bis zu Anfang oder Mitte des Oktobers, wehet der Wind sehr scharf, und fast ununterbrochen aus Norden und

Nord-Nord-Osten: zuweilen wendet er sich ein wenig mehr ostwärts. Von der Mitte des Oktobers bis zu Ende des Aprils weht er gemeiniglich in der nemlichen Richtung, läßt aber dann und wann nach, und macht auch andern Winden Plaz. Der Südwestwind bringt immer Regen, und ist daher ein sehr willkommner Gast für diese Inseln. Andre Winde, vornehmlich aus Nordwest, bringen auch Regenschauer, die aber nur einzelne Theile treffen, und nicht anhalten, folglich dem Boden wenig Vortheil bringen; der Regen aber, der aus Südwesten kömmt, hält oft zwey oder drey Tage an. Er fällt sehr dick in kleinen Tropfen, dringt in die Erde ein, und befeuchtet sie durch und durch. Wenn dieser Regen zu fallen anfängt, säen die Einwohner ihr Korn aus; und vierzehn bis zwanzig Tage nach dem leztern Regen, nämlich gegen Ende des Aprils, ist es reif zur Erndte. Von der Natur und den Eigenschaften der Winde, die auf diesen Inseln wehen, will ich hier nur bemerken, daß der Nord- und Nord-Nord-Ostwind hier so heftig und anhaltend sind, daß sie keine Art von Bäumen aufkommen lassen, vornehmlich in Lancerota, welches ihrer Gewalt am meisten ausgesezt ist; doch findet man hier einige wenige Stauden oder Gesträuche, Namens Tubaybas, welche nirgends sehr hoch wachsen, hier aber, wegen der heftigen Winde, sich dicht am Boden ausbreiten, ausser wo sie hinter Felsen oder Mauern Schuz finden. In den Gärten hat man Feigenbäume, und einige andre kleine Bäume, oder Stauden, die aber selten höher sind, als die Gartenmauer.

Fuertaventura ist nicht völlig so sehr dem Winde ausgesezt, als Lancerota, und daher auch nicht völlig so unfruchtbar an Bäumen und Stauden. Man hat hier Palmen, wilde Oliven, und eine Art von wilden Fichten, welche die Einwohner Tarahala nennen.

Die

Die Baumwollen- und Euphorbium Staude, Feigenbäume, und eine Staude, welche stachlichte Birnen trägt, wachsen in Gärten, wiewohl diese leztere in den Feldern von Kanaria, und den westlich gelegenen Inseln, ohne Wartung wächst.

Ungeachtet diese Inseln einen so großen Mangel an Bäumen haben, sind sie doch im Ueberfluß mit vortrefflichen Kräutern, und verschiednen Arten wohlriechender Blumen, versehen. Die große Menge und Mannichfaltigkeit der leztern bewog die Einwohner, Bienen von den andern Inseln zu holen, um hier eine Zucht derselben anzulegen; aber sie sahen sich in ihrer Erwartung betrogen; keine Biene wollte bey ihnen bleiben, aller Wahrscheinlichkeit nach, weil sie den heftigen Wind nicht ertragen konnten. Getreide von verschiedner Art wächst in Lancerota und Fuertaventura, nämlich Weizen, Gerste, Mais oder Indianisches Korn, und zwar in so großem Ueberfluß, daß es nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Einwohner von Teneriffa und Palma hinreicht, deren Unterhalt größtentheils von diesen Inseln abhängt.

Weinstöcke giebt es in Lancerota erst seit dreyßig Jahren. Um diese Zeit brach ein Volkan aus, und bedeckte viele Felder mit leichten Staube und Bimssteinen, wodurch der Boden so sehr verbessert wurde, daß man jezt Weinstöcke angepflanzt hat, welche sehr gut fortkommen und Trauben geben; der Wein aber, den man davon macht, ist leicht, ohne Kraft, und so scharf von Geschmack, daß ein Fremder ihn nicht vom Weineßig unterscheiden kann; doch ist er sehr gesund. Fuertaventura bringt mehr und besseren Wein, als Lancerota.

Auf den Felsen an der Seeküste wächst eine große Menge von Orchillakraut, welches zum Färben gebraucht wird, und unsern Färbern in London sehr wohl bekannt ist. Es wächst aus den Rizen der Steine

und Felsen in der Länge von etwa drey Zollen; ich habe verschiedne von acht oder zehn Zollen gesehen, die aber ungewöhnlich sind. Es hat runde Stengel von der Dicke eines gewöhnlichen Packfadens. Seine Farbe ist grau, und fällt ins weiße; hin und wieder auf dem Stengel findet man weiße Flecken oder Masern. Aus einer Wurzel wachsen mehrere Stengel, die sich in einiger Entfernung von derselben in Zweige zertheilen. Man sieht nicht das geringste von Erde oder Staub auf dem Stein oder Felsen, wo es wächst. Diejenigen, welche dieses Kraut nicht kennen, oder nicht gewöhnt sind es zu sammlen, würden schwerlich im Stande seyn, es zu finden; denn es hat eine solche Farbe, und wächst in solcher Richtung, daß es beym ersten Anblick der Schatten des Felsen, worauf es wächst, zu seyn scheint. Dies Kraut färbt ein schönes Purpurroth, und wird auch viel gebraucht, andre Farben glänzender und lebhafter zu machen. Je runder und dunkler von Farbe es ist, und je mehr weiße Masern es hat, desto besser und theurer ist es. Dies Kraut wächst in den Kanarischen, Madeirischen und grünen Vorgebirgs Inseln, und an der Küste der Barbarey; das beste und meiste aber findet man in den Kanarischen Inseln. Dasjenige, was man an der benachbarten afrikanischen Küste findet, ist von gleicher Güte, wächst aber, weil ihm zu gehöriger Zeit der Regen fehlt, bey weitem nicht so geschwind. Man hat einigen Grund zu glauben, daß die Orchilla der Getulische Purpur der Alten gewesen. Zu Unterstüzung dieser Meynung müssen wir bemerken, daß die Küste von Afrika, die den Kanarischen Inseln gegenüber liegt, bey den Alten Getulia hieß, und einen Ueberfluß an Orchilla hat. Ich begreife nicht, wie die Europäer den Gebrauch dieses Krauts erfahren hatten; denn gleich bey der Entdeckung der Kanarischen Inseln, suchten sie es eben so gierig auf, als

nachmals die Spanier, bey der Entdeckung von Amerika, Gold aufsuchten; da doch die Eingebornen der Kanarischen Inseln und des Theils von Afrika, welcher vormals Getulien hieß, noch bis jezt von dem Gebrauch der Orchilla nichts wissen. Ueberdem wird keiner es dem Ansehen nach für ein Färbekraut halten; denn die Farbe wird erst durch Kunst und viel Zubereitung herausgezogen. In keinem Theil von Europa, so viel ich weiß, wächst es so häufig, daß Einer in einem Tage nur eine Handvoll sammlen könnte, außer in den Inseln des Archipelagus, oder an den Felsen von Sicilien, wo man es vor kurzem, und wo ich nicht irre erst vor acht bis zehn Jahren, zu sammlen angefangen. Man sollte daher glauben, daß um die Zeit der Entdeckung der Kanarischen Inseln ein Buch vorhanden gewesen, welches von der Orchilla, dem Orte, wo sie wächst, und der Methode die Farbe daraus zu bereiten, Nachricht gegeben.

In Lancerota sind sehr wenig Wasserquellen oder Brunnen. Die Einwohner sammlen daher, für sich selbst und ihr Vieh, das Regenwasser in Gruben und Cisternen. Eben so macht mans in Fuertaventura, ungeachtet man hier mehr Quellen und Brunnen hat, deren Wasser aber fast durchgehends salzigt von Geschmack ist. Zu El Rio an der Seite des Hafens nach Lancerota hin, und nordwärts von dem obgedachten Salzwerke, findet sich ein Gesundbrunnen, dessen Wasser für ein Hauptmittel gegen den Ausschlag gehalten wird. Es ist auch gut zum gewöhnlichen Getränck und hält sich auf der See. Dieser Brunnen liegt nahe am Ufer, und giebt genug, in vier und zwanzig Stunden zwey Orthoft zu füllen.

Das Vieh auf diesen Inseln besteht in Kameelen, Pferden, Eseln, Ochsen, Schafen, Ziegen und Schweinen, welches alles, die Schafe und Ziegen aus-

ausgenommen, erst nach der Eroberung aus der Barbarey und Spanien dahin gebracht worden. Die hiesigen Pferde sind von Barbarischer Zucht, und werden in Kanaria und Teneriffa wegen ihres Muths und ihrer Schnelligkeit sehr geschäzt, da sie aber von so geringem oder gar keinem Nuzen in diesen Inseln sind, weil die Eingebornen keine weite Reisen zu thun haben, und der Transport derselben zur See mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, so giebt man sich wenig oder gar keine Mühe, die Zucht derselben zu erhalten oder zu vermehren; so daß gegenwärtig ihre Anzahl sehr klein ist. Zum Reisen gebrauchen die Einwohner Esel, welche größer sind, als auf den andern Inseln. Der Unterhalt derselben kostet wenig oder gar nichts, und zu den kleinen Reisen sind sie immer brauchbar genug.

Im Frühjahr ist alles ihr Vieh fett und gut; es ist dann ganz rund, glatt und so glänzend, als ob es mit Oel bestrichen wäre. Zu Anfang des Herbsts aber, wenn alles Gras verwelkt oder aufgezehrt ist, hat es ein ganz andres Ansehn, und taugt nicht zur Speise.

Man pflügt hier gewöhnlich mit einem Kameel oder zwey Eseln; denn der Boden ist locker, und man pflügt nicht tief.

Die Seeküsten von Lancerota und Fuertaventura versorgen die Einwohner mit Fischen von verschiedner Art in großem Ueberfluß, vornehmlich mit einer Art von Stockfisch, Namens Cherney, der viel besser von Geschmack ist, als der Stockfisch von Newfoundland, oder aus der Nordsee. Ein andrer Fisch von noch vortreflichern Geschmack wird hier gefangen, Namens Mero: er ist so lang, als ein Stockfisch, aber viel dicker, und hat lange Fäden oder Schnurrbärte am Maule.

Es würde sehr langweilig seyn, alle verschiednen Arten derselben, denen ich doch keine englische Namen geben könnte, zu beschreiben; eine aber darf ich nicht übergehen; ich meyne den Picudo, oder Seehecht, dessen Biß so giftig ist, als einer Viper; dem ungeachtet giebt dieser Fisch, wenn er getödtet und zugerichtet ist, eine gute unschädliche Speise. An den Felsen der Seeküste sind viele Schalenfische, vornehmlich Tellermuschen (Limpets), welche die Einwohner gut zu gebrauchen wissen.

Der Mangel an Holzungen und Gebüschen verursacht auch einen Mangel an Vögeln und wildem Geflügel; doch giebts hier einige Kanarienvögel, und einen Vogel Namens Tubayba, von der Größe eines Staars, und schwarz und weiß gefleckt. Es giebt hier auch Rebhüner und Raben, und eine Menge von Mistvögeln (Dunghill-fowls;) aber keine Kalekuten, Gänse oder Enten. Der Mangel der beiden leztern Gattungen ist vermuthlich der Seltenheit des Wassers zuzuschreiben. Es giebt hier keine giftige Thiere, außer einer schwarzen Spinne, deren Biß, wie die Eingebornen sagen, giftig ist, und Geschwulst mit brennendem Schmerz verursacht: ihre Kur dagegen ist, daß sie eine kleine Quantität Menschenkoth essen. Vermuthlich hat die große natürliche Antipathie gegen diese Arzney eine solche Wirkung auf den menschlichen Körper, daß sie das Gift, welches er durch den Biß bekommen, tödtet oder austreibt.

An der Nordseite der unbewohnten Insel Graciosa ist eine kleine sandige Bay, welche die Eingebornen Playa del Ambar nennen. Hier findet man zuweilen eine sehr gute Art von Ambra, fast in Gestalt einer Birne, die gemeiniglich einen kurzen Stengel hat. Hieraus sollte man schließen, daß er an den Felsen wächst, die hier in der Nähe unter dem Wasser sind,

und durch die Wellen ans Ufer gespült wird; denn gemeiniglich findet man ihn nach stürmischem Wetter.

In Lancerota und Fuertaventura sind viele Hügel, welche vormals Volkane gewesen; die Gipfel derselben haben nur einen kleinen Umfang, und sind hohl, aber nicht tief; der Rand der Gipfel ist gemeiniglich sehr schmal und scharf. Auf der äußeren Seite sieht man meistentheils eine Menge von schwarzem Staube und verbrannten Steinen, wie Bimssteine, nur schwärzer und schwerer. Diese Substanz scheint aus der Erde ausgeworfen zu seyn; in neueren Zeiten aber erinnert man sich keiner Ausbrüche auf beiden Inseln, ausgenommen in Lancerota, wo etwa vor dreyßig Jahren auf der südwestlichen Seite der Insel ein Volkan ausbrach, welcher eine so ungeheure Menge von Asche und großen Steinen auswarf, und ein so fürchterliches Getöse machte, daß viele der Eingebornen ihre Häuser verließen, und nach Fuertaventura entflohen, um ihr Leben zu retten; einige Zeit nachher aber, da sie erfuhren, daß die Zurückgebliebenen keinen Schaden genommen, faßten sie wieder Muth, und kehrten nach Lancerota zurück. Dieser Volkan war nahe an der See, an einem von allen Wohnplätzen abgelegenen Orte. In der See, nicht weit von dem Volkan, stieg eine Säule von Rauch auf, und bald nachher erhub sich ein kleiner pyramidenförmiger Felsen übers Wasser, der noch jezt da ist. Dieser Felsen wurde durch die Materie, die der Volkan auswarf, mit der Insel verbunden; das Getöse dieses Ausbruchs war so groß, daß mans zu Teneriffa, eine Weite von vierzig Leagues, hören konnte. Daß sich der Schall so weit fortpflanzte, kam vermuthlich von den Winden, die gewöhnlich von Lancerota gegen Teneriffa wehen.

Vierter Abschnitt.

Von den Einwohnern der Inseln Lancerota und Fuertaventura; ihre Lebensart, Sitten, Gewohnheiten, ꝛc.

Wiewohl die Bewohner dieser Inseln für Spanier gehalten werden, so sind sie doch aus einer Vermischung der alten Eingebornen, der Normänner und andrer Europäer, welche sie unterjochten und einiger Maurischen Gefangenen, welche Diego von Herrera und andre von der Küste der Barbarey nach den Inseln brachten, entsprungen.

Sie sind, überhaupt genommen, von großem Körper, robust, stark, und von sehr dunkler Farbe. Von den Einwohnern der übrigen Kanarischen Inseln werden sie für Leute von groben und ungeschliffenen Sitten gehalten; und wie ich glaube, mit Recht; denn, so viel ich Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, scheinen sie mir habsüchtig, bäurisch, und unwissend, vornehmlich in Lancerota.

Sie sprechen und verstehen keine andre Sprache, als die Kastilianische, und diese reden sie im höchsten Grade barbarisch. Sie kleiden sich sehr grob, und nach der neueren Spanischen Art; denn der kurze Mantel und Golilla, den die Spanier vormals trugen, ist hier gar nicht bekannt. Ihre Häuser sind von Steinen und Kalk erbauet; die Häuser der Vornehmern sind mit Ziegeln, der Geringeren aber mit Stroh gedeckt; sehr wenige, selbst der Vornehmern, sind mit Zimmerdecken oder Böden versehen, sondern nicht anders gebaut, als große Scheunen, und durch bretterne Wände, die nicht höher gehen, als die Mauer, in Zimmer abgetheilt; so daß die Zimmer oben alle offen sind, und weiter nichts zur Bedeckung haben, als das Dach. Der Boden ist gewöhnlich mit Steinen gepflastert.

Die Speise der Bauren besteht größtentheils in Goffio, oder geröstetem Weizen- oder Gerstenmehl, welches sie durch Vermischung mit ein wenig Wasser zu der Konsistenz eines Teiges bringen, und es so genießen. Diese einfache Speise erfodert weder Löffel, noch Messer, noch Gabeln. Zuweilen freylich verbessern sie dieses Gericht dadurch, daß sie jede Handvoll ihres Goffio in Honig oder Melasses eintunken. Im Winter, wenn das Gras bey ihnen in seiner Vollkommenheit steht, haben sie einen Ueberfluß von fetter und vortrefflicher Milch, worein sie das Goffio thun, und es so mit Seemuscheln, statt der Löffel, essen; für einen Hungrigen ist dies kein schlechtes Gericht. Eine andre Art, das Goffio anzurichten, ist, daß man es in siedende Milch thut, und es dann so lange umrührt, bis es genug gekocht und dick geworden ist. Wiewohl das arme Volk bey besondern Gelegenheiten, als an großen Festtagen, Hochzeiten, und dergleichen auch Fleisch und Fische ißt, so ist doch, wie gesagt, Goffio seine gewöhnliche Speise. Brodt wird, die Vornehmern ausgenommen, fast gar nicht gegessen; es giebt Leute in diesen Inseln, die es in ihrem Leben nicht einmal geschmeckt haben. Eine Ursach hiervon ist vielleicht, daß das Brennholz, vornehmlich in Lancerota, so rar ist, daß ich nicht begreife, woher die Vornehmen so viel bekommen, als sie zur Zubereitung ihrer Speisen gebrauchen.

Die Bauren bilden sich sehr viel auf ihr Goffio ein, und verachten die Brodtesser auf den andern Inseln. Wein, oder sonst irgend ein andres Getränk als Wasser, trinken sie selten. Ihr Geschäfft ist Pflügen, Säen, Erndten, und was sonst zum Ackerbau gehört. Es giebt wenig Männer in Lancerota und Fuertaventura, die ein Handwerk treiben, denn ihre Kleider werden fast alle von den Weibern gemacht; Hausgeräthe und dergleichen aber erhalten sie

aus

aus den andern Inseln. Es giebt hier nur wenig Mönche, und gar keine Nonnen; gleichwohl fehlt es ihnen nicht an Priestern, denn es sind verschiedne Pfarrkirchen, und ein Unter-Inquisitionsgericht in jeder Insel, um Kezereyen zu verhüten; so daß die Religion der Römischen Kirche die einzige ist, zu welcher sich alle Einwohner bekennen.

Die Vornehmen haben eine grose Abneigung die Insel zu verlassen, und nicht die geringste Neugier zu reisen und die Welt zu besehen. Sehr wenige von ihnen besuchen Spanien, oder nur Kanaria, außer wenn sie genöthigt sind, sich ihrer Processe wegen in dieser Insel einzufinden. Besizt einer hier nur einige wenige Morgen Landes, ein Duzend Schafe, ein Paar Esel, und ein Kameel, so wird er lieber sein ganzes Leben hindurch mit Goffio fürlieb nehmen, als sich nach dem Spanischen Westindien wagen, um sein Vermögen durch Handel oder irgend ein anderes Gewerbe zu verbessern; ja er würde sich einbilden, daß er durch ein solches Unternehmen sich und seiner Familie einen ewigen Schandfleck anhange. Aber schämen wird er sich nicht, die armen Bauren zu drücken, oder Fremde niederträchtig zu betrügen oder zu übervortheilen, um das zu unterstüzen, was man in diesen Inseln Rang nennet, welcher unter den Vornehmen, wovon ich jezt rede, einzig und allein darinn besteht, daß sie nichts thun, oder eine kleine Strecke Weges, statt zu Fuße zu gehen, in Begleitung eines lumpigten Bedienten, auf einem Esel reiten; dies ist alles, wodurch sie sich von dem Pöbel unterscheiden.

Um eine deutlichere Vorstellung von den Sitten und Gewohnheiten dieser Leute zu geben, will ich hier erzählen, was mir auf einigen Reisen, die ich nach Lancerota und Fuertaventura gemacht habe, begegnet

ist.

ist. Bey meiner Ueberfahrt von der Küste von Afrika nach Teneriffa lief ich unterwegs in dem Hafen Cala de Fustes in Fuertaventura ein, wo gleich nach unserer Ankunft der Aufseher des Hafens einen Expressen an den Gouverneur zu Oliva abfertigte, um ihn davon zu benachrichtigen. Dieser brachte die Nachricht zurück, daß ich ans Land steigen und so bald als möglich zu ihm kommen mögte; wozu der Aufseher des Hafens mir einen gesattelten Esel (denn ein Pferd war nicht zu haben) und einen Wegweiser anschaffte. Wir begaben uns, etwa um drey Uhr Nachmittags, auf den Weg; und nachdem wir etwa zwey Stunden durch dürre, unfruchtbare und steinigte Oerter gereist waren, wo wir einige Ziegen und Kameele weiden sahen, kamen wir in ein schönes ebnes Land, mit vielen Kornfeldern bedeckt, zwischen welchen Häuser und kleine Dörfer zerstreut lagen. Um Sonnenuntergang kamen wir an eine Kirche und ein Pfarrhaus; ich bat meinen Führer, mich in das Pfarrhaus zu bringen, um daselbst, weil es keine Wirthshäuser in Fuertaventura giebt, zu übernachten; aber er entschuldigte sich unter mancherley Vorwänden, und überredte mich, noch etwa eine Meile weiter bis zu einem reichen Vorwerke zu reiten, wo man uns, wie er sagte, gastfreyer bewirthen würde. Als wir hier ankamen, empfieng unser Wirth uns ganz freundlich, und gab Befehl, daß man ein Paar Hühner schlachten und uns zum Abendessen anrichten sollte, welches sogleich von seiner Frau geschah. Unterdessen hatte die Neuigkeit, daß ein Fremder angekommen, sich durch das ganze Dorf verbreitet, und alle Einwohner kamen, mich zu sehen; sie thaten eine Menge neugierige Fragen an mich über England und Spanien, denn von dem leztern wissen sie eben so wenig, als von dem erstern. Sie waren so wißbegierig, daß ich mich ganz außer Athem sprach; sie gönnten mir kaum Zeit zu essen, und verließen

mich

mich nicht eher, als um Zehn, welches hier zu Lande zum Schlafengehen sehr spät ist. Beym Essen saß keiner am Tische, als der Wirth und ich; seine Frau, wie hier der Gebrauch ist, wartete uns auf; als wir abgegessen hatten, nahm sie die Ueberbleibsel ab, und speiste dann für sich. Mein Wegweiser aß mit dem Gesinde Goffio und Melasses oder Honig, in dem nemlichen Zimmer mit uns: dies ist sonst nicht gebräuchlich, aber sie waren so neugierig, und wollten das Vergnügen, mit einem Fremden in Gesellschaft zu seyn, so ungern entbehren, daß sie dies für eine hinlängliche Entschuldigung hielten, den Wohlstand diesmal bey Seite zu sezen. Nach dem Essen traktirte der Wirth die ganze Gesellschaft mit Wein, einen Becher für jede Person, welches sie beredter machte, als gewöhnlich, weil dem Gesinde hier selten Wein geboten wird. In der Nacht beunruhigte mein Führer mich sehr durch sein Krazen, weil er die Kräze hatte, eine Krankheit, welcher die Einwohner aller Kanarischen Inseln sehr unterworfen sind. Die Ursach hievon weiß ich nicht; aber gewiß ist, daß die Bewohner solcher Gegenden, die eine vorzüglich reine Luft haben, leichter von diesem Uebel befallen werden, als diejenigen, die an Oertern leben, wo die Luft dünstig und feucht ist. Wir stunden vor Tages Anbruch auf, und sezten unsre Reise fort; unser Wirth und seine Familie aber lagen noch in tiefem Schlaf. Wir kamen jezt durch ein gutes und wohlbevölkertes Land. Auf dem Wege begegnete uns ein Brautpaar, welches sich in der Kirche kopulieren lassen wollte, und mit seinem ganzen Gefolge auf Eseln ritt. Sie begrüßten uns mit den Worten: Ave Maria (Sey gegrüßt Maria!) worauf mein Führer antwortete: Sin peccado concebida (ohne Sünde empfangen.) Er gab mir einigemal einen Verweis, daß ich den Leuten, die uns begegneten, nicht eben so, wie er, antwortete. Da ich nicht

Lust hatte, mich mit ihm in Streit einzulassen, sagt' ich zu ihm, ich würde mich ja nur ganz lächerlich machen, wenn ich mich nach Einer Spanischen Gewohnheit bequemen wollte, da ich es nicht nach allen könnte. Er erzählte mir unterweges, der Mann, welcher uns bewirthet hatte, sey ausnehmend reich, und er gestand mir, die wahre Ursach, warum er nicht in des Priesters Hause, wie ich ihn gebeten, eingekehrt wäre, sey, weil er sich dort die Freyheit nicht hätte nehmen dürfen, für seinen Esel um Futter zu bitten; aber hätt' er gewußt, wie es gehen würde, so wär' er gewiß meinem Rath gefolgt: „denn, sagt' er, der reiche „Geizhals ließ sich von mir seine Gerste bezahlen; und „saht ihr wohl, wie karg er mit seinem Weine war, „und daß seine Frau, so oft sie etwas holen wollte, „immer dem Hunde die Schlüssel erst abfoderte?" Ich rathe allen Freinden, die vielleicht in Lancerota oder Fuertaventura reisen mögten, bey einem Priester einzukehren; denn die Geistlichkeit ist hier besser im Stande, einen Reisenden mit Logis und Lebensmitteln zu versehen, und sich mit ihm zu unterhalten, als die Bauren oder die Vornehmern. Der obgedachte reiche Landwirth war oft zu Teneriffa gewesen, um daselbst sein Korn zu verkaufen, und kannte alle dortigen Irländischen Kaufleute. Diese sind insgesammt eifrige Mitglieder der Römischen Kirche, und man findet in keiner dieser Inseln protestantische Kaufleute, außer dem Englischen Konsul, und einem andern. Weil ich neugierig war zu wissen, was die Eingebornen von den Irländischen Kaufleuten hielten, so fragt' ich meinen Wirth, ob er einige, die ich ihm nannte, kenne, und was er von ihnen halte? Er schien von jedem derselben ganz richtige Begriffe zu haben; am Ende aber, da ich ihn etwa um ihrer zehn gefragt hatte, sagt' er: „Herr, dies sind alles Katholiken, und sehr gute Leu„te; aber sie sind nur Christen des heil. Patricio."

Ich

Ich fragt' ihn, was er darunter verstehe? er antwortete mir aber nicht gerade zu, sondern schüttelte den Kopf, und sagte: „Diese Leute sind sehr gut auf ihre „Weise, dürfen aber mit den Christen dieser Inseln „nicht verglichen werden. Ja, ja, sezt' er lächend „hinzu, es geschieht nicht umsonst, daß sie in unser „Land kommen.„ Um Mittag kamen wir nach Oliva, der Residenz des Gouverneurs, welcher in einem großen Zimmer, mit Steinen gepflastert, saß, dessen Wände mit Musketen, Degen und Piken ausgeschmückt waren. Als ich herein kam, empfiengen sie mich mit einiger Entfernung, aber höflich, und nöthigten mich zum Sizen. Nachdem sie mir verschiedne Fragen gethan, warum ich auf die Insel gekommen, und wohin ich gedächte, wurden sie vertraulicher, und fragten, ob ich ein Katholik sey? Als sie das Gegentheil hörten, sagten sie: „Ist es möglich, Signior, „daß ein Mann von Ihrer Klugheit und gutem Ver„stande irgend einen vernünftigen Grund haben kann, „unsre allerheiligste Religion nicht anzunehmen?" Da ich sehr müde von meiner Reise war, und dabey großen Hunger und Durst hatte, wünscht' ich sehr, dem Disputiren, welches ich voraussah, auszuweichen. Ich antwortete ihnen daher, jedes Land habe seine besonderen Gewohnheiten und Religion, denen jeder Eingeborne so stark anhienge, daß es fast eben so unmöglich sey ihn zu überreden, seine Meynung, als seine Gestalt zu ändern. Hierauf kam, zu meinem großen Trost, das Mittagsessen, welches für diesmal der Unterredung ein Ende machte. Es bestand aus einer gewissen Suppe von Baumöl, Weinessig, Wasser Pfeffer, und Zwiebeln, nebst einigen wenigen dünnen Brodtschnitten; hiernächst kamen drey gesottene Eyer, mit ziemlich gutem Wein und Brodt. Während des Essens bemerkt' ich, daß einige Frauenzimmer aus den anstoßenden Zimmern mich beguckten, aber sich

so bald sie sahen, daß ich sie bemerkte, entfernten. Nach dem Essen fiel das Gespräch wieder auf die Religion, da ich dann, weil meine Lebensgeister ziemlich wieder angefrischt waren, und ich nicht wohl, wie vorher, ihnen ausweichen konnte, eine ziemliche Zeit mit ihnen herum disputirte, und ihnen endlich sagte, es sey umsonst, länger hierüber zu reden; denn da mein Christenthum bloß auf die heilige Schrift, alten und neuen Testaments, gegründet sey, so gölten alle ihre Gründe, die sie von der Authorität der Kirche, den Schriften der Väter, und den Meynungen ihrer Heiligen und Gelehrten hernähmen, bey mir nichts. Ich fügte hinzu, wenn die Religion des Neuen Testaments dieselbe sey, zu welcher sich jezt die Römische Kirche bekennte, so wäre dies Buch nothwendig falsch und widersprechend; denn das Neue Testament erkläre ausdrücklich, daß kein Mensch irgendwo das Christenthum annehmen oder bekennen könne, ohne auf eine oder andre Weise, bloß wegen seiner Religion, zeitlichen Verlust zu erleiden. Da hingegen in Spanien, und in vielen andern Ländern, keiner ein Mitglied der Gesellschaft seyn könne, wofern er sich nicht zu dem, was sie Christenthum nennen, bekenne; dies aber, weit entfernt ein Verlust zu seyn, sey vielmehr der erste Schritt zu Ehren und Reichthümern. Da des Gouverneurs Sohn nur grade so viel von der heil. Schrift gehört hatte, um zu wissen, daß die Kirche eine große Achtung gegen dieselbe zu haben vorgiebt, so widersprach er mir indem, was ich davon sagte, nicht, sondern erwiederte bloß, er sey überzeugt, daß ich mich irre, und wenn ich einige Zeit in der Insel bleiben wollte, so würd' er mir einen gelehrten und frommen Priester bringen, der mich bald meines Irrthums überführen, und mich überzeugen sollte, daß außer der Römischen Kirche keine Seligkeit zu hoffen sey. Hierauf stand er auf und bat mich, die

Gewehre zu besehen, womit das Zimmer ausgeschmückt war; die meisten waren ganz eingerostet; und er fragte mich, ob wir sie in England wohl so schön hätten. Nun trat ein Bedienter herein, und sagte ihnen, daß ihre Pferde gesattelt und bereit wären. Der Gouverneur sagte darauf, es thäte ihm Leid, daß er genöthigt wäre, mich so bald zu verlassen, gab mir einen Gesundheitsschein, und einen Befehl, daß man mich mit allem, was ich verlange, versorgen sollte, worauf er Abschied nahm, und mir eine glückliche Rückkehr in mein Vaterland wünschte. Eh' er wegritt, gab er einem Bedienten Befehl, uns etwas Brodt und Wein zu geben, um uns auf dem Rückwege nach Cala de Fustes zu erquicken. Da wir hiemit versehen waren, hielten wir uns unterweges nicht wieder auf, sondern nahmen durch öde Oerter einen näheren Weg nach Cala de Fustes, wo ich um zwey Uhr den andern Morgen ankam, und an Bord gieng. Als ich wieder aufgestanden war, sagte man mir, der Alkalde Major sey den vorigen Morgen ganz früh an Bord gekommen, und habe bis an den Abend auf mich gewartet. Er fand den ersten Band eines spanischen Don Quixote in der Kajüte, der ihm sehr gefiel, und worinn er den ganzen Tag las, und ihn nur beym Frühstück und Mittagessen aus der Hand legte; es scheint also, daß er dies Buch vorher nie gesehen hatte. Er ließ dem Aufseher des Hafens Befehl zurück, daß er mich bitten mögte, ihn auf der Villa zu besuchen; da man aber in meiner Abwesenheit frisch Wasser und Lebensmittel an Bord gebracht hatte, um dessentwillen, und einen Gesundheitsschein, wir gekommen waren, so hielten mirs nicht für nöthig, dem Alkalde Major unsre Aufwartung zu machen, und segelten den folgenden Morgen ab.

Das zweytemal, daß ich in Fuertaventura war, wurden wir von der Küste der Barbarey durch einen starken Wind dahin getrieben; denn Capo Negro in dieser Insel ist nicht weiter als etwa siebzehn Leagues von dieser Küste entfernt. Wir ankerten damals in der Bay las Playas, und beschlossen, hier einige Tage zu bleiben, bis der Wind sich geändert hätte.

Gleich nach unsrer Ankunft schickt' ich einen Boten an den Alkalde Major, um ihn zu benachtichtigen, daß wir in der Bay wären; da ich aber keine Antwort bekam, gieng ich den folgenden Morgen mit einem unsrer Leute ans Land, und begab mich mit ihm nach dem Dorfe El Tunehe, welches etwa drey Meilen von der Küste liegt. Als wir hier ankamen, giengen wir in eine Hütte, um uns vor der Sonne zu schüzen, und baten die Frau des Hauses, uns etwas zu essen und zu trinken zu geben. Sie kochte uns darauf gleich etwas Milch mit Goffio von Gerstenmehl, welches uns außerordentlich wohl schmeckte. Da es jezt gegen Ende des Mayes, das Wetter außerordentlich heiß, und unser Gesicht von den warmen Winden, die um diese Jahrszeit sehr scharf wehen, ganz verbrannt war, so fielen wir gleich nach dem Essen in einen festen Schlaf. Etwa eine Stunde nachher wurden wir durch einen der vornehmsten Einwohner aufgeweckt, welcher uns fragte, woher wir kämen, und was wir in der Insel wollten? Nachdem wir seine Fragen beantwortet hatten, giengen wir aus dem Hause, um den Ort zu sehen, welcher, wie mich dünkt, der armseligste in allen Kanarischen Inseln ist. Da der Wind sehr scharf wehte, und daher sehr unangenehm war, so führte man uns in einen Garten, wo wir uns hinter einer Mauer niedersezten, um vor dem Winde Schuz zu haben, und von den weit ausgebreiteten Zweigen eines großen Feigenbaums den

angenehmsten Schatten gegen die Sonne fanden. Wir hatten hier viel Gesellschaft; und unter andern fragt' ich die Anwesenden, wie diese Inseln zuerst bevölkert worden? der, welcher uns aufgeweckt hatte, antwortete mir, der Römische General Sertorius habe sie zuerst entdeckt, und Einwohner dahin geschickt. Die Ursach, sagt' er, warum Lancerota und Fuerta-ventura unfruchtbarer wären, als die übrigen Kanarischen Inseln, sey, weil sie der Küste von Afrika so nahe lägen, „die, wie Sie wohl wissen, sagt' er, sehr „dürr und sandigt ist." Beym ersten Anblick dieses Mannes hatten wir ihm gesagt, daß wir einen Boten an den Alkalde Major abgeschickt hätten, um ihn von unsrer Ankunft zu benachrichtigen, und Esel anzuschaffen, die uns zu ihm bringen könnten; da wir aber lange gewartet hatten, und gar keinen Anschein sahen, daß unser Bote zurückkommen würde, oder daß man zu unsrer Reise Anstalt mache, sagten wir ihm, wir könnten uns nicht länger aufhalten, sondern würden gleich zu unserm Schiffe zurückkehren, wofern er uns nicht alsobald zu dem Alkalde Major schickte. Er schien hierüber etwas betroffen zu werden, und sagte nach einigen Bedenken, da die Wahrheit doch heraus müßte, so könn' es nicht helfen, sie uns länger zu verbergen, und er müsse uns daher anzeigen, da Niemand ohne Erlaubniß des Alkalde Major, dessen Amt es wäre darauf zu sehen, daß keine ansteckende Krankheiten hineingebracht würden, in die Insel kommen dürfte, so hätten sie, als Bediente desselben, sich die Freyheit genommen, uns so lange gefangen zu nehmen, bis sie sein Gutbefinden erfahren hätten. Wir erschracken ein wenig über diese Erklärung; zum Glück aber kam der Alkalde Major mit seinem Gefolge in diesem Augenblicke an, und befreyte uns von unsrer Besorgniß. Etwa eine Stunde nachher, um vier Uhr Nachmittags, da wir uns mit Eseln

ver-

versehen hatten, reisten wir ab; unsre Gesellschaft bestand aus acht Personen, und wir ritten den ganzen Abend durch nichts, als Kornfelder bis Sonnenuntergang, da wir durch enge Wege zwischen den Bergen kamen, und etwa um neun Uhr in dem Hause des Alkalde Majors anlangten. Nachdem er uns in ein Zimmer geführt hatte, ließ er uns etwa eine halbe Stunde allein, und begab sich in ein anderes Zimmer, zu seiner Familie. Als das Abendessen fertig war, kam er wieder zu uns. Wir waren glücklich genug, auf seinem Tische, statt Goffioteiges, Brodt, und auch trinkbaren Wein, nebst einem Paar gebratener junger Hühner, zu finden. Dies war eine viel bessere Mahlzeit, als ich sie an einem solchen Orte, und so spät, erwartete. An der Thür unsrer Schlafkammer war ein gedruckter Zettel, ein Ave Maria genannt, angeklebt, worauf folgendes stand; „Gegrüßt seyst du „Maria! ohne Sünde empfangen. Wenn Jemand oft „und mit wahrer Andacht diese Worte betet, verur„sacht er große Freude im Himmel, und unendliches „Schrecken in der Hölle.“ Als ich dem Alkalde wegen dieses Zettels fragte, erzählt' er mir, daß vor kurzem einige Spanische Missionarien auf ihrem Wege nach Indien auf diese Insel gekommen, und als sie einen Mangel an andächtiger Verehrung der heil. Jungfrau bemerkt, so hätten sie, um dieselbe zu beleben, diese Zeteel an die Einwohner verkauft, und ihnen empfohlen, sie an die Thüren ihrer Häuser und Zimmer aufzukleben.

Den folgenden Morgen giengen wir aus, um die Stadt zu besehen, die in einem engen Grunde, mit Hügeln umgeben, sehr angenehm belegen ist. Sie hat eine große schöne Kirche, und ein Kloster, von gehauenen Steinen erbauet. Die mehrsten Häuser sind ganz sauber, aber ohne Balkons und Höfe, wie

sonst Leute von Stande in Spanien oder den andern Inseln ihre Häuser zu bauen pflegen. In den Gärten sahen wir weder Frucht- noch andre Bäume, außer einige wenige Palmen und Feigenbäume, und einige von den Stauden, welche die stachlichte Birne tragen. Nach unserm Spaziergange kehrten wir nach Hause zurück, wo wir das Frühstück einnahmen, welches aus Brodt, gebratenen Hünern, Käse, Wein, und Zuckergeback bestand; denn die Vornehmen trinken hier keine Schokolade, wie in den übrigen Inseln. Die ganze Zeit über, daß wir in dem Hause des Alkalde Majors waren, sahen wir kein Frauenzimmer, außer den Mädgen, da es hier nicht üblich ist, daß Frauenzimmer von Stande sich vor Fremden sehen lassen. Um zehn Uhr Morgens nahmen wir Abschied von ihm, und kehrten nach las Playas zurück. Unterwegs sprachen wir bey einem gewissen Herrn vor, welcher aus Teneriffa gebürtig war, und die Einkünfte des Königs von Schnupf- und Rauchtaback auf dieser Insel gepachtet hatte. Sein Haus war zwey Stockwerke hoch, und mit Balkons versehen. Er ließ jedem von uns eine Schale Schokolade geben, und unterhielt uns offen und gastfreundlich; und als wir weggiengen, ließ er durch einen seiner Bedienten den Sack unsers Führers mit Brodt, Käse und Wein anfüllen.

Den folgenden Tag besuchten mich der Alkalde Major und der Sohn des Gouverneurs an Bord des Schiffs zu las Playas. Der leztere erinnerte sich gleich, daß er mich vormals zu Oliva schon gesehen, und machte mir Vorwürfe, daß ich seinen Vater jezt nicht wieder besucht hätte. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte. Und als der Alkalde Major hörte, daß ich derselbe sey, auf dessen Schiff er vor einigen Jahren zu Cala de Fustes gewesen war, fragt' er mich sehr ernstlich, warum ich damals abgereist, ohne ihn vor-

her

her zu besuchen, und meine Schuld abzutragen: er fügte hinzu, der Herr eines Schiffs sey verbunden, wenn er auf die Insel käme, so gleich zu ihm zu kommen. Meine Antwort auf alles dies war, daß ich die Spanischen Gewohnheiten nicht kenne; eine gute Apologie für Fremde auf diesen Inseln, wenn sie irgend einen Fehler begehen, und dadurch in Verlegenheit kommen. Nachdem ich sie, so gut ich nur konnte, unterhalten und bewirthet hatte, stiegen sie ans Land, weil sie die See nicht vertragen konnten, und logirten sich in eine Höhle am Ufer. Wir trafen einen Handel mit ihnen wegen einer Ladung Weizen für eins der Schiffe, denn ich hatte damals zwey in der Bay, deren eins dieses Korn nach der Insel Madeira führen sollte.

Um das Korn an Bord zu nehmen, wars schlechterdings nothwendig, daß wir erst einen Besuch von der Inquisition empfiengen; denn ehe dies geschehen ist, darf kein Schiff auf diesen Inseln handeln. Da aber diese arglistigen Herrn sahen, daß ich im Ernst willens war, Korn zu kaufen, und daß ich den Besuch der Inquisitoren empfangen hatte, dachten sie, ich sollte noch mehr dafür bezahlen, und wandten daher vor, sie könnten das Korn nicht so wohlfeil verkaufen, als sie geglaubt hätten: „überdem, sagten sie, „laufen wir große Gefahr zur Verantwortung gezogen „zu werden, daß wir den Gesezen zuwider Korn außer „Landes gehen lassen.“ Da ich merkte, daß sie hinterlistig zu Werke giengen, änderte ich meinen Vorsaz, Korn zu kaufen, und machte einen Versuch, mit den übrigen Einwohnern gegen Gold und verschiedne Dinge, die ich für meine Schiffe nöthig hatte, zu handeln; aber dies gelang mir nicht, weil der Alkalde Major und seine Gehülfen, durch ihre Gewalt und ihr Ansehen auf der Insel, sie so sehr in Furcht sezten, und ihnen so viel Hindernisse in den Weg legten, daß

sie nichts von mir kaufen konnten. Der Alkalde, als er sahe, daß ihm seine Absicht gelungen, und mein Vorhaben vereitelt war, bot er mir aufs neue die Ladung Korn, um einen geringeren Preis als vorher, an. Weil ich damals eben am Lande, und in seiner Gewalt war, sagt' ich ihm nicht alles, was ich dachte, sondern stellte mich, als ob ich in sein Anerbieten willige; sobald ich aber wieder an Bord war, macht' ich gleich alles zur Abreise fertig. Als sie dies von der Küste sahen, schickten sie mir gleich ein Bot zu, und ließen mir sagen, ich mögte doch bleiben, und wenn ich ans Land kommen würde, wollten sie mir Anerbietungen thun, womit ich völlig zufrieden seyn würde. Ich sagte dem Boten, daß ich mich auf alles, was sie sagten, nicht verlassen könnte, worauf er, da er sah daß es mein Ernst war, mir eine Rechnung aller Gebühren der Inquisition und des Alkalde Majors, für die beidenmal, daß ich in der Insel gewesen war, übergeben wollte, die sich in allem etwa auf sechs Pfund Sterling belief. Ich sagte dem Boten, er mögte dem Alkalde und den Inquisitionsbedienten meine Empfehlung machen, und ihnen sagen, daß ich sie bezahlen würde, so bald ich das Vergnügen hätte, sie wieder zu sehen: und damit segelten wir davon. Während daß der Alkalde und seine Gefährten sich in der Höhle an der Seeküste aufhielten, zehrten sie von dem, was ihnen ans Land geschickt wurde, und von Fischen, denn sie konnten wegen der Seekrankheit in dem Schiffe nicht bleiben. Um diese Zeit fiengen einige Fischer in der Bay eine ungeheure Schildkröte, die etwa fünf hundert Pfund wog. Sie brachten sie ans Land, legten sie auf einen großen Stein auf den Rücken, und schnitten ihr dann die Kehle ab, worauf das Blut in einem dicken dampfenden Strom herausstürzte. Da sie kein Gefäß bey der Hand hatten, es hineinlaufen zu lassen, fiengen der Alkalde Major und die übrigen

Vornehmen so viel, als sie konnten, mit den Händen auf, und tranken es so hinein. Als sie unsern Widerwillen bey dem Anblick einer so barbarischen und viehischen Mahlzeit sahen, schüttelten sie die Köpfe, sagten, es sey ein vortreffliches Mittel wider die Kräze, und luden uns gleichfalls dazu ein. Was unsern Ekel noch vermehrte, war der dicke Grind, mit dem wir ihre Hände bedeckt sahen.

Auf dieser Reise hatten wir, zum Dollmetscher an der Afrikanischen Küste, einen Juden aus der Barbarey an Bord. Als wir nach Fuertaventura kamen, gab ich unserm Schiffsvolk strengen Befehl, den Insulanern nicht zu sagen, wer er wäre, damit ihm nicht ein Unglück begegnete, wenn er etwa ans Land käme; und eh' ich selbst das Schiff verließ, rieth ich ihm, sich an Bord zu halten, aus Furcht, daß die Inquisition etwas von ihm erfahren und ihn festsezen mögte. Aber, meiner Warnung ungeachtet, stieg er ans Land, und gieng in das Dorf Tunehe, wo man ihn für einen Katholiken hielt. Da er sehr gut Spanisch sprach, so fanden die Einwohner ein großes Vergnügen daran, sich mit ihm zu unterhalten; und als einer ihn fragte, was für ein Landsmann er wäre, und er darauf antwortete, ein Italiener; fragt' ihn gleich ein anorer, ob er auch in Rom gewesen? welches er ohne Bedenken mit Ja beantwortete: „Und „habt ihr denn auch Gottes Statthalter auf Erden ge„sehen?“ — „Freylich, sagt' er, und auch seinen „Segen empfangen.“ Hierauf führten sie ihn in ihre Häuser, traktirten ihn mit dem Besten, was sie hatten, und machten ihm Geschenke von Goffiomehl, jungen Ziegenlämmern und Hühnern: als aber einige von unsern armen kezerischen Matrosen, in dies Dorf kamen, nöthigten sie keinen derselben eher ins Haus, oder baten ihn zu essen oder zu trinken, als bis sie Geld sahen.

Als ich das erstemal nach der Insel Lancerota kam, ankerten wir in dem Hafen El Rio, wo ich einen Hirten fand, den ich gleich an den Gouverneur abschickte, um ihn von unsrer Ankunft zu benachrichtigen. Er kam noch denselben Tag mit einem von des Gouverneurs Bedienten, und einem gesattelten Esel zurück, mit Befehl in das Dorf Haria zu dem Gouverneur zu kommen. Ich stieg also ans Land, und nahm einen Knaben aus Teneriffa mit. Nachdem wir den jähen Felsen durch den engen Fußweg hinaufgestiegen, fanden wir den gesattelten Esel auf uns warten; ich sezte mich darauf, und kam bald in das Dorf, wo ich den Gouverneur auf einer Bank vor der Thür seines Hauses sizend antraf. So bald ich mich ihm näherte, umarmte und begrüßt' er mich auf Spanische Weise. Er trug eine schwarze taffetene Weste, Beinkleider von dem nemlichen Zeuge, weiße seidne Strümpfe, eine linnene mit Spizen besezte Nachtmüze, und einen breitrandigen, niederhängenden Hut. Diese Kleidung gab ihm ein sehr langes Ansehen, und er war auch wirklich an sechs Fuß hoch, und schien etwa fünf und funfzig Jahr alt zu seyn. Nachdem ich einige Zeit mit ihm vor der Thür gesessen, bracht' er mich ins Haus, und stellte mich einigen Frauenzimmern vor, die ich für seine Frau und Töchter hielt. Dies war eine Gunst, die sowohl in dieser, als jeder andern Kanarischen Insel, nicht wenig auf sich hat. Ungeachtet ich das Schiff vor Mittagsessenszeit verlassen hatte, fragte mich doch kein Mensch, ob ich schon gegessen, so daß ich diesmal vom Morgen bis zum Abend fasten mußte. Denn die Vornehmen haben hier die seltsame Delikatesse, daß keiner, er sey noch so hungrig oder entkräftet, in einem fremden Hause sich etwas zu essen ausbitten darf; man würde eine solche Freyheit für den höchsten Grad von pöbelhaften Sitten und schlechter Lebensart ansehen. Ich

gab daher vor, daß ich hinaus müsse, um mit meinem Bedienten zu sprechen, meine wahre Absicht aber war, zu sehen, ob ich nicht etwas zu essen bekommen könnte. Mein Begleiter hatte eben so sehr Hunger gelitten, als ich selbst; ich gab ihm also etwas Geld, und schickte ihn aus, um etwas zu essen, was es auch seyn mögte, herbeyzuholen; ja, im Fall er nichts besseres finden könnte, sollt' er mir nur ein Stück Goffioteig oder eine Handvoll Mehl bringen; aber alles sein Suchen war vergebens, weil hier weder Brodt noch sonst etwas Eßbares zu Kauf war. Endlich kam die Zeit des Abendessens, und die Mahlzeit war, für diesen Theil der Welt, nicht nur gut, sondern köstlich, und bestand aus vielerley Gerichten. Die ganze Zeit über, daß wir am Tische saßen, erkundigten sich die Damen sehr umständlich nach dem Englischen Frauenzimmer, ihrem Aussehen, Kleidung, Aufführung, Beschäfftigungen und Zeitvertreiben. Ich beantwortete alle ihre Fragen so gut ich konnte; aber außerordentlich anstößig war ihnen das, was ich von ihrem freyen Betragen erzählte; da ich ihnen aber die Sitten des französischen Frauenzimmers beschrieb, sagten sie mir gerade heraus, es sey nicht möglich, daß es ein tugendhaftes Frauenzimmer unter ihnen geben könnte. Nachdem die Damen sich entfernt hatten, erhob der Gouverneur die Macht, den Reichthum und die Größe des Königs von Spanien über alle Könige in der Welt. Als einen Beweis von der Tapferkeit der Spanischen Seeleute führt' er an, es sey ein Gesez, daß ein Spanisches Kriegesschiff, wenn es zweyen von gleicher Stärke von irgend einer andern Nation begegnete, nicht fliehen dürfte, sondern sich mit ihnen schlagen müßte; und wenn es dreyen begegnete, so könnte der Schiffskapitain ihnen wohl auszuweichen suchen, aber wenn er flöhe, so würde das allemal für eine schimpflich feige That angesehen. Er fügte hinzu,

die Spanier überträfen an Tapferkeit, Mäßigkeit, Ehre, und Eifer für die wahre Religion alle andern Menschen in der Welt. Mit diesen und ähnlichen Reden unterhielt er mich eine ganze Stunde. Unter andern fragt' er mich, ob England und Frankreich in einer Insel lägen, oder ob es verschiedne Inseln wären. Ich bat mir die Ehre seiner Gesellschaft an Bord meines Schiffes zu El Rio aus: er würde sich ein großes Vergnügen daraus machen, sagt' er, wenn mein Schiff zu Porto de Naos läge, aber so würd' es für einen Mann von seinem Stande sehr unschicklich seyn, den Felsen auf allen Vieren hinabzusteigen. Den folgenden Morgen reist' ich, in Gesellschaft des Stankero, oder Pächters der Königlichen Einkünfte vom Schnupf- und Rauchtabak, und einiger andern Herrn, nach El Rio zurück. Wir saßen auf Eseln, die in vollem Gallopp mit uns abritten, aber diesen schnellen Schritt nicht lange fortsezten. Der Stankero hielt uns unterwegs sehr auf, denn er hatte eine Vogelflinte bey sich, und schoß nach jedem Vogel, den er nur sah, ohne abzusteigen, und wir waren genöthigt, auf ihn zu warten. Er sagte mir, die größte Glückseligkeit seines Lebens wäre, sich Morgens mit seiner Flinte auf seinen Esel zu sezen, und Vögel zu schießen. Als wir an den jähen Felsen kamen, wollte einer der Herrn nicht absteigen, sondern befahl seinem Bedienten, seinen Esel den Fußsteig hinunter zu leiten; aber der Bediente war klüger, als sein Herr, und überredte ihn mit vieler Mühe, diesmal seiner Würde etwas zu vergeben, indem er ihm vorstellte, daß er unmöglich hinunter reiten könne, ohne den Hals zu brechen; so bange sind diese Leute, sich durch Gebrauch ihrer Beine zu erniedrigen.

Der Stankero und seine Freunde kamen an Bord, und kauften verschiednes von uns, wofür sie mit Or-

Orchilla bezahlen sollten. Nachdem wir den Handel geschlossen hatten, bewirtheten wir sie so gut wir konnten drey Tage lang, denn so lange warteten sie bey uns auf die Orchilla, die sie von dem andern Ende der Insel holen ließen. Ihre Bedienten sagten uns, ihre Herren hätten noch nie in ihrem Leben so herrlich gelebt, und einer von ihnen besonders habe zu Hause noch nie einen Mundvoll Fleisch gegessen; wir erfuhren aber zur Genüge, daß nicht natürliche Antipathie oder Mäßigkeit hieran Schuld war; denn bey uns aß er, oder verschlang er vielmehr sechs Pfund Fleisch in jeder Mahlzeit.

Während unsers Aufenthalts zu El Rio giengen unser Zimmermeister und Bootsmann nach dem Frühstück zusammen aus, um das Dorf Haria zu sehen, nahmen aber, weil sie von den Gewohnheiten dieses Orts nichts wußten, nichts zu Essen mit. Als sie ankamen, war das erste, was sie, als Seeleute, thaten, daß sie sich nach einem Wirthshause umsahen; aber alle ihre Mühe war vergebens, und sie giengen daher in verschiedne Häuser, in der Hoffnung, daß irgend jemand so höflich seyn würde, ihnen etwas zu essen anzubieten; aber wiewohl jedermann bey der Hand war, mit ihnen zu schwazen, und Fragen an sie zu thun, bot ihnen doch keiner etwas zu essen. Endlich, da sie einige Frauenzimmer und andre Leute vor dem Hause des Gouverneurs sahen, giengen sie vorbey, in der Erwartung, daß man sie vielleicht aus Neugier anrufen würde. So weit hatten sies getroffen, denn man that tausend Fragen an sie, erkundigte sich aber nie, ob sie hungrig oder durstig wären. Einer von den Seeleuten kam also auf den Einfall, um ihnen von ihrem Zustande einen Wink zu geben, sich ein Glas Wasser auszubitten, welches man ihm alsobald herbrachte, aber weiter auch nichts. Es blieb

ihnen also nichts übrig, als so hurtig sie konnten nach dem Schiff wieder umzukehren. Unterwegs kamen sie bey einen Mann, der auf einem Kameel ritt, und da sie vom Fasten ganz entkräftet waren, wurden sie für eine Reale mit ihm eins, daß er sie aufsizen, und bis an den Gipfel des Felsen reiten lassen sollte. Als sie etwa den halben Weg zurückgelegt hatten, schüttelte sich das Kameel, und unsre Leute, die nie ein Kameel geritten hatten, und diese plözliche Bewegung gar nicht vermutheten, fielen Hals über Kopf herunter. Der Treiber fragte sie, ganz erstaunt, was ihnen begegnet wäre, und suchte sie zu bereden, daß sie wieder aufsteigen mögten; aber vergebens. Und als er seine Bezahlung foderte, sagten sie, er sollte sich freuen, daß sie ihm die Knochen nicht zerschlügen, und damit giengen sie davon. Da der Kameeltreiber allein war, und keinen hatte, der ihm beystehen konnte, fand ers nicht für rathsam, sie zu verfolgen.

Diese Geschichten werden dem Leser vielleicht sehr unerheblich und überflüssig vorkommen; ich erzähle sie aber bloß, um von den Sitten dieser Leute eine deutlichere Idee zu geben. So oft wir nach dem Preise irgend eines Dinges, als eines Schafes, Huhns, oder Schweins fragten, gaben sie uns gewöhnlich zur Antwort: „den Eingeber„nen des Landes verkaufen wir es so und so hoch; „Fremden aber können wirs nicht anders, als um „so und so viel höher verkaufen.“ Dies zeugt allein von ihrer ungastfreundlichen und brutalen Gemüthsart.

Fünfter Abschnitt.

Regierungsform und Handel der Inseln Lancerota und Fuertaventura.

Wiewohl alle Kanarischen Inseln der Krone Spanien unterworfen sind, so stehen doch die Eingebornen der beiden Inseln, die wir jezt beschreiben, wie auch die Gomeraner und Hierronier, in Absicht ihrer Ländereyen, nicht unter der Krone, sondern unter den Nachkommen des Hauses Herrera.

Der vornehmste Theil der Macht und Gerichtsbarkeit, welche die Eigenthümer dieser Inseln anfänglich im Besiz hatten, ward ihnen genommen, und mit der Krone verknüpft; vermuthlich weil sie einer so ausgebreiteten Gewalt mißbrauchten; und die Regierung ist jezt in den Händen eines Alkalde Major, und eines Sargento Major, oder, wie man ihn sonst auch nennt, Governador de las Armas. Der erste dieser Bedienten steht an der Spize des bürgerlichen, und der andre an der Spize des militarischen Regiments. Von dem Ausspruch des Alkalde Major kann man an das Königliche Obergericht (Audience) in der Insel Kanaria appelliren: und der Sargento Major empfängt seine Befehle von dem General-Gouverneur der Kanarischen Insel, welcher gewöhnlich in Teneriffa seinen Siz hat. Man unterhält hier keine stehende Kriegsmacht; hat aber eine ordentlich regulirte Miliz, die in Kompagnien eingetheilt ist, deren jede ihren Hauptmann, Lieutenant und Fähndrich hat. Der Sargento Major ist Oberster, oder kommandirender General aller Truppen, und sorgt dafür, daß ihre Waffen, u. s. w. im guten Stande erhalten werden, damit die Kompagnien auf gegebne Order sich gleich versammlen können; denn nicht lange nach der Eroberung dieser Inseln, wurden die Einwohner oft von den Algierischen Seeräubern beunruhigt, vornehmlich

lich zu Lancerota, wo im Jahr 1618 eine Flotte derselben landete, und nicht weniger als tausend sechs hundert und acht und vierzig Leute, welches fast die ganze Anzahl der Einwohner ausmachte, wegführte. Der Gouverneur gab mir folgende Nachricht von dieser Begebenheit. Als die Eingebornen fanden, daß die Algierer ihnen zu stark waren, flüchteten sie sich in die Höhlen. Das Hauptkorps nahm seine Zuflucht in eine Höhle, die beynahe eine Stunde lang unter der Erde fortgeht. Die Algierer folgten ihnen auf dem Fuße nach, fürchteten sich aber in die Höhle zu gehen, und begnügten sich daher, den Eingang zu versperren, in der Hoffnung, die Insulaner durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Hierinn aber betrogen sie sich; denn die Höhle hatte am andern Ende einen geheimen Ausgang, durch welchen die Eingebornen Lebensmittel herbeyholten. Zum Unglück fiele einer derselben, der auf dies Geschäfft ausgegangen war, den Algierern in die Hände, die ihm Leben und Freyheit versprachen, wenn er ihnen entdeckte, auf was für Weise die Eingesperrten sich Unterhalt verschafften. Der Gefange, aus Furcht vor dem augenblicklichen Tod, wenn er nicht gehorchte, offenbarte ihnen das Geheimniß; worauf sie auch den andern Eingang versperrten, und also die Eingebornen zwangen, sich zu ergeben: und ungeachtet eine Flotte Spanischer Kriegsschiffe damals in der Straße von Gibraltar kreuzte, um sie aufzufangen, kamen sie doch glücklich mit ihren Gefangenen und ihrer Beute zu Algier an. Der König von Spanien kaufte nachmals diese armen Leute los, und schickte sie in ihr Vaterland zurück. Damals war Lancerota nur wenig bewohnt, jezt aber verhält sichs ganz anders. Im Jahr 1748 wagten die Algierer wieder eine Landung auf diese Insel. Die Eingebornen, welche die Kunst sich zu vertheidigen jezt besser verstanden, widersezten

sich ihrer Landung nicht, sondern ließen sie ungehindert ins Land rücken, worauf sie ihnen den Weg zu den Booten abschnitten, sie umringten, und sie insgesammt niedermachten, bloß diejenigen ausgenommen, die zu Bedeckung der Böte zurückgeblieben waren. Seit dieser Zeit haben die Algierer nie wieder einen Versuch gemacht, in einer der Kanarischen Inseln zu landen. Im Jahr 1596 ankerte ein kleines Geschwader Englischer Schiffe, unter dem Kommando des Grafen von Kumberland, nicht weit von Porto de Naos. Dies Geschwader war willens nach Westindien zu gehen, um die dasigen Spanischen Etablissements anzugreifen; Da aber der Graf von einigen seiner Seeleute, die als Gefangene auf der Insel gewesen waren, gehört hatte, daß ein Marquis, welcher hundert tausend Pfund reich gehalten würde, und Herr von Lancerota und Fuertaventura sey, in der Stadt Cayas wohne, so beschloß er, hier erst zu landen, und ihn gefangen zu nehmen, um ihn nachher eine gute Summe für seine Ranzion bezahlen zu lassen. Diese Leute versicherten ihn, sie wüßten den Ort so gut, daß sie ihn wohl bey Nacht nach dem Hause des Marquis bringen wollten. Als aber die Flotte an die Insel kam, konnten sie ihm nicht einmal bey hellem Tage den eigentlichem Ort zur Landung zeigen; dem ungeachtet ankerte er mit seinen Schiffen nicht weit von Porto de Naos, schickte fünf bis sechs hundert Mann ans Land, unter dem Kommando des John Berkley, welcher die Eingebornen eine Zeitlang verfolgte, aber sie, wegen ihrer Schnelligkeit im laufen, nicht einholen konnte; und als er in die Stadt kam, fand er weiter nichts, als eine unbeträchtliche Quantität Käse und Wein, und ganze Stöße Päpstlicher Bullen und Ablässe. Das Kastel oder Fort war verlassen, ungeachtet es so fest war, daß zwanzig Mann es gegen fünf hundert hätten vertheidigen können.

Und

Und da der Marquis, der Hauptgegenstand ihrer Landung, nirgends zu finden war, schifften sie sich mit einigen Kranken, die von dem in der Stadt gefundenen Wein zu viel getrunken hatten, wieder ein.

Während des Kriegs zwischen England und Spanien, welcher im Jahr 1739 seinen Anfang nahm, kam ein Englischer Kaper in die Bay Las Playas in Fuertaventura, und sezte eine beträchtliche Anzahl Truppen ans Land. Sie marschirten in die Insel, waren aber noch nicht weit gekommen, als eine große Menge der Eingebornen, vornehmlich mit Keulen und Steinen bewaffnet, sie mit großer Wuth angriffen, den größten Theil derselben niedermachten, und die übrigen gefangen nahmen. Sechs Wochen nachher sezten einige andre Englische Kaper an dem nemlichen Orte zwey bis drey hundert Mann aus, und marschierten mit klingenden Spiel und fliegenden Fahnen Land ein. Die Eingebornen, voller Unwillen, sich nach so kurzer Zeit schon wieder beunruhigt zu sehen, beschlossen diesmal kein Quartier zu geben, zogen sich also in großer Menge zusammen, und fielen sie an. Die Engländer empfiengen sie indeß mit großer Tapferkeit, und tödteten ihrer viele; da sies aber unmöglich fanden sich länger gegen eine solche Menge (denn der Eingebornen waren zwanzig gegen einen) zu vertheidigen, warfen sie ihre Waffen weg, und baten um Quartier, aber umsonst, denn die erbitterten Insulaner mezelten sie unmenschlicher Weise insgesammt nieder.

Aller Wahrscheinlichkeit nach, machten die Engländer sich von der Anzahl der Einwohner irrige Begriffe; denn wenn man die Insel von der See her sieht, scheint sie unbewohnt und öde.

In dem leztern Kriege mit Spanien kreuzten zwey Kaper, Namens Lord Anson und Hawke, zwischen

schen den Azorischen und Kanarischen Inseln. Da der Hawke bey Porto de Naos in Lancerota kam, und einige Fahrzeuge in dem Hafen liegen sah, suchte er hinan zu kommen, konnte aber nicht, weil Niemand auf seinem Schiffe den Weg durch die Klippen wußte. Bald nachher stieß sein Gefährt, der Lord Anson, zu ihm, da sie denn gemeinschaftlich das Kastel angriffen, und das Geschüz desselben zum Schweigen brachten. Da sie aber den Eingang des Hafens nicht finden konnten, fuhren sie eine League weiter, und sezten hundert Mann ans Land. Die Eingebornen versammleten sich, etwa fünf hundert an der Zahl, und kamen gegen das Ufer herab, um sie anzugreifen, wobey sie eine Anzahl Kameele an die Fronte stellten, um sie gegen das feindliche Feuer zu schüzen; dies aber half ihnen nicht, denn die Engländer brachten bald die Kameele in Unordnung, und jagten sie auf ihre eigne Herrn. Als die Insulaner diese große Entschlossenheit der Feinde sahen, flohen sie in grosser Unordnung davon, und ließen viele ihrer Mäntel, und fünf oder sechs Todte zurück. Die Engländer giengen bey dieser Gelegenheit sehr klug zu Werke, denn sie verfolgten die Flüchtlinge nicht land ein, sondern marschierten längs der Küste nach Porto de Naos, immer von ihren Böten begleitet, damit sie sich nach Belieben wieder einschiffen könnten. Auf ihrem Marsch gaben die Einwohner, die sich hinter den Felsen versteckten, oft Feuer auf sie; aber durch kleine Partheyen von fünf oder sechs Mann, die man gegen dieselben abschickte, wurden sie bald delogirt und in die Flucht gejagt. Als sie nach Porto de Naos kamen, fanden sie den Ort verlassen, und alles, was von Werth war, weggebracht. Und da die Fahrzeuge, welche der Hawke hatte kapern wollen, sich schon vorher, ehe der Lord Anson zu ihm stieß, davon gemacht hatten, schifften sie sich wieder ein, ohne etwas

gegen das Kastel zu unternehmen. Dies lezterefeuerte einigemal auf die Schiffe, ward aber bald durch ihr grobes Geschüz zum Schweigen gebracht. Bey dieser Expedition verloren die Engländer nur einen Mann, nämlich den Kapitain des Lord Anson, welcher durch einen Schuß von dem Kastel auf seinem Schiffe getödtet wurde.

Ungeachtet diese Inseln von der Spanischen Regierung wenig geachtet werden, so sind sie doch in der That von der größten Wichtigkeit; denn wenn sie einmal von einer andern Nation erobert würden, so wär' es nothwendig auch um Palma und Teneriffa geschehen, weil diese von Lancerota und Fuertaventura mit Getreide versorgt werden. Ueberdem würden die Häfen in Lancerota für die kreuzenden Schiffe eines Feindes immer sehr bequeme Zufluchtsörter seyn, wo sie ausgebessert und mit Lebensmitteln versorgt werden könnten.

Die hiesigen Ausfuhren schränken sich bloß auf die andern Inseln seyn: sie bestehen in Weizen, Gerste, Mais, Vieh, Geflügel, Käse, Orchillakraut, Ziegenfellen, Salz und etwas eingesalzenen Fischen; die beiden lezten Artikel führt nur Lancerota aus. Der hiesige Weizen ist kleinkörnigt, aber sehr hart, klar und gut: er wird in Teneriffa immer um ein Fünftheil höher verkauft, als Englischer oder andrer Europäischer Weizen. Den ersten, welcher auf dieser Insel gesäet wurde, brachte Diego von Herrera aus der Barbarey dahin. Etwa vor acht Jahren führte man viel Kameele aus Fuertaventura nach Jamaika und andern Theilen des Englischen Westindiens. So bald es aber in Kanaria und Teneriffa bekannt wurde, daß Englische Schiffe nach Fuertaventura kämen, und Kameele ausführten, verbot die Regierung diesen Handel, aus Furcht daß sich die

Zucht

Zucht verlieren, und der Preis dieser Thiere steigen mögte.

Die Esel, welche nach Fuertaventura gebracht wurden, vermehrten sich so stark, daß sie wild in den Bergen herumliefen, und an Korn und andern Früchten so viel Schaden thaten, daß die Einwohner im Jahr 1591 genöthigt waren, sich insgesammt mit ihren Hunden zu versammlen, um sie auszurotten; sie tödteten ihrer bey dieser Gelegenheit nicht weniger, als funfzehn hundert. Seit dieser Zeit sind dieser Thiere nicht mehr in der Insel, als die Einwohner zu ihrem Gebrauch nöthig haben.

Die Ausfuhr des Korns aus dieser Insel, außer nach den übrigen Inseln, ist, aller gesunden Politick zuwider, verboten. Hierdurch wird es in sehr fruchtbaren Jahren so wohlfeil, daß es kaum die Kosten des Abmähens bezahlt. Dies macht sie also gleichgültig, mehr zu bauen, als sie selbst verzehren, oder nach den andern Inseln verkaufen können; so daß in schlechten Jahren die Einwohner vor Hunger umkommen, besonders in Teneriffa, wofern sie nicht das gute Glück haben, von Europa aus versorgt zu werden.

Die hiesiege Einfuhr kömmt fast einzig von den andern Inseln, vornehmlich von Teneriffa, welche der Mittelpunkt der Handlung für alle Kanarischen Inseln ist. Sie besteht aus englischen Wollenzeugen und deutscher Leinwand, beyde von der gröbsten Art; Branntewein, Wein, Oel, Obst, Dielen und andern Arten von Bauholz, Barken und Fischerkähnen, Wachs, Hausgeräth, Rauch- und Schnupftaback, Seife, Lichter, und eine ansehnliche Menge baares Geld, welches sie in der Bilanz des Handels bekommen. Dies verwenden sie theils zu Bezahlung der Miethe an die Eigenthümer der Ländereyen, theils geht es für Processe nach Groß-Kanaria; denn die

Ein-

Eingebornen aller Kanarischen Inseln sind fast durchgehends sehr streitsüchtig.

Kein Europäisches Schiff geht unmittelbar nach diesen Inseln, weil die Konsumtion Europäischer Güter in denselben so langsam und unerheblich ist, daß es der Mühe nicht werth seyn würde. Schiffe von jeder Europäischen Nation aber, die mit Spanien Krieg führt, können, wenn sies gehörig anfangen, in Lancerota und Fuertaventura landen, sich für neutral ausgeben, und sich mit Lebensmitteln versorgen; denn da die Eingebornen kein Verkehr mit Fremden haben, können sie einen Engländer nicht von einem Holländer Dänen oder Schweden unterscheiden; wer sich aber für einen Franzosen ausgeben will, muß in die Messe gehen, sonst würd' er sich verrathen.

Sechster Abschnitt.

Von der Insel Groß-Kanaria.

Die Inseln, die ich bisher beschrieben habe, sind fast Wüsteneyen in Vergleichung mit der fruchtbaren und anmuthigen Insel Kanaria, die, wegen der trefflichen Temperatur ihrer Luft, und des Ueberflusses von gutem Wasser, Bäumen, Kräutern und köstlichen Früchten, mit Recht den Namen der glückseligen Insel verdient.

Die nordöstliche Spize von Kanaria liegt achtzehn Leagues gegen Westen von dem südwestlichen Ende der Insel Fuertaventura. Bey klarem Wetter kann man von jeder dieser Inseln die andre leicht sehen. Kanaria hat etwa vierzehn Leagues in die Länge, neun in die Breite, und fünf und dreyßig im Umfange. Der innere Theil des Landes, oder der Mittelpunkt, ist ausnehmend hoch, und voller Berge, die so weit über die Wolken emporragen, daß sie den Lauf des Nordostwindes, der gemeiniglich weht, hemmen:

wenn

wenn also dieser Wind auf der Nordseite der Berge sehr scharf wehet, so ist auf der andern die Luft entweder ganz stille, oder sie wird nur von sanften Südwestwinden bewegt. Diese Windstillen, welche durch die Höhe der Berge über der Atmosphäre verursacht werden, erstrecken sich noch zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen weiter als dieselben gegen Südwest. Es giebt dergleichen, die sich weit hinter den Inseln hinaus erstrecken, auch bey den übrigen; denn von Teneriffa erstrecken sie sich funfzehn Leagues in die See, von Gomera zehn, und von Palma dreyßig. In allen diesen Meerstillen, die von Palma ausgenommen, bin ich mehrmals gewesen; und aus meiner eignen Erfahrung kann ich sagen, daß es für kleine Fahrzeuge, oder offne Böte, äußerst gefährlich ist, sich hineinzuwagen, wenn der Wind außer denselben stark wehet. Es ist freylich wahr, der Wind hebt die Wellen des Meers so hoch wie Berge empor; aber diese Wellen folgen doch einander in regelmäßiger Succession; denn wenn sie unregelmäßig eine gegen die andre stürzten, so würde kein Schiff im Stande seyn auf dem Ocean zu fahren. In einem Sturm also, wo der Wind das Meer vor sich hertreibt, macht eine Stelle der andern, welche ihr nachfolgt, Plaz; in den Meerstillen der Kanarischen Inseln hingegen, wo die See sich nicht in der nemlichen Richtung, als die umgebende See fortbewegt, sondern gleichsam stagnirt, oder ruhet, widersteht sie den Wellen, die von außenher gegen sie anprallen; und dieser Widerstand macht, daß sie sich auf eben die Art, wiewohl wegen der Verschiedenheit des Widerstandes nicht so heftig, brechen, als an der Seeküste. Dies Brechen geschieht nur an dem Umkreise, oder gerade beym Eingange in die Meerstillen, denn innerhalb derselben ist das Wasser ganz eben und angenehm.

Wenn man zuerst in diese Meerstillen kömmt, sieht man die Wellen schäumen und sieden, wie einen Topf, und sich nach allen Seiten hin brechen. Das Schiff wird so sehr erschüttert und auf allen Seiten von den Wellen geschlagen, daß man glauben sollte, es würd' es nicht aushalten; doch dauert dies nicht lange; man muß nur gleich das Hauptsegel aufziehen, und sorgfältig Acht haben, jeden Windstoß aufzufangen. Sobald man hineingekommen ist, findet man entweder eine todte Stille und ein ebnes Wasser, oder einen angenehmen und anhaltenden Süd- oder Südwestwind, je nachdem der Wind außerhalb wehet.

An dem nordöstlichen Ende der Insel Kanaria ist eine Halbinsel von etwa zwey Leagues im Umfange. Die Erdenge, welche sie mit der Hauptinsel verknüpft, ist etwa zwey Meilen lang, und an der schmälsten Stelle eine Viertelmeile breit. An jeder Seite dieser Erdenge ist eine Bay, die, an der nordwestlichen Seite, der See ausgesezt ist, und daher zur Reede für große Schiffe nicht taugt; kleine Barken aber gehen zwischen eine Reihe von Felsen und die Küste und liegen daselbst still und vor allem Wind und Wetter gesichert. Hier bessern die Einwohner der Insel ihre kleinen Fahrzeuge aus.

Auf der andern Seite der Erdenge ist eine geräumige sandigte Bay, von einigen Porto de Luz genannt, von andern aber Porto de Isletes, wegen einiger jähen Felsen, oder Inseln, am Eingange der Bay gegen Nordost. Dies ist eine gute Reede für alle, noch so sehr beladne Schiffe, außer bey Südost-Winde, dem sie ausgesezt ist; dieser Wind ist hier aber ungewöhnlich, und weht selten so stark, daß ein Schiff dabey Gefahr läuft.

Der Landungsort ist gerade in der Bucht oder dem Busen der Bay, wo das Wasser gemeiniglich

so still ist, daß ein Bot ohne Gefahr an der Küste liegen kann. An diesem Landungsplaze steht eine Einsiedeley, oder Kapelle, der heil. Katharina geweihet, und ein Kastel, das mit einigen Kanonen besezt, aber nicht fest ist. Eine League weit von hier längs der Küste gegen Osten, liegt Palmas, die Hauptstadt der Insel. Zwischen derselben und dem obgedachten Kastel liegen noch zwey andre Forts, die mit Kanonen besezt sind, aber, ausser einigen wenigen Invaliden, keine Besazung haben. An dem andern Ende der Stadt befindet sich noch ein Kastel, Namens St. Pedro. Keines derselben ist im geringsten fest.

Schiffe, die ihre Ladung zu Palmas absezen, ankern bey gutem Wetter gemeiniglich nur eine halbe Meile weit von der Stadt, um desto weniger Zeit zu verlieren; dieser Ort taugt aber nicht viel. Die Stadt Palmas ist nicht so fest, daß sie einen Angriff aushalten könnte; aber sie ist groß, und enthält verschiedne schöne Gebäude, vornehmlich die Kathedralkirche der heil. Anna, nebst vielen andern Kirchen, und sowohl Nonnen als Mönchenklöstern von allen Orden. Die Privathäuser sind, im Ganzen genommen, gut, und alle von Steinen erbauet. Die Stadt ist in zwey Theile abgetheilt, die durch eine Brücke über einen kleinen Fluß verbunden sind. Die Anzahl der Einwohner schäz' ich ungefähr auf sechstausend.

Der nächste Hafen von einiger Erheblichkeit ist Gando, an dem südöstlichen Theil der Insel. Ich bin nie da gewesen, habe aber gehört, daß er ein guter Hafen für große Schiffe seyn soll, nur beym Südwinde ausgenommen. Man kann sich hier mit gutem Wasser und andern Erfrischungen versehen.

Gaete, oder Agaete, an dem nordwestlichen Theil der Insel, ist ein Hafen mit einem Kastel zu seinem Schuz. Er wird nur von Böten besucht, welche Lebensmittel u. s. w. von da nach Santa Cruz in Teneriffa führen. Das Land umher ist reichlich mit Wasser versehen, und hat einen Ueberfluß an Fruchtbäumen. Von Gaete geht eine Heerstraße nach Palmas.

Die ganze Küste von Kanaria, an diesen Häfen ausgenommen, ist für Böte und kleine Fahrzeuge gemeiniglich unzugänglich, weil die See sich an derselben bricht: selbst der südwestliche Theil der Insel ist dieser Unbequemlichkeit ausgesezt, wiewohl er vom Lande her vor der Gewalt des Passatwindes gesichert ist.

Nicht anders verhält sichs an den Küsten aller übrigen Kanarischen Inseln, vornehmlich zur Zeit des Vollmonds und der Mondwechsel, Lancerota und Fuertaventura ausgenommen. Aber auch an der leztern ist selbst die Küste, die unterm Winde liegt, selten frey von dem Anschwellen der See. Ich halt' es nicht für leicht, den Grund dieses Phänomens anzugeben.

Es giebt außer Palmas weiter keine Städte in Kanaria, aber eine Menge Dörfer, deren vornehmste Galdar und Telde sind.

Wiewohl diese Insel hoch und bergicht ist, so findet man doch zwischen den Bergen und an der Seeküste viele Ebnen, und mehr flaches Land, als in einer der Kanarischen Inseln, die ihr gegen Westen liegen.

Siebenter Abschnitt.

Klima der Insel Kanaria, ihre Witterung, Produkte, ꝛc.

Die Luft ist nirgends angenehmer, als in der Insel Kanaria. Die Hize im Sommer übersteigt selten diejenige, die gemeiniglich im Julius und August in England herrscht, und der kälteste Theil des Winters ist nicht strenger, als bey uns das Ende des Mays in einer späten Jahrszeit. Die nemlichen Winde wehen hier, zu den nemlichen Zeiten, als in Lancerota und Fuertaventura; aber der Nordwind ist nicht so scharf, sondern nur ein frisches Lüftchen, welches die Luft abkühlt und mäßigt. Der Himmel ist hier selten mit Wolken überzogen, und fast immer heiter und frey von Gewittern und Stürmen. Die einzige unangenehme Witterung ist, wenn der Südostwind von der großen Wüsteney in Afrika gegen die Insel wehet; aber dies geschieht selten und hält nicht lange an. Er ist sehr heiß, trocken und erstickend, und thut auch den Früchten großen Schaden, theils wegen seiner verderblichen Eigenschaft, theils weil er Wolken von Heuschrecken mitbringt, die alles Grüne, wo sie sich niederlassen, verzehren. Auf den Bergen herrscht eine andre Witterung; denn hier ist es sehr kalt im Winter, und ihre Gipfel sind unbewohnbar, wegen des Schnees, welcher dann in großer Menge fällt.

Die vortrefflichen Eigenschaften dieses Klimas noch zu vermehren, ist die Luft ausnehmend gesund, und die Eingebornen genießen daher eines gesunden und längeren Lebens, als irgend ein Volk in der Welt. Ich habe Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß sie, wenn sie mit Europäern in ein heißes ungesundes Klima gehen, die ersten sind, welche krank werden und sterben.

Die Insel ist sehr wasserreich, und hat einen Ueberfluß an Holz von verschiedner Art: fast alles, was hier gepflanzt wird, kömmt gut fort; und die Fichte, Palme, wilde Olive, Lorbeer, Pappel, Hollunder, Bressos (eine Art von Reisholz), Drachenbaum (welcher ein Harz giebt), Lena nuessa, oder Rosenholz, die Aloe-Staude, Indianische Feige oder stachlichte Birne, und Tubayba, wachsen hier von selbst und ohne Wartung. Das leztere ist eine Staude, deren Zweige nur an den äußersten Spizen Blätter haben. Wenn diese Staude mit einem Messer gespalten, oder mit einem Stock geklopft wird, giebt sie eine klebrige Substanz von weißer Farbe. Die Euphorbium-Staude wächst hier ausnehmend groß und häufig: ich begreife nicht, warum die Eingebornen den Saft derselben nicht auspressen, und ihn statt des Pechs zu ihren Böten und Fahrzeugen gebrauchen; ich bin überzeugt, er würde nicht nur besser halten, sondern auch ein wirksames Präservatif gegen die Würmer seyn. Die Terrahala ist eine Art von Taxbaum oder wilder Tanne; die Retama, eine dürre Staude ohne Blätter, den Zweigen eines Weinstocks nicht unähnlich, und einige derselben wachsen zu der Dicke eines Mannsarms. Es giebt, außer diesen, noch viele andre, die ich nicht beschreiben kann. Alle großen Bäume, außer der Palme, welche einheimisch auf der Insel sind, wachsen auf den Bergen nahe an den Wolken, welche sich gegen Abend auf sie herabsenken, und sie mit Feuchtigkeit versehen.

Von Baumfrüchten giebts hier Mandeln, Hasel- und Wallnüsse, Aepfel, Birnen, Pfirschen, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, Maulbeeren, Feigen, Banana, Datteln, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Granaten, kurz alle Amerikanische und Europäische Baumfrüchte, die Ananas ausgenommen, deren es so viel ich weiß auf allen diesen Inseln keine giebt

An Getreide haben sie Weizen, Gerste, und Mais oder Indianisches Korn; aber Erbsen, Bohnen, und Garravansas (eine Art von Feldbohnen) sind selten und theuer. Melonen von verschiedner Art, Potatoes, Batatas, Yams,*) Kürbisse, die besten Zwiebelgewächse in der Welt, und vielerley andre Arten von Wurzelwerk, findet man hier im Ueberfluß, und alles vortreflich in seiner Art. An Kohl und Sallat fehlt es nicht. Kurz, in allen Kanarischen Inseln, westwärts von Fuertaventura, bezahlt die Natur dem Landbauer seine Arbeit mit reichlichem Ueberfluß.

Wiewohl sich mehr ebnes und zum Ackerbau dienliches Land in Kanaria befindet, als in einer der andern Inseln die ihr gegen Westen liegen, so beträgt es doch gegen den steinigten, felsigten und unfruchtbaren Boden nur wenig; denn das erstere verhält sich, meines Bedünkens, zum leztern, wie eins zu sieben. Und doch könnten die Bauern, wenn sie so viel Freyheit und Sicherheit für ihr Eigenthum hätten, als in England, mit geringem Fleiß und Aufwand, viele Bäche auf ihre dürren Felder leiten, und sie dadurch sehr fruchtbar machen.

Aber das große Hinderniß gegen die Industrie im Anbau der hiesigen Ländereyen, ist das unkluge Verfahren der Regierung, welche die Ausfuhr der Lebensmittel in gesegneten Jahren verbietet, und ihnen in der Insel einen gewissen Preis sezt. Dies leztere, wiewohl es in guter Absicht geschieht, ist höchst schädlich, und zweckt geradesweges dahin ab, einen Mangel hervorzubringen.

Der

*) Ich kenne einige dieser Gewächse nicht genau, und behalte daher die Namen des Originals. d. Ueb.

Der fruchtbarste Theil von Kanaria ist der Berg Doramas, etwa zwey Leagues von der Stadt Palmas, er ist mit Hainen von verschiednen Arten wohlriechender Bäume bedeckt, deren hohe Zweige so dicht in einander verflochten sind, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringt. Die Bäche, welche diese schattigen Haine bewässern, das Geflüster der sanften Winde zwischen den Bäumen, und der melodische Gesang der Kanarienvögel, machen ein entzückendes Koncert. Befindet man sich in einer dieser bezaubernden Einsamkeiten, so kann man unmöglich umhin, sich der schönen Beschreibung der Alten von den Kanarischen Inseln zu erinnern, und sie wahr zu finden.

Zum Kontrast gegen diese reizende Scene ist der höher liegende Theil der Insel ganz dürr und öde; er trägt weder Gras noch Stauden, einige wenige der obgedachten Retamas ausgenommen; denn er erstreckt sich weit über die Wolken, und empfängt daher weder Thau noch Regen, sondern ist einem trocknen, dörrenden Winde ausgesezt, der gemeiniglich aus Westen wehet, dem Passatwinde unter den Wolken gerade entgegen: bey Nacht wehet dieser Westwind sehr scharf, ruhet aber bey Tage. Im Winter ist der Gipfel dieser Insel unzugänglich, weil er ganz mit Schnee bedeckt ist.

Die ungeheure Menge von kalcinirten Steinen, Asche und Lava, welche den größten Theil aller Kanarischen Inseln bedecken, verunstalten sie sehr, und machen den Boden unangenehm. Die Volkane, welche diese Materie vormals ausgeworfen, sieht man noch allenthalben, sowohl in dieser, als in den übrigen Inseln wie auch die Gräben, welche die Glutströme, die aus ihnen herabflossen, sich gebahnt haben. Diese sind voller Asche und Bimssteine, welche aber schwerer sind, als die wir von Neapel bringen. So viel ich weiß, hat seit der Eroberung kein Volkan in Kanaria

naria gebrannt. Gewiß, wenn je die ersten Bewohner dieser Inseln sie verließen, wie Einige behaupten, und sich neue Wohnungen aufsuchten, so geschah es aus keiner andern Ursach, als aus Furcht vor diesen schrecklichen Ausbrüchen.

Der Wein in Kanaria ist gut, hat aber nicht so viel Kraft, als der in Teneriffa, und ist daher zur Ausfuhr nicht so tauglich; doch schickt man jährlich viele Fässer desselben nach den Spanischen Westindien.

Oel macht man weder in dieser noch in den andern Inseln, ungeachtet man Oliven in Kanaria angepflanzt hat. Sie kommen freylich gut fort, und tragen Frucht, aber nicht von solcher Güte, als in Spanien, der Barbarey, und andern Ländern. Vormals machte man hier viel Zucker; aber der starke Absaz von Wein und Branntewein aus Kanaria nach den Spanischen Westindien, verminderte den Zuckerbau, weil die Einwohner es einträglicher fanden, von den Ertrag ihrer Weine zu Havannah Zucker einzukaufen, als ihn in ihrem eignen Lande zu zeugen. An Honig hat Kanaria einen Ueberfluß; er ist gut, aber von schwärzlicher Farbe.

Die hiesige Thiere sind Kameele, Pferde, Esel, einige wenige Maulthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Kaninchen, Hühner, Puter, Gänse, Enten, Rebhühner, Krähen, und Kanarienvögel, nebst einigen andern von gleicher Größe.

Kanaria wird zuweilen durch Heuschrecken heimgesucht, die von den Südostwinden aus der Wüste dahingeführt werden, und alles Grüne, wo sie sich niederlassen, verzehren; sie kommen aber selten auf eine andre Kanarische Insel, als diese und Hierro, welche mehr südlich liegen, als die übrigen. Vor einigen Jahren kam eine so ungeheure Menge derselben

auf den südöstlichen Theil von Kanaria, daß sie den vierten Theil der Insel bedeckten, und unsäglichen Schaden thaten.

Eydexen giebts in dieser und allen übrigen Kanarischen Inseln sehr häufig; aber Schlangen, Skorpionen und andre giftige Thiere findet man nicht, ausgenommen die obgedachte Spinne in Lancerota, und eine Art von Viper, welche der Insel Gomera eigen ist; doch hab' ich nach der genauesten Untersuchung nicht finden können, daß diese leztere im geringsten schädlich wäre.

Achter Abschnitt.

Beschreibung der Insel Teneriffa.

Die nordöstliche Spize der Insel Teneriffa, Namens Anage oder Nago, liegt etwa sechszehn Leagues gegen Nordwest von dem nordwestlichen Theil der Insel Kanaria; der nächste Theil der Insel Teneriffa aber liegt nicht weiter davon, als zwölf Leagues. Diese Insel ist beynahe ein Dreyeck, dessen Seiten fast gleich sind, indem jede etwa zwölf Leagues lang ist. In der Mitte liegt der berühmte Berg Piko, welchen die alten Einwohner Teyde nannten; diesen Namen führt er auch noch bey den jezigen Einwohnern, die ihn El Pico de Teyde nennen.

Wenn man nach dieser Insel segelt, sieht man bey hellem Wetter diesen Piko leicht in einer Entfernung von hundert und zwanzig, und wenn man von ihr wegsegelt, von hundert und funfzig Meilen; er gleicht dann einem dünnen blauen Dunst oder Rauch, der nur ein wenig dunkler ist, als der Himmel. In einer weiteren Entfernung verschwindet der Schatten, und läßt sich von dem Blau des Firmaments nicht weiter unterscheiden. Ehe man diesen hoch aufgethürmten

ten Berg aus dem Gesicht verliert, ragt er noch weit über den Horizont hervor, wiewohl die ganze übrige Insel, die sonst überhaupt sehr hoch ist, wegen ihrer Entfernung und der runden Figur der Erde, sich längst unter dem Horizont verloren hat; gemeiniglich aber, wenn man mit dem Passatwinde nach Teneriffa segelt, erscheint die Insel, wie ein dicker Nebel, oder eine Wolke, bis man ihr auf fünf bis sechs Leagues nahe kömmt, da dann erst die Landspizen deutlich werden, und wie Land aussehen.

In einer kleinen Entfernung von der nordöstlichen Spize der Insel, Punto de Nago, sind einige hohe senkrechte Felsen; und fünf bis sechs Leagues von da, an der südöstlichen Seite, ist die Bay oder der Hafen Santa Cruz, welcher von allen Häfen der Kanarischen Inseln am stärksten besucht wird: die beste Reede für große Schiffe ist hier zwischen der Stadt und einem Fort oder Kastel, etwa eine Meile nordwärts von derselben. Hier liegen die Schiffe, wenn sie mit guten Tauen und Ankern befestigt sind, bey allen Winden sicher, wiewohl die Bay denen ausgesezt ist, die von Nordost, Ost, und Südost wehen; aber diese Winde wehen in vier oder fünf Jahren kaum einmal so heftig, daß sie beträchtlichen Schaden anrichten könnten.

Vor einigen Jahren wurden fast alle Schiffe in der Reede durch einen dieser Winde an die Küste getrieben. Einige Englische Schiffe waren damals auch eben in der Bay, deren Leute aber klüglich ihre Masten abhieben, und so unbeschädigt dem Sturm entgiengen. Bey dieser Gelegenheit erklärten einige Spanische Seeleute öffentlich, sie hätten den Teufel gesehen, wie er in der größten Heftigkeit des Sturms den Kezern beygestanden.

Mitten in der Stadt ist ein Damm, den man mit großen Kosten zu Bequemlichkeit der Landung auf-

aufgeführt hat. Er läuft gegen Norden, und das äußerste Ende desselben wendet sich gegen die Küste. Bey guter Witterung schifft man seine Waaren in einem kleinen Busen zwischen den Felsen aus, nahe bey dem Zollhause, einen Steinwurf weit südwärts von dem Damm.

Wenn man von dem Damm in die Stadt gehet, findet man zur Linken ein viereckigtes Fort, Namens St. Philipp, das vornehmste in der Bay. Nordwärts von demselben, die Küste hinauf, sind einige Forts oder Batterien, mit Geschüz besezt; das erheblichste derselben heißt Passo Alto. Nahe bey demselben ist ein tiefes felsigtes Thal, welches an der Seeküste anfängt, und sich weit ins Land erstreckt; dies würde jeden Angriff eines Feindes von der Seite her ausnehmend schwierig machen. Nordwärts von hier, die Küste hinauf, findet man weiter kein Fort.

An der Südseite der Stadt sind einige Batterien; und weiter hinaus, dicht an der Küste, ein Fort Namens St. Juan. Die ganze Seeküste, von hier gegen Süden, ist gewöhnlich unzugänglich, weil sie von Natur durch Felsen befestigt ist, an welchen die See sich fast beständig bricht. Alle diese Forts sind mit Kanonen besezt, und durch eine dicke steinerne Mauer, welche an dem felsigten Thal anfängt, und fast ohne Unterbrechung bis an das Fort St. Juan fortläuft, mit einander verbunden. Diese Mauer ist inwendig nur vier bis fünf Fuß hoch, auswärts aber, gegen die See zu, höher. Der Eingang von der See her in die Stadt, ist bey dem Damm, durch einen offnen Weg zwischen der Mauer und dem Kastel St. Philipp, welches diesen Eingang deckt.

Santa Cruz ist eine große Stadt, die verschiedne Kirchen, drey Mönchenklöster, ein Hospital, und besser gebaute Privathäuser, als eine der übrigen

Städte in allen Kanarischen Inseln, enthält. Sie ist in der That die Hauptstadt aller dieser Inseln, ungeachtet der Bischöfliche Siz und die Gerichtshöfe sich in der Stadt Palmas in Kanaria befinden; aber der General Gouverneur der Inseln residirt immer zu Santa Cruz, wo beständig ein großer Zufluß von Fremden ist, weil der Kanarische Handel mit Europa und Amerika hier seinen Mittelpunkt hat.

Die Anzahl der Einwohner schäz' in ungefähr auf sechs bis sieben tausend. Das Wasser, welches sie trinken, wird in offnen hölzernen Trögen, oder Röhren, aus einer jenseit des obgedachten Thals befindlichen Quelle, in die Stadt geleitet. Außerdem aber hat man in vielen Häusern der Stadt Wassergruben, die zum Kochen, und dergleichen gute Dienste thun. Auf der Landseite ist die Stadt nicht befestigt, da man von daher keine Gefahr besorgt. Alles Land um Santa Cruz ist dürr, steinigt und unfruchtbar.

Etwa vier Leagues südwärts von Santa Cruz, dicht an der See, ist eine Höhle, mit einer Kirche oder Kapelle, Namens Unsrer lieben Frau von Candelaria. In derselben befindet sich ein Bildniß der Jungfrau Maria, welches hier eben so sehr verehrt wird, als das Bildniß der Göttinn Diana zu Ephesus; und die Kapelle pranget mit so vielen Geschenken, daß sie der reichste Ort in allen sieben Inseln ist.

Zu einer gewissen Zeit des Jahrs wallfahrten fast alle Einwohner der Insel dahin. Mir sind ganze Schaaren junger Mädchen, die dahin giengen, begegnet, welche unterwegs das Lob der heil. Jungfrau und die Wunderthaten dieses Bildnisses besangen. Vergebens würde man sich bemühen, den Eingebornen ihren Irrthum in Absicht der vielen unglaublichen Geschichten, die sie von diesem Bilde erzählen, zu benehm-

nehmen; von dem Priester bis auf den geringsten Bauer ist alles von ihrer wirksamen und kräftigen Vermittelung und Fürsprache bey dem Himmel fest überzeugt. Ich habe verschiedne Kanarische Seeleute versichern gehört, als sie aus den Spanischen Westindien zurückgekehrt, und in größter Gefahr gewesen, in einem heftigen Sturm umzukommen, hätten sie in der Nacht ihre liebe Frau von Candelaria gesehen, wie sie ihnen geholfen, die Seegel einzuziehen, u. s. w. Noch mehr als sie darauf zu Teneriffa angekommen, sagten sie, hätte man ihnen erzählt, daß die heil. Jungfrau an dem Morgen nach derselben Nacht, in welcher sie ihnen so wunderthätig beygestanden, in der Kirche zu Candelaria gesehen worden, wie ihre Kleider und Haare von dem Seewasser, womit sie in dem Sturm besprizt worden, noch ganz naß gewesen.

Die Nachricht, welche der Verfasser der Geschichte der Entdeckung und Eroberung von der ersten Erscheinung dieses Bildes auf der Insel giebt, und welche mit dem, was die einsichtsvollsten der Eingebornen noch jezt davon erzählen, genau übereinstimmt, ist folgende: „die eigentliche Zeit, da dieses Bildniß „zuerst auf die Insel gekommen, ist nicht bekannt; „doch sagt eine dunkle Tradition, daß es beynahe „hundert Jahr vor der Eroberung geschehen. Als „einst zwey Hirten, dicht an der Seeküste bey dem „Eingange eines Barranco, oder tiefen Steinthals, „in einer öden Gegend der Insel, vier Leagues von „der Stadt St. Christobal de la Laguna, ihre Heerden nach einer Höhle an der andern Seite des Steinthals treiben wollten, um sie wie gewöhnlich zu melken, sahen sie, daß die Ziegen auf einmal still standen, und erschrocken zurückkehrten. Die Hirten fiengen gleich an zu rufen und zu pfeifen, um sie zum „Fortgehen anzutreiben, aber vergebens, die Ziegen

„gien-

„giengen aus dem Wege und liefen zurück. Einer der „Hirten, welcher argwöhnte, daß Jemand aufpaßte, „um einige Ziegen zu stehlen, gieng hierauf hin, um „zu sehen, was es gäbe, und sah voller Erstaunen „das heilige Bildniß, welches am Eingange des Thals „auf einem großem Steine stand. Als er näher kam, „betrachtete er es mit Furcht und Verwunderung, weil „er noch nie einen Menschen in einer so fremden und „ungewöhnlichen Kleidung gesehen hatte. Gleichwohl „legt' er endlich seine Furcht ab, weil er es für eine „Frauensperson hielt, und gab ihm Zeichen, daß es „aus dem Wege gehen sollte, damit seine Heerde vor„bey gehen könnte; und dies that er, weil es Gebrauch „in Teneriffa war, daß eine Mannsperson, wenn sie „einer Frauensperson auf dem Wege oder an einem „einsamen Orte allein begegnete, sie nicht anreden „durfte, sondern ihr aus dem Wege gehen mußte. „Da sie sich aber gar nicht rührte, ungeachtet er eine „Zeitlang wartete, ward er über ihr ungebührliches „und halsstarriges Betragen aufgebracht, und nahm „einen Stein auf, um sie damit zu werfen, aber sein „Arm, den er schon dazu aufgehoben hatte, erstarrte, „und blieb unbeweglich und mit großen Schmerzen in „dieser Stellung.

„Als der andre Hirt dieses sah, gieng er dreist „auf das Bild zu, betrachtete es, und wollte ihm „mit einem T-.vona, oder scharfen Kiesel, die Hand „abhauen; aber statt dessen versezt' er sich selbst „einen solchen Hieb in die Hand, daß ein Strom von „Blut herausstürzte. Verblendet von Wuth gegen „das Bild über das, was ihn betroffen hatte, ver„sucht' er es noch einmal, ihm die Hand abzuhauen, „hieb sich aber wieder selbst in die Hand. Die Hir„ten stunden also beyde da, der eine mit erstarrten „ausgestreckten Arm, und der andre schwer verwun„det. Sie schlossen endlich, das Bildniß sey vom

„Him-

„Himmel gekommen, giengen zu dem König von „Guimar, und erzählten ihm, was vorgegangen sey. „Als dieser sie in einem solchen Zustande sah, glaubt' „er was sie ihm erzählten, und ließ den Rath zu Ta„goror, dem Gerichtsplaze, zusammenkommen. „Das Resultat dieser Berathschlagung war, daß der „König mit allen Mitgliedern des Raths und dem „ganzen Volk aus dem Distrikt Guimar sich an den „Ort begab, wo die Hirten das Bildniß gefunden „hatten. Sie fanden es hier noch in der nemlichen „Stellung: die Guanches wurden von der Würde und „Majestät ihres Ansehens mit Bewunderung und Ehr„furcht durchdrungen; keiner aber hatte das Herz, sie „anzurühren, aus Furcht, daß er eben so, wie die „beiden Hirten, bestraft werden würde.

„Endlich gab der König diesen beyden Leuten Be„fehl, sich dem Bildniß mit Ehrfurcht zu nähern, „und es nach seinem Hause zu bringen. Sie thaten „dies, und kaum hatten sie es angerührt, als sie zum „großen Erstaunen der Zuschauer, plözlich vollkom„men geheilt wurden.

„Der König, welcher jezt überzeugt war, daß „das Bild vom Himmel herabgesandt worden, erklär„te, daß es zu heilig sey, von Bauren getragen zu „werden; er gieng daher selbst mit einigen seiner Ed„len, nahm es mit Furcht und Ehrerbietung auf, „und so trugen sie es etwa einen Flintenschuß weit, „da es so außerordentlich schwer wurde, daß sie es „nicht weiter fortbringen konnten. Als der König und „seine Begleiter dies sahen, fielen sie auf ihre Kniee „vor dem Bilde nieder, und baten es demüthiglich, „daß es ihnen erlauben möchte, es an den Ort zu brin„gen, welchen sie ihm bestimmt hätten. Es gab ein „Zeichen, worauf sie es wieder aufhuben, es ganz „leicht fanden, und es nach einer Höhle brachten,

„die

„die des Königs Vorrathshaus war. Hier sezten sie „es auf einige Ziegenfelle, wo es ruhig stehen blieb, „und viele große Wunderthaten verrichtete, wie es noch „jezt zu thun fortfährt. Auf der Stelle, wo das „Bildniß den Eingebornen ein Zeichen gab, es fortzu„tragen, haben die Christen eine Einsiedeley erbaut, „Namens Nuestra Sennora del Soccoro, d. h. Unsrer „lieben Frauen der Helfenden.

„Die Guanches erzählen, daß vermittelst dieses „heiligen Bildnisses in den Zeiten des Heidenthums „vor der Eroberung viele Wunder verrichtet worden; „und daß die Könige der Insel einen Mann und eine „Frau besonders dazu bestellt hätten, auf dasselbe zu „achten, und es rein zu erhalten. Die Eingebornen „näherten sich ihm nie ohne ein Geschenk von einigen „Schafen, deren Anzahl erstaunlich anwuchs: man „nannte sie die heiligen Schafe; und keiner durf„te sich ihnen nähern, als obgedachte beide Per„sonen.

„Jährlich an dem heiligen Abend der Reinigung „Mariä, sieht man eine große Menge von Lichtern „in Procession um die Höhle gehen, wo dies Bildniß „steht; und am folgenden Morgen findet man an „der Seeküste herum viele kleine Stückchen Wachs, „die von den Lichtern abgetröpfelt sind.

„Die Christen nannten dies Bild, theils wegen „dieser wunderbaren Erscheinung, theils weil es eine „grüne Wachskerze in der einen Hand hält, Unsre „liebe Frau Candelaria. In der andern Hand hat „es ein Jesuskind, welches in jeder Hand einen ver„goldeten Vogel hält, die ohne Zweifel nichts an„ders vorstellen, als die Tauben der Reinigung „unsrer gebenedeyeten Jungfrau Maria.
„

„Dies Bildniß der heil. Maria in Candelaria ist „nur ungefähr drey Fuß hoch; die Farbe des Gesichts

„ist

„ist schwärzlich, wie von der Sonne verbrannt; die „Kleidung ist blau mit Gold. Auf dieser befinden sich „gewisse Römische Karaktere, welche Niemand er„klären konnte, bis endlich Gonzalo Argote de „Molina, Provincial der heil. Brüderschaft von „Andalusien, uns folgende Auslegung derselben „gab.

„Auf dem Gewande am Nacken stehen folgende „zwölf Buchstaben: T, I, E, P, F, S, E, P, M, „E, R, I, mit einer Rose von vier Blättern zwi„schen jedem. Er macht sie zu Anfangsbuchstaben „der folgenden Wörter: Tu Illustra Es Patri Filio „Spiritui sancto Et Pia Mater Ejus Redemtoris „Jesu.

„Auf dem Gürtel: N, A, R, M, P, R, L, „M, O, T, A, R, E. Dies scheinen die Anfangs„buchstaben folgender Wörter zu seyn: Nostrum „Altissimum Regem Maria Peperit Reddidit „Libertatem Maria Omnibus Testis A Regi „Erebi.

„Und auf dem Rande des Ermels neben der „großen Wachskerze befinden sich folgende vier Buch„staben: L, P, V, R, die er folgendergestalt aus„legt: Lucem Perpetuam Vobis Reddidi.

„An der Schleppe des Kleides stehen folgende vier„zehn Buchstaben: I, N, N, I, P, E, P, N, E, „I, F, A, N, T; und sollen die Worte andeuten: „Ista Nequaquam Nivariae In Perpetuus Effugiet „Pio Nomine Evocato Insulae Fortunatae Adversa„rius Nullum."

Die Ursach, warum ich dieses Bildniß so umständlich beschrieben habe, ist, um irgend einem neugierigen Gelehrten Licht zu geben, wodurch er einigermaßen von dem Alter desselben urtheilen könne.

Südwärts von Candelaria ist Prieta, die südwestliche Spize der Insel; von hier zieht die Küste sich westwärts nach la Montana Rora; und von da nordnord-west nach Teno, der nordwestlichen Spize der Insel. Diese ganze Küste ist unfruchtbar, und fast ganz unbewohnt; außer in der Mitte zwischen Montana Rora und der Spize Teno, etwas näher aber bey Teno, liegt die Bay Adexe, oder, wie es ausgesprochen wird, Adehe, wo große Schiffe ankern können. Ich bin nie da gewesen, so viel ich aber gehört habe, ist sie dem Südwestwinde ausgesezt, und wird wenig besucht, ausser von Böten aus der Insel Gomera, die ihr gerade gegen über liegt. Bey Adehe, hat der Graf von Gomera ein Haus und einige Ländereyen, auf welchen er tausend Neger-Sklaven hielt, Zuckerrohr zu pflanzen und Zucker zu machen. Ich begreife nicht, was er für einen Bewegungsgrund haben mag, diese Neger in einem Lande zu unterhalten, welches an armen Weißen einen Ueberfluß hat, die mit aller ihrer Industrie sich kaum Brodt genug verdienen können, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Verkauft er alle diese Sklaven nach den Spanischen Westindien, so bin ich überzeugt, die jährlichen Interessen von dem solchergestalt erhandelten Kapital würden ihm mehr einbringen, als der reine Ueberschuß von den Einkünften aller seiner Zuckerplantagen und Güter in Teneriffa, Gomera und Hierro; denn dieser, wie man mich glaubwürdig versichert hat, beläuft sich nicht höher, als auf funfzehn hundert Pfund jährlich. Der einzige Grund, den ich von einem so seltsamen Verfahren angeben kann, ist ein gewisser kleiner Stolz, Herr über tausend Sklaven zu seyn.

In der Nachbarschaft dieses Hafens sind einige Berge, mit ansehnlichen Fichtenwäldern bewachsen, und sehr leicht zu besteigen. Aus dieser Ursach holen

die Einwohner von Gomera gewöhnlich hier ihr Bauholz, weil die Wälder auf ihrer Insel unzugänglicher sind.

Zwischen Adehe und Teno ist die Küste etwa eine halbe Meile hoch, und senkrecht, wie eine Mauer. Verschiedne Ströme stürzen sich von dem Gipfel ins Meer.

Die Spize Teno erstreckt sich, in Form eines halben Mondes, eine ziemliche Weite in die See. Hinter derselben, gegen Süden, ist die See sehr still, wenn der Passatwind wehet, welcher, wenn er scharf wehet, gegen Norden von der Spize das Meer sehr anschwellet. Ich habe hier niemals vor Anker gelegen, bin aber verschiedentlich vorbeypassirt, und schließe aus dem, was ich damals zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß es ein sehr bequemer Hafen seyn muß.

Von Teno erstreckt sich das Land gegen Ost-Nord-Ost und Nord-Ost-zu Ost, bis an die Spize Nago, das nordöstliche Ende der Insel, wo wir ausgiengen. Diese Seite von Teneriffa hat ein ganz anderes Ansehen, als die beyden andern, die ich bereits beschrieben habe; denn wenn man sie von der See her ansieht, erblickt man eine Menge von Dörfern, Gehölzen, Weinbergen und Kornfeldern, die einen höchst angenehmen Anblick geben.

Längs der Küste, gegen Nordosten von Teno, ist das Dorf St. Jago; und drey Leagues in der nemlichen Direktion von diesem Punkt aus, liegt das Dorf Buenavista, zwischen den Weinbergen an der See; aber einen Hafen findet man erst, wenn man etwas über zwey Leagues weiter kömmt; er heißt Garrachica, und war vormals der beste in der Insel, weil er aus einer Bay in Form eines Hufeisens bestand, ward aber im Jahr der Erdbeben (so nennen die Eingebornen das Jahr 1704) zerstört, und mit Strömen glühender Lava angefüllt,

die

die sich aus einem Volkan in denselben ergossen; so daß auf derselben Stelle jezt Häuser erbauet sind, wo vormals Schiffe vor Anker lagen. Doch kommen im Sommer Fahrzeuge nach Garrachica, und liegen daselbst sicher bey dem Passatwinde, welcher um diese Zeit gewöhnlich von Ost-Nord-Ost wehet. Einige Zeit nach dem Jahr der Erdbeben wurde folgende Nachricht von denselben aufgesezt, die man in verschiednen Beschreibungen der Kanarischen Inseln findet.

„Im Jahr 1704 ereignete sich der schrecklichste „Vorfall dieser Art, welcher jemals erlebt worden. „Das Erdbeben nahm den 24sten December seinen „Anfang, und innerhalb drey Stunden fühlte man „neun und zwanzig Stöße. Hiernächst wurden sie so „heftig, daß sie alle Häuser von Grund aus erschüt„terten, und die Einwohner nöthigten, sie zu verlas„sen. Die Bestürzung ward allgemein, und das Volk, „von dem Bischof angeführt, hielt Processionen und „Bußgebete im freyen Felde. Am 31sten sah man „ein großes Licht zu Manja, nach den weißen Ber„gen hin. Hier öffnete sich die Erde, und es ent„standen zwey Volkane, die solche Haufen von Stei„nen auswarfen, daß zwey ansehnliche Berge daraus „entstanden; und die brennbare Materie, die noch „immer ausgeworfen wurde, entzündete über funfzig „Feuer in der Nachbarschaft. Dieser Zustand dauer„te bis zum 5ten Januar, da die Sonne durch die „Wolken von Rauch und Flammen gänzlich verfinstert „wurde, welches beständig zunahm, und die Bestürzung „und das Schrecken der Einwohner vermehrte. Es war „noch nicht Nacht, als schon das ganze Land, drey Leagues „in die Runde, in Flammen stand; denn reißende „Ströme von flüßigem Feuer ergossen sich nach allen „Seiten hin, und wurden durch einen andern Volkan „verursacht, welcher durch wenigstens dreyßig ver-

„schiedne

„schiedne Schlünde in dem Umfang einer halben Mei-
„le, gegen Drotava, ausgebrochen war. Was das
„Grausen dieser schrecklichen Scene am meisten ver-
„mehrte, war die Heftigkeit der Stöße, welche nie
„das geringste nachließen, durch ihre Gewalt verschied-
„ne Häuser übern Haufen warfen, und andre bis auf
„den Grund erschütterten, unterdeß die armen Ein-
„wohner hülflos und voller Angst aufs freye Feld hin-
„ausliefen, wo sie jeden Augenblick erwarteten, daß
„ein neuer Schlund sich aufthun und sie verschlingen
„würde. Das Getöse des tobenden Volkans hörte
„man zwanzig Leagues davon auf der See, und man
„hat glaubwürdig versichert, die See habe in dieser
„Entfernung so gewaltige Stöße gethan, daß die
„Schiffer voller Schrecken geglaubt, das Schiff sey
„auf einen Felsen gestoßen, bis endlich die Fortsezung
„dieser Bewegung sie die wahre Ursach vermuthen
„lassen. Ein Strom von Schwefel und geschmolze-
„nen Metallen verschiedner Art, ergoß sich aus diesem
„leztern Volkan gegen Guimar; und die Häuser und
„öffentlichen Gebäude dieser Stadt stürzten von der
„Gewalt des Erdbebens ein. Am 2ten Februar brach
„ein andrer Volkan in der Stadt Guimar aus, wel-
„cher eine große Kirche gänzlich zerstörte und ver-
„schlang. So wurden die armen Einwohner vom
„24sten December an bis zum 23sten Februar, durch
„beständige Stöße des Erdbebens, und fürchterliche
„Volkane, die in verschiednen Theilen der Insel aus-
„brachen, in beständigem Schrecken erhalten.“

Garrachica ist noch jezt eine erhebliche und ziemlich große Stadt, die verschiedne Kirchen, Mönchen und Nonnenklöster enthält. Sie treibt einen kleinen Handel mit Wein und Branntewein, welcher gemeiniglich von hier aus in Barken, oder großen offnen Böten, nach Santa Cruz oder Drotava geschickt wird. Man baut

hier

hier verschiedne Fahrzeuge, die zum Theil drey hundert Tonnen und darüber tragen können, und stark und dauerhaft sind.

Zwey Leagues gegen Osten von Garrachica liegt eine Stadt, die man Porto Drotava nennt. Sie liegt etwa in der Mitte zwischen Teno und Punto de Nago, dicht an der Seeküste. Ueber derselben, etwa eine League Landeinwärts, liegt eine andre, etwas größere Stadt, Namens Villa de Drotava; zwischen beyden liegen zwey kleine Hügel, wie Zuckerhüte gestaltet. Von Porto Drotava gehet kein Boot eher zu einem Schiffe in der hohen See, als bis es sich erst auf eine Meile der Küste genähert hat, da denn ein Boot einen Steuermann an Bord des Schiffes sezt, welcher es, eine Meile gegen Westen von der Stadt, in die Reede bringt, wo die Schiffe in vierzig bis funfzig Faden Wasser vor Anker liegen. Dies ist ein guter Hafen zu Sommerszeit, oder vom Anfang des Mays bis zu Ende des Oktobers; im Winter aber sehen Schiffe sich oft genöthigt, ihre Taue einzuziehen und in See zu gehen, aus Furcht von einem Nordwestwinde überfallen zu werden, welcher die See mit vieler Gewalt gegen diese Küste treibt. Doch geschieht dies selten.

Porto Drotava treibt ansehnlichen Handel, und ist seit der Zerstörung des Hafens Garrachica sehr in Aufnahme gekommen: es enthält verschiedne gute Privathäuser, zwey Kirchen, zwey Mönchen- und zwey Nonnenklöster. An jedem Ende der Stadt ist eine schwarze, sandige Bay; die gegen Norden hat man mit einer niedrigen Mauer eingefaßt, damit hier kein Feind landen könne; neben der andern Bay befindet sich zu eben dem Ende ein kleines Fort oder Kastel; und zwischen denselben, an dem Landungsplaze, eine Batterie mit einigen Kanonen. Aber die schwellende See, die sich beständig an der Küste bricht, beschüzt sie besser,

als eine Besazung von zehn tausend Mann der besten Truppen thun könnte.

Porto Orotava hat einen Ueberfluß an gutem Wasser, welches aus einem weit entfernten Bache in offnen hölzernen Rinnen dahin geleitet wird. Etwa in der Mitte zwischen Porto Orotava und Punto Nago ist eine Landspize, und hinter derselben oder unter dem Winde, eine kleine Bay oder Ankerplaz, Namens Puerta de Madera. Zwischen diesem und Orotava befinden sich einige Landungspläze von geringerer Erheblichkeit hinter Landspizen belegen, wo von Böten für Porto Orotava oder Santa Cruz Wein geladen wird: von Puerta de Madera aber bis nach Punto Nago ist die Küste hoch, felsigt, jähe, und folglich unzugänglich.

Etwa vier Meilen ins Land von Santa Cruz, liegt die Stadt St. Christobal de la Laguna. Der Weg dahin von Santa Cruz geht sehr steil aufwärts, bis man nahe an die Stadt kömmt, welche an dem Ende einer geräumigen, an vier Meilen langen, und eine Meile breiten Ebne, belegen ist. Sie ist die Hauptstadt der Insel, und enthält zwey Pfarrkirchen, drey Mönchen- und zwey Nonnenklöster, drey Hospitäler (zwey für venerische Kranken, und eins für Fündlinge,) und viel schöne Privathäuser. Die Jesuiten haben hier ein Haus, wo aber nur zwey Mitglieder dieses Ordens wohnen, weil sie hier wenig oder gar keine Aufmunterung gefunden haben. Das Wasser, welches die Einwohner trinken, wird von den südwärts an der Ebne gelegnen Bergen in offnen Rinnen nach der Stadt geleitet.

Diese Stadt hat keinen Handel, und gar kein Ansehen von Thätigkeit und Geschäfften, weil sie fast blos von den Standespersonen der Insel bewohnt wird, vornehmlich von den Justizbedienten, nämlich dem Corregidor und seinem Liniente (Stellvertreter), den

Regi-

Regidores oder Cavildo, und dem Richter der Westindischen Angelegenheiten; es giebt hier auch ein Inquisitionsgericht mit den dazu gehörigen Bedienten, welches unter dem Ober-Inquisitionsgericht zu Groß-Kanaria steht. Ungeachtet alle diese Leute hier wohnen, scheint doch die Stadt einem Fremden, welcher herdurch kommt, wie verlassen und fast unbewohnt; denn man sieht kaum einen Menschen auf den Straßen, deren so gar die volkreichsten mit Gras bewachsen sind. Wer in Holland gewesen ist, und St. Christobal de la Laguna mit Santa Cruz vergleicht, wird den Unterschied ungefähr eben so finden, wie zwischen Delft und Amsterdam.

An der Südseite der Stadt, oder vielmehr hinter derselben, ist eine Laguna, oder ein Landsee, der etwa eine halbe Meile im Umfange hat, und der Stadt ihren Beynamen giebt; er ist im Sommer trocken, im Winter aber mit stagnirenden Wasser angefüllt. Weil diese Stadt auf einer Ebne und sehr hoch über der See liegt, so ist sie im Winter ausnehmend kalt, und zu allen Zeiten dem Winde ausgesezt. Wenn der Passatwind aus Nord-Nord-Ost und Nord-Ost in der Bay von Santa Cruz sehr scharf wehet, so herrscht hier der Nordwestwind, und ist gemeiniglich sehr heftig. Die Einwohner von Laguna haben auf dem Gipfel des Berges, oder an dem Ende der Ebne, gerade wo der Weg nach Santa Cruz hinabgeht, eine Allee von Bäumen gepflanzt, die aber durch den heftigen Wind, alle gegen Südost gebogen, und ihrer Blätter beraubt sind: sie waren genöthigt, jeden derselben mit einer runden Mauer zu umgeben, als sie gepflanzt wurden, um sie vor dem Winde zu schüzen, bis sie stark genug waren, selbst seiner Gewalt zu widerstehen.

Von dem westlichen Ende der Ebne von Laguna, geht der Weg nach La Mantanza de Centejo, ein gros-

ses

ses Dorf, größtentheils von Bauern bewohnt; es liegt ungefähr in der Mitte zwischen Santa Cruz und Porto Orotava. Von hier bis Villa de Orotava findet man eine Menge bewohnter Oerter; denn zur Rechten liegen die großen Dörfer, oder vielmehr Städte, Tacoronte, Sausal und la Rambla, ausser vielen kleinen Dörfern und einzelnen Wohnungen. Villa de Orotava, welches etwa drey Leagues landeinwärts von Porto Orotava liegt, ist ein großer Ort, und enthält verschiedne Kirchen, Mönchen- und Nonnenklöster, und viele ansehnliche steinerne Privathäuser. Mitten durch die Stadt fließt ein Bach, welcher die Einwohner mit Wasser versieht, und ihre Obst- und Küchengärten wässert. Die nächste Stadt weiter gegen Westen ist Realejo; auch ein großer Ort, etwa eine League bis vier Meilen jenseits Villa de Orotava, und mit Weinbergen umgeben. Alle diese Oerter sind volkreich, und liegen nicht weit von der See, von welcher aus man die meisten derselben sehen kann; überhaupt ist kein bewohnter Ort der Insel weiter als drey Leagues von derselben entfernt. Die ganze Insel erhebt sich auf allen Seiten von der See, bis sie sich in dem Piko endigt, welcher ihr Mittelpunkt ist. Die Nordseite ist am fruchtbarsten, und geht allmähliger aufwärts, als die andern, vornehmlich eine Strecke längs der Küste, welche etwa drey Leagues breit ist: diese hat zu beyden Seiten hohe Berge, oder vielmehr jähe Felsen; landeinwärts aber, oder von der See hinauf, erhebt sie sich nach und nach wie ein abhangender Garten, ohne irgend eine beträchtliche Unterbrechung von Hügeln oder Thälern, bis man sich auf eine League weit den Wolken genähert hat. An dem westlichen Ende dieser fruchtbaren Strecke liegt Realejo, und an dem östlichen la Rambla. Zwischen denselben liegen die Städte Orotava und Porto Orotava, nebst einer Menge einzelner Wohnungen, die von der See-

küste

küste an bis zu den Wolken hinauf allenthalben zerstreut liegen. In diesen Wolken aber, und weiter hinauf, findet man keine Häuser oder Wohnungen mehr; wiewohl die Wolken nicht höher stehen, als in der Mitte der Entfernung von der Küste bis zum Gipfel des Piko. Der ganze fruchtbare Boden, innerhalb einer League von der See, ist mit Weinstöcken bedecket; der, welcher die zweyte League einnimmt, trägt Getreide; und die dritte, etwas Getreide, Wälder von Nußbäumen, und verschiedenen andern Arten, vornehmlich Bressos, dessen die Einwohner sich zum Brennen bedienen. Ueber diesen Wäldern stehen die Wolken, die sich, bey gutem Wetter, gemeiniglich gegen Abend herabsenken, und auf den Wäldern ruhen bis an den Morgen, da sie etwa eine League wieder hinaufsteigen, und bis an den folgenden Abend stehen bleiben. In der Höhe der Insel, wo sie bey Tage stehen, fand man sonst eine große Menge von ansehnlichen Fichten; da man aber leicht hinzukommen konnte, wurden sie fast alle von den Einwohnern der benachbarten Dörfer umgehauen, so daß ihrer jezt in diesem Theil der Insel nur noch wenig übrig sind; in andern Gegenden aber von gleicher Höhe, die von allen Wohnungen abgelegen sind, findet man ihrer noch eine große Menge.

Wenn man von Orotava den Gipfel der Insel hinansteigt, den Piko zur rechten Hand liegen läßt, und dann gegen Südwest hinabsteigt, kömmt man zu der Stadt Chazna, von einigen Villa Flor genannt, die ein Mönchenkloster hat. Bey derselben liegt ein säuerlicher Gesundbrunnen, dessen Wasser gegen viele Krankheiten ein sehr wirksames Mittel abgeben, für Leute aber, die mit der Venusseuche behaftet sind, sehr schädlich und gefährlich seyn soll. Gegen Südost, Landeinwärts von Candelaria, liegt die Stadt Guimar, ein ansehnlicher Ort, aber eben so wie Chazna, von andern Oertern abgelegen. In diesen beyden

Städ-

Städten wohnen einige Familien, die sich rühmen, ächte Abkömmlinge der Guanches zu seyn. Ich habe verschiedne dieser Leute gesehen, und mit ihnen gesprochen, aber sie konnten meine Neugier wegen der Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren, deren Sprache sie gänzlich verloren haben, in keinem Stücke befriedigen. Sie schienen mir von weißerer Farbe, als die Spanier in der Provinz Andalusien. Ueber Garrachica liegt Ico, eine große und volkreiche Stadt, die viele reiche Einwohner hat. Hier sind einige Seidenmanufacturen, vornehmlich von Strümpfen, die nach den Spanischen Westindien geschickt werden. Ausser diesen beschriebenen Oertern, giebt es eine Menge kleiner Dörfer, vornehmlich westwärts von Realejo, nach Ico und Buenavista hin. In den Bergen, zwischen der Stadt Laguna und Punto Nago, findet man eine Menge anmuthiger romantischer kleiner Thäler und tiefer Gründe, welche wohl bewässert und mit schattigten Hainen bedeckt sind. Dies sind die angenehmsten Oerter der Insel; aber die hiesigen Standespersonen finden keinen Geschmack an Landhäusern oder an der Stille des Landlebens, und wohnen daher lieber immer in der Stadt. Die Bewohner dieser Berge sind weißer, als die andern Einwohner der Insel; vermuthlich sind sie Nachkommen jener Weisen, die an der Nordseite dieser Insel wohnten, deren in der Geschichte der Entdeckung und Eroberung erwähnt wird.

Bedenkt man die Menge der großen und volkreichen Städte in Teneriffa, nebst den vielen Dörfern und einzeln liegenden Wohnungen, so wird man sich nicht wundern, daß diese Insel, als die lezte Berechnung gemacht wurde, nicht weniger als sechs und neunzig tausend Menschen enthielt. In der That rechnet man, daß sie eben so viel Einwohner enthalte, als alle übrigen sieben Inseln zusammen genommen. So viel ich weiß, hat man nirgends die Anzahl der Einwohner be-

berechnet, als in Teneriffa, Palma, und Hierro. Palma soll dreyßig tausend, und Hierro tausend Menschen enthalten; addirt man diese zusammen, so hat Teneriffa noch fünf und sechzig tausend mehr, die also, nach obiger Angabe, unter Lancerota, Fuertaventura, Groß-Kanaria und Gomera vertheilt werden müssen. Ich nehme also, nach dem, was ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, an, daß Lancerota etwa acht tausend, Fuertaventura zehn tausend, Kanaria vierzig tausend, und Gomera sieben tausend Menschen enthalten mag.

Eh' ich die Beschreibung der Insel Teneriffa beschließe, wird es nicht undienlich seyn, einige Nachricht von dem Piko zu geben, welcher durch seine ungeheure Höhe die Aufmerksamkeit aller Reisenden so sehr an sich gezogen hat.

Neunter Abschnitt.

Beschreibung des Berges Piko auf der Insel Teneriffa.

Zu Anfang des Septembers 1761 reist' ich, in Gesellschaft eines Schiffsherrn, um 4 Uhr Nachmittags von Porto Drotava ab, um den Piko zu besehen. Wir hatten einen Bedienten, einen Mauleseltreiber, und einen Wegweiser bey uns. Nachdem wir etwa sechs Meilen hinauf geritten waren, kamen wir an den entferntesten Wohnplaz von der See an diesem Wege, der in einem tiefen Grunde belegen war, und durch offne Rinnen mit Wasser versorgt wurde. Hier tränkten unsre Leute die Pferde, und füllten einige Fässer, zum fernern Gebrauch auf unserer Reise, mit Wasser an. Unterdeß sie hiermit beschäfftigt waren, spazierten wir in dem Grunde herum, den wir sehr angenehm und mit einer Menge von Bäumen, die einen wohlriechenden Duft gaben, bedeckt fanden. Bey den Häusern sind einige Felder von Mais oder Indianischem

Korn:

Korn: an verschiedenen Orten auf dieser Seite der Insel wird dies Korn von den Einwohnern jährlich zweymal geerndtet. Wir ritten nun eine Zeitlang einen steilen Weg hinan, und kamen, eben als es finster wurde, in die Wälder und die Wolken, konnten aber unsern Weg nicht leicht verfehlen, weil er zu beyden Seiten mit Bäumen und Gebüschen eingefaßt war, die größtentheils aus Lorbern, Seevenholz und Bressos oder Reisholz bestanden. Da wir ungefähr eine Meile geritten waren, kamen wir an das obere Ende des Holzes über den Wolken, wo wir Feuer anmachten, zu Abend aßen, und uns bald darauf unter den Büschen schlafen legten. Etwa um halb eilf, da der Mond sehr hell schien, ritten wir ganz langsam zwey Stunden weiter, hatten aber einen so schlechten Weg, daß es nicht anders schien, als ob alles mit Trümmern steinerner Gebäude bedeckt sey. Nachdem wir diesen Weg zurückgelegt hatten, kamen wir auf kleine leichte weiße Bimssteine, wie Erbsen; hier ritten wir etwa eine Stunde ziemlich stark. Die Luft fieng jezt an, sehr scharf, kalt und durchdringend zu werden, und der Wind wehete stark aus Südwest oder West-Süd-West. Unser Führer gab uns den Rath hier abzusteigen, weil es ein bequemer Ort sey, und uns bis um vier oder fünfe Morgens auszuruhen. Wir folgten diesem Rath, und giengen in eine Höhle, deren Eingang etwa sechs Fuß hoch vermauert war, damit der Wind und die Kälte nicht hineindringen könnte. Wir waren so glücklich, in der Nähe einige dürre Retamas zu finden, das einzige, was von Gesträuchen oder Pflanzen hier herum zu sehen war. Mit diesen machten wir ein großes Feuer an, um uns zu wärmen, und schliefen dann ein, wurden aber bald durch ein Jucken der Haut wieder aufgeweckt, wovon wir glaubten, es komme von Flöhen, die wahre Ursach aber war die kalte Luft, der Mangel an Ruhe, und das Schlafen in

den

den Kleidern; dies ist mehrern auf dergleichen Reisen begegnet. Wir vertrieben uns hier die Zeit, so gut wir konnten; unterdeß wir aber so nahe ans Feuer krochen, daß die eine Seite beynahe gebraten wurde, erstarrte die andre vor Kälte.

Gegen fünf Uhr Morgens ritten wir etwa eine Meile ganz langsam weiter; denn der Weg war hier fast zu steil zum Reiten, und unsre Pferde waren jezt müde. Endlich kamen wir zwischen einige große lose Felsen, wo eine Art von Hütte von losen Steinen erbauet war. Dieser Ort heißt, wie unser Führer uns sagte, Estanzia de los Ingiesses (d. h. Ruheplaz der Engländer); vermuthlich hat man ihn so genannt, weil verschiedne Engländer sich auf ihrem Wege nach dem Piko daselbst ausgeruhet haben; denn Niemand macht diese Reise, als Fremde, und einige arme Einwohner der Insel, die durch Einsammlen des Bimssteins ihr Brod verdienen, weil die vornehmen Spanier von dergleichen Neubegierde nichts wissen. Hier stiegen wir ab, weil das Uebrige des Weges zum Reiten zu steil war, ließen einen unsrer Leute bey den Pferden zurück, und stiegen dann weiter zu Fuß hinauf. Wir giengen sehr schnell, um warm zu werden, wurden aber durch den steilen Weg, der zugleich locker und sandig war, bald ermüdet. Als wir auf den Gipfel dieser Anhöhe kamen, fanden wir eine ungeheure Menge großer loser Steine, deren Oberfläche platt war; jeder dieser Steine hatte, eines ins andre gerechnet, etwa zehn Fuß nach allen Seiten im Durchschnitt. Dieser Weg war nicht so steil, als der vorige, aber wir sahen uns genöthigt, eine beträchtliche Strecke über die Felsen zu gehen, und von dem einen auf den andern zu springen, weil sie nicht alle ganz dicht an einander lagen. Zwischen diesen Felsen ist eine Höhle, in welcher sich ein Brunnen oder natürliches Wasserbehältniß findet. Diese Höhle, worein wir

ver-

vermittelst einer Leiter, welche die armen Leute zu dem Ende dahin gesezt hatten, hinabstiegen, ist etwa zehn Ellen weit und zwanzig hoch: der ganze Boden derselben, bis dicht an den Fuß der Leiter, ist mit Wasser bedeckt, welches ungefähr zwey Faden tief ist, und damals an dem innern Rande der Höhle gefroren war. Wir machten einen Versuch, von diesem Wasser zu trinken, seine ausserordentliche Kälte aber macht' es uns unmöglich; gleichwohl füllte unser Führer eine Flasche mit demselben, die er in dieser Absicht von der Estanzia mitgenommen hatte. Nachdem wir etwa eine viertel- oder halbe Meile auf den großen Steinen oder Felsen fortgegangen waren, kamen wir an den Fuß des eigentlichen Piko oder Zuckerhuts; dieser ist steil, und was die Schwierigkeit des Hinaufsteigens vermehrt, der Boden ist so locker, daß er unter den Füßen ausweicht, und folglich ausserordentlich ermüdet; denn, ungeachtet die Länge dieser Höhe nicht über eine halbe Meile beträgt, so waren wir doch genöthigt, wohl dreyßigmal still zu stehen und Athem zu holen. Endlich kamen wir auf den Gipfel, wo wir uns niederlegten, und etwa eine Viertelstunde ausruheten, weil wir gänzlich entkräftet waren. Als wir die Estanzia verließen, brach eben die Sonne aus den Wolken hervor, welche sehr tief unter uns ausgebreitet lagen, und dem Ocean ähnlich sahen. Ueber den Wolken, sehr weit gegen Norden, sahen wir etwas Schwarzes, welches wir für den Gipfel der Insel Madeira hielten; wir fanden durch einen Taschenkompaß, daß es gerade in der Direktion dieser Insel von Teneriffa lag; ehe wir aber noch den Gipfel des Piko erreichten, verschwand es. Von hier aus sahen wir die Gipfel der Inseln Palma, Gomera, Hierro und Groß-Kanaria, die uns sehr nahe zu seyn schienen; aber Lancerota und Fuertaventura konnten wir nicht entdecken, weil sie nicht hoch genug sind, die Wolken zu durchdringen.

Zum

Zum Unglück fanden wir die Luft nicht ganz klar und frey von Wolken, sonst hätten wir vielleicht Madeira, Porto Santo, und selbst den nächsten Theil des Berges Atlas gesehen, welcher etwa hundert Leagues von hier entfernt ist; denn ungeachtet ich oben gesagt habe, daß man den Piko von dem Meere aus nicht weiter als auf hundert und funfzig bis hundert und sechzig Meilen von der Luft unterscheiden könne, so muß man doch bemerken, daß die Luft über den Wolken bey weitem viel dünner, reiner und freyer von Dünsten ist, als unten; denn ehe wir nach der Estanzia de los Ingleses kamen, sahen wir den Mond und die Sterne ungewöhnlich hell und glänzend; und die runde Figur der Erde würde uns nicht verhindert haben, den Berg Atlas zu sehen, weil sein Gipfel und der Piko, so sehr weit sie auch von einander liegen, doch ihrer ungeheuren Höhe wegen, noch beträchtlich über den Horizont hervorragen müßten. Doch, ich überlasse es andern, zu entscheiden, ob das Gesicht sich so weit erstrecke, oder nicht.

Nachdem wir uns eine Zeitlang ausgeruhet hatten, fiengen wir an, uns umzusehen, und den Gipfel des Piko zu betrachten. Seine Dimensionen schienen genau mit der Beschreibung eines gewissen Herrn Eden übereinzustimmen, dessen Beschreibung seiner Reise auf den Piko man in einigen unsrer Nachrichten von den Kanarischen Inseln findet. Er sagt, die Länge desselben sey hundert und vierzig, die Breite hundert und zehn Ellen. Er ist ausgehöhlt, und innwendig wie eine umgekehrte Glocke gestaltet. Von dem Rande oder dem obern Theil dieser Glocke, oder Kessels, wie die Eingebornen es nennen, bis auf den Boden, sind etwa vierzig Ellen. An vielen Stellen dieser Höhlung sahen wir stoßweise Rauch und Schwefeldampf herausfahren. Die Hize des Bodens war an einigen Orten so stark, daß sie durch die Sohlen unsrer Schuh bis auf unsre Füße drang. Da wir einige Flecken weicher

Erde

Erde bemerkten, so versuchten wir die Hize mit unsern Fingern, konnten sie aber nicht weiter, als einen halben Zoll tief, hineinstecken, denn je tiefer wir kamen, desto stärker brannte sie. Wir nahmen darauf den Stock unsers Wegweisers, und stießen ihn drey Zoll tief in ein Loch, wo der Rauch am dicksten zu seyn schien; nachdem wir ihn etwa eine Minute hineingehalten hatten, zogen wir ihn heraus, und fanden ihn zu Kohle verbrannt. Wir sammleten hier viele Stücke des seltensten und schönsten Bimssteins, von allerley Farben, vornehmlich himmelblau, violet, grün, gelb und scharlachroth. Was aber vornehmlich die Aufmerksamkeit meines Gefährten an sich zog, war das ausserordentliche und ungewöhnliche Ansehen der Wolken, die wir sehr tief unter uns erblickten; sie fielen nicht anders ins Auge, als der Ocean, nur war ihre Oberfläche nicht ganz so blau und eben, sondern sah einer sehr weißen Wolle ähnlich; und wo dieser Wolkenocean die Küste berührte, schien er gleich Wellen, die sich am Ufer brechen, zu schäumen. Als wir durch die Wolken hinaufstiegen, war es finster; als wir aber, zwischen zehn und eilf, weiter hinaufkamen, schien der Mond sehr helle, und die Wolken waren nun etwa eine Meile weit unter uns: wir hielten sie für das Meer, und wunderten uns, es so nahe zu sehen, wurden auch nicht eher unsern Irrthum gewahr, als bis die Sonne aufgieng. Als wir von dem Piko herabstiegen, und wieder in die Wolken kamen, schienen sie uns wie ein dicker Nebel, alle Bäume der obgedachten Wälder, und unsre Kleider, wurden naß davon.

Die Luft auf dem Gipfel des Piko war dünn, kalt, durchdringend und trocken, gleich den Südostwinden, die ich in der großen Wüste von Afrika gefühlt habe, oder den Levantwinden im Mittelländischen Meer; auch die trocknen Ostwinde, die in den nördlichen Thei-

len

len von Europa im März oder April oft bey klarem Wetter wehen, haben etwas ähnliches.

Indem wir den höchsten Theil des Berges, oder den so genannten Zuckerhut, welcher sehr steil ist, hinaufstiegen, klopfte uns das Herz ganz ausserordentlich, so daß wir, wie ich schon oben bemerkte, über dreyßigmal still stehen und Athem schöpfen mußten; ob dies aber der ausserordentlichen Dünnigkeit der Luft, die das Athemholen erschwert, oder der ungewöhnlichen Ermüdung vom Steigen, zuzuschreiben sey, kann ich nicht bestimmen; glaube aber, daß es von beyden herrührte. Unser Führer, ein hagerer, behender alter Mann, wußte von nichts, sondern kletterte so leicht hinauf wie eine Ziege, denn er war einer von den armen Leuten, die sich mit Einsammlen des Bimssteins in dem Kessel und andern Volkanen ernähren. Der Piko selbst, wiewohl er seit einiger Zeit nicht gebrannt hat, ist nichts anders, als ein solcher Volkan, wie aus der Natur seiner Substanz deutlich erhellet; und in der That trägt der ganze Gipfel der Insel sichtbare Spuren von irgend einer schrecklichen Revolution, die sich auf Teneriffa zugetragen. Denn der Zuckerhut ist nichts anders als ein Gemisch von Erde, Asche und kalcinirten Steinen, die aus den Eingeweiden der Erde ausgeworfen worden; und die großen Steine, die ich vorher beschrieben, scheinen aus dem Kessel des Piko, da er ein Volkan war, ausgeworfen zu seyn. Der Gipfel des Piko ist von allen Seiten, ausser von Osten her, wo wir heraufstiegen, unzugänglich. Seine steilste Seite ist gegen Nordwest. Wir stießen einige große Steine von dieser Seite herunter, die so weit fortrollten, daß wir sie endlich aus dem Gesichte verloren.

Nachdem wir alles Merkwürdige besehen hatten, kehrten wir nach der Estanzia, wo wir unsre Pferde gelassen hatten, zurück; wir brachten auf dem ganzen

Wege bis dahin nur eine halbe Stunde zu, ungeachtet wir zum Hinaufsteigen drittehalb Stunden gebraucht hatten. Es war jezt um zehn Uhr Morgens, und die Sonne schien so unerträglich heiß, daß wir uns genöthigt sahen, in der Hütte Schuz zu suchen; da wir sehr ermüdet waren, so legten wir uns hier nieder um zu schlafen, konnten aber nicht, wegen der Kälte, die im Schatten so heftig war, daß wir, um uns warm zu erhalten, Feuer anlegen mußten.

Nachdem wir uns etwas ausgeruhet hatten, ritten wir um Mittag denselben Weg wieder hinab, den wir heraufgekommen waren, und kamen an einige Fichten, etwa zwey Meilen über den Wolken. Zwischen diesen Fichten und dem Piko, wächst weder Gras, noch Kräuter, Stauden oder Bäume, das obgedachte Retama ausgenommen. Um fünf Uhr Abends kamen wir zu Orotava an, nachdem wir, ohne uns aufzuhalten, geritten, und nur zuweilen, wo der Weg zu steil war, zu Fuß gegangen waren. Den ganzen Weg von der Estanzia bis Orotava, den wir in fünf Stunden ritten, rechneten wir auf funfzehn Englische Meilen, denn wir legten ihrer drey in einer Stunde zurück; zieht man nun für Krümmungen und Umwege fünf Meilen ab, so wird die Entfernung von der See bis zu der Estanzia, in gerader Linie, etwa zehn Meilen betragen. Wenn man hiermit die immer aufsteigende Erhebung des Weges genau vergleicht *), so wird die senkrechte Höhe der Estanzia etwa vier Englische Meilen ausmachen; und thut man dann noch eine

*) Keiner, denk' ich, der zu Orotava gewesen, wird zwey bis drey und zwanzig Grade aufsteigender Höhe von da bis zum Gipfel der Insel für zu viel halten; denn so viel hab' ich bey dieser Berechnung der senkrechten Höhe angenommen.

ne Meile senkrechter Höhe von da bis zum Gipfel des Piko hinzu, so beträgt die ganze Höhe etwa fünf Englische Meilen. Ich bin fest überzeugt, daß ich mich in dieser Rechnung nicht über eine Meile irren kann. Kein Ort in der Welt schickt sich wohl besser zu einem Observatorium, als die Estanzia; stünde hier ein bequemes, warmes Haus, zur Gemächlichkeit der Astronomen, so lange die gemäßigte Witterung anhält, nämlich den ganzen Julius, August und September hindurch, so könnten sie über die Winde und Witterung der Region über den Wolken, ihre Natur und Eigenschaften, u. s. w. die besten Beobachtungen anstellen. Wenn aber jemand den Piko besuchen will, so geb' ich ihm den Rath, ein schönes helles Wetter abzuwarten, ein gutes Zelt mitzunehmen, und sich mit Wasser und Lebensmitteln gut zu versehen, damit er vier bis fünf Tage in der Estanzia bleiben, während dieser Zeit einigemal den Gipfel des Piko besteigen, und seine Beobachtungen mit Muße und Bequemlichkeit anstellen könne.

Zehnter Abschnitt.

Witterung und Produkte der Insel Teneriffa.

Die Witterung ist hier nicht anders, wie in Kanaria, die ich bereits beschrieben habe, nur mit den Winden verhält sichs hier etwas anders. Denn längs der Küste von Afrika, die diesen Inseln gegen über liegt, wehet der Passatwind aus Nord-Nord-West bis Nord-Ost, je nachdem er vom Lande oder von der See kömmt; nach der Mittelzahl also kann man sagen, der Passatwind wehe hier aus Nord. zu Ost; zu Lancerota und Fuertaventura, aus Nord-Nord-Ost; zu Kanaria aus Nord-Ost; zu Teneriffa aber aus Nord-Ost-zu Ost; und ferner gegen Westen, zu Palma, wehet er aus Ost-Nord-Ost. Wir sehen hieraus, daß je weiter man sich von der Afrikanischen Küste entfernt,

desto mehr der Wind sich gegen Osten zieht; über Palma hinaus aber bleibt er immer derselbe, nämlich gegen Ost-Nord-Ost, weil hier die Anziehungskraft oder der Einfluß der Afrikanischen Küste nicht mehr auf ihn wirken kann. Was diesen Einfluß verursache, werd' ich in meiner Beschreibung von Afrika zu erklären Gelegenheit haben. Was ich hier von den Winden gesagt habe, gilt nur bey guter Witterung, wenn der Passatwind seinen regelmäßigen Strich hält, denn sonst weicht er oft etwas ab. *)

Die Wolken, wie ich schon vorhin bemerkt habe, stehen gemeiniglich in der Mitte zwischen der See und dem Gipfel des Piko. Unter diesen Wolken herrscht meistentheils der Nordostwind; zu gleicher Zeit aber findet man über denselben einen frischen Westwind; welches, glaub' ich, in jedem Theil der Welt, wo der Passatwind wehet, sich eben so verhält. Ich getraue mich nicht, die eigentliche Ursach dieses Phänomens anzugeben, man findet es aber auf dem Gipfel von Teneriffa, und einigen der übrigen Inseln. Die scharfen Nordwinde, die zur Winterszeit in der See um den Kanarischen Inseln wehen, kommen nie auf die Küste, weil sie durch die ausnehmende Höhe des Landes, über welches der Wind nicht kommen kann, gleichsam getödtet, wo nicht reflektirt werden. Aber ein Nordwestwind ist an der Nordseite der Insel, nämlich zu Orotava, sehr gefährlich, denn dieser Wind wehet nicht gerade gegen das hohe Land, welches ihn ohne Zweifel tödten und reflektiren würde, sondern gegen das Land, welches sich gegen Nordost in die See erstreckt, und an dessen Spize Punto Nago liegt. Da nun dieses Land nur mäßig hoch ist, und sich allmählig von der See gegen die Berge von Laguna erhebt, so fin-

*) Die umständlichere Beschreibung der Land- und Seewinde übergehen wir der Kürze halber. der Ueb.

findet der Nordwestwind einen Weg über dasselbe, und wehet also ungehindert. Doch verstehen sich die Steuerleute in dieser Reede so gut auf die Zeichen der Witterung, daß sie sich nie von einem Nordwestwinde überfallen lassen, sondern sich allemal eh' er kömmt, davon machen; so daß bey Menschendenken hier kein Schiff durch diesen Wind gescheitert ist.

Die Produkte dieser Insel sind fast die nemlichen, wie in Kanaria, nur daß man hier weniger Kornland, und mehr Weinberge hat. Die Weine sind stark, gut, und zur Ausfuhr geschickt, besonders nach heissen Ländern, wo sie sich sehr verbessern. Man machte hier vormals eine große Menge von Malvasier oder Kanariensekt; seit einiger Zeit aber macht man davon jährlich nicht über funfzig Fässer; denn man sammlet die Trauben, ehe sie zeitig sind, und macht einen dürren, scharfen Wein davon, der, wenn er zwey bis drey Jahr alt ist, sich kaum von Madeira-Wein unterscheiden läßt; ist er aber erst vier Jahr alt, so wird er so milde und süß, daß er mit dem Malaga-Wein große Aehnlichkeit hat. Orchilla wächst hier, wie in allen Kanarischen Inseln, in Ueberfluß.

Eilfter Abschnitt.

Beschreibung der Insel Palma.

Von Teno, dem westlichen Ende von Teneriffa, bis zu dem nächsten Theil der Insel Palma, hat man, gegen Nord-Nord-West, siebzehn Leagues. Palma ist etwa acht Leagues lang, von Norden gegen Süden gerechnet, und ihre größte Breite beträgt ungefähr sechs Leagues.

Der Gipfel dieser Insel ist höher, als der Gipfel von Teneriffa; denn ich betrachte den Piko, oder den Zuckerhut, nur als einen Berg auf dem Gipfel der

Insel.

Insel. Wenn jemand, der niemals ein Land von ungewöhnlicher Höhe gesehen hat, den Inseln Teneriffa und Palma bey heiterem Wetter auf zwölf Leagues nahe kömmt, und ihrer auf einmal ansichtig wird, so wird sein Erstaunen sehr groß, und demjenigen nicht unähnlich seyn, welches man fühlt, wenn man nie den Ocean gesehen, und ihn dann auf einmal von dem Gipfel eines hohen Berges an der Küste überschauet.

Der vornehmste Hafen in Palma ist Santa Cruz, an der Südostseite der Insel. Einen Flintenschuß weit von der Küste ist eine Reede, wo die Schiffe gewöhnlich funfzehn bis zwanzig Faden Wasser haben, und den Ostwinden ausgesezt sind, doch, wenn sie gute Anker und Taue haben, bey allen Winden, die in diesem Theile der Welt wehen, ganz sicher liegen, denn der Grund ist rein und gut, und die große Höhe der Insel, nebst der senkrechten Höhe des der Reede gegenüberliegenden Landes, treibt den Wind, welcher gegen dieselbe wehet, sollt' er auch noch so heftig seyn, zurück. Wenn ein starker Nordostwind wehet, treibt er zwar die Wellen in die Bay; sie haben aber, weil hier der Wind still, und das Wasser dicht an der Küste so tief ist, keine Gewalt. Dies macht diese Reede sicherer, als irgend eine in Kanaria oder Teneriffa.

Santa Cruz de la Palma ist eine große Stadt, und enthält zwey Pfarrkirchen, verschiedne Mönchen- und Nonnenklöster, und viele saubere Privathäuser; doch sind die leztern nicht so gut als in der Stadt Palmas in Kanaria, oder in den Städten der Insel Teneriffa. An dem Hafen liegt ein Kastel oder eine Batterie, die mit einigen Kanonen besezt ist, um die Schiffe zu decken, und einen Feind am Landen zu verhindern. In der Mitte der Stadt, bey der großen Kirche, ist ein Brunnen, welcher durch einen Bach angefüllt

gefüllt wird, und die Einwohner reichlich mit gutem Wasser versieht.

Tassacorta, der nächste Hafen, liegt an dem südwestlichen Theil der Insel; er ist dem Westwinde ausgesezt, und wird selten von andern Schiffen, als Böten, besucht.

In dieser ganzen Insel ist keine erhebliche Stadt, ausser Santa Cruz; aber viel Dörfer, deren vornehmste St. Andres und Tassacorta sind.

In dem nordöstlichen Theil von Palma liegt ein geräumiger, hoher und auf allen Seiten steiler Berg, Namens Caldera, oder der Kessel. Dieser Berg ist oben ausgehohlt gleich dem Piko; der Gipfel hat nach allen Seiten hin etwa zwey Leagues im Durchschnitt, und geht allmählig einwärts herab, bis auf den Boden, welcher einen Raum von etwa dreyßig Morgen Landes einnimmt.

An dem Abhange der inwendigen Seite entspringen verschiedne Bäche, die sich alle auf den Boden vereinigen, dann in einem Strom durch den Berg gehen, welcher an der Aussenseite wieder hervorkömmt, herabfließt, und nicht weit davon zwey Zuckermühlen treibt. Das Wasser dieses Stroms ist ungesund, weil es sich in dem Kessel mit anderm Wasser von schädlicher Eigenschaft vermischt. Die ganze inwendige Seite des Kessels hat einen Ueberfluß von Kräutern, und ist mit Lorbern, Schwarztannen, Palmen, Rosenholz, und Retamas bedeckt; diese leztern haben hier eine gelbe Rinde, und wachsen zu großen Bäumen, da sie auf den andern Inseln nur Stauden sind. Die hiesigen Hirten nehmen sich sehr in Acht, daß die Ziegenböcke nicht von den Blättern des Retama essen, weil sie einen Stein in der Blase zeugen, wovon sie sterben.

An der Aussenseite des Kessels entspringen zwey Bäche; der eine fließt nordwärts nach dem Dorfe St.

Andres,

Andres, und treibt zwey Zuckermühlen, und der andre oſtwärts, nach der Stadt Santa Cruz. Auſſer dieſen giebt es keine andre Bäche, Ströme oder Quellen von Erheblichkeit in der Inſel; dieſerwegen bauen die Eingebornen viereckigte Behältniſſe oder Zuber von Tannenbrettern, die ſie verpichen, mit dem Regenwaſſer, welches im Winter in Strömen von den Bergen herabfließt, anfüllen, und es für ſich und ihr großes Vieh aufbewahren; denn die Schafe, Ziegen und Schweine freſſen in den Gegenden, wo keine Bäche ſind, faſt das ganze Jahr durch die Wurzeln des Farrenkrauts und der Aſphodillen, und haben alſo, weil dieſe Wurzeln Feuchtigkeit genug enthalten, kein Waſſer nöthig. Der ſüdliche Theil der Inſel hat den größten Mangel an Waſſer; doch findet man hier einen warmen Geſundbrunnen, der ſo nahe an der Küſte liegt, daß das Seewaſſer, wenns hoch ſteht, hineinfließt. An einem andern Orte, Namens Uguer, iſt eine Höhle, die einen langen und ſo engen Eingang hat, daß man rücklings hineingehen und dabey immer ſein Geſicht gegen die Oeffnung gekehrt haben muß, um den Weg zu ſehen. Nachdem man dieſen Gang zurückgelegt, kommt man in eine geräumige Grotte, wo zwiſchen den großen Schieferſteinen, die von dem Gewölbe herabhangen, Waſſer heruntertröpfelt. Der geringſte Schlag auf dieſe Steine verurſacht einen Wiederhall durch die Höhle, der dem Donner gleicht. In dem Diſtrikte Tiſuya iſt ein Berg, der, allem Anſchein nach, durch ein Erdbeben aus ſeiner urſprünglichen Lage verſezt worden: die Eingebornen haben die Tradition, der Plaz, wo er jezt ſteht, ſey vormals eine Ebne, und der fruchtbarſte Theil der ganzen Inſel geweſen, bis er von der brennenden Lava und dem Fall des Berges zerſtört worden.

Der Gipfel von Palma hatte vormals einen Ueberfluß an Bäumen; im Jahr 1545 aber und nachher

herrſch

herrschte eine große Dürre, welche sie insgesammt vertilgte: doch kamen einige Zeit nachher neue Sprößlinge hervor, wurden aber von den Kaninchen und andern Thieren, welche unten keine Nahrung fanden, abgefressen, so daß jezt der obere Theil der Insel ganz kahl und öde ist. Diese Kaninchen wurden zuerst von dem Don Pedro Fernandez de Lugo, dem zweyten Adelantado oder Statthalter von Teneriffa, nach Palma gebracht, und haben sich seitdem unbeschreiblich vermehrt.

Als der Gipfel der Insel noch mit Stauden und Bäumen bewachsen war, fiel daselbst viel Manna, welches die Eingebornen einsammelten, und zum Verkauf nach Spanien schickten.

Die Produkte dieser Insel sind fast die nemlichen, wie in Groß-Kanaria, nur mit dem Unterschiede, daß in Palma, vornehmlich an der Westseite der Insel, eine große Menge Zucker gemacht wird. Die Ostseite bringt gute Weine hervor, die aber einen andern Geschmack und Geruch haben, wie die von Teneriffa, und sehr schwer aufzubewahren sind, wenn sie ausgeführt werden, vornehmlich in kalten Ländern, wo sie leicht sauer werden. Man hat hier einen Ueberfluß an gutem Honig, vornehmlich in denen Stöcken, die von den Weinstöcken und Moçanes (eine Frucht, die den Hollunderbeeren ähnlich ist,) abgelegen sind; denn diese beyde verderben seine Farbe. Palma hat auch viel Drachenharz; und aus der Schwarztanne zieht man Pech in großer Menge.

Alle Arten von Baumfrüchten, die in Kanaria und Teneriffa wachsen, findet man auch hier in noch grösserem Ueberfluß, so daß die Einwohner sie nicht alle consumiren können; da sie aber einen so großen Reichthum an Zucker haben, so machen sie eine unbeschreibliche Menge von Konfituren und eingemachten Sachen,

die

die sie nach den übrigen Inseln und einigen Theilen von Westindien ausführen.

In Jahren, wo das Korn nicht gut geräth, machen die Eingebornen dieser Insel ein gutes Brod von Farrenkrautwurzel. Ich habe hier nie von dieser Art Brod gegessen, zu Gomera aber, wo ich davon aß, fand ich es fast eben so gut, als Weizenbrod; doch hält man das Farrenkraut in Gomera für besser und gesünder, als das in Palma.

Ungeachtet die Wälder auf dem Gipfel der Insel Palma insgesammt zu Grunde gegangen, so hat man doch noch in der Region der Wolken, und unter derselben einen so großen Ueberfluß an Bäumen, daß die Insel, in einer Entfernung von etwa zwey Leagues, nur ein einziger Wald zu seyn scheint. Fichten wachsen hier von solcher Höhe, daß sie zu Masten für die größten Schiffe gebraucht werden könnten; aber sie sind schwer, und wegen der rauhen ungebahnten Wege würd' es ungeheure Kosten machen, sie an die Küste zu bringen. Gleichwohl führt man viel Bauholz nach den übrigen Inseln aus.

Luft, Witterung und Winde sind hier fast eben so, wie in Kanaria und Teneriffa, ausser daß man häufiger Westwinde und Regen hat, welches daher kömmt, weil Palma mehr gegen Westen und Norden liegt, und folglich, da sie nicht so weit in dem Gebiet des nordöstlichen Passatwindes liegt, als jene Inseln, auch mehr abwechselnden Winden ausgesezt ist, vornehmlich dem Südwestwinde, welcher in den Breiten, zunächst an dem nordöstlichen Passatwinde, am meisten herrscht.

Das Klima in Palma, so wie in Kanaria, Teneriffa, Gomera und Hierro, findet man sehr verschieden, je nachdem man nahe an der Seeküste, oder höher auf den Bergen lebt; denn in den Monaten Julius, August und September, ist die Hize an der Seeküste,

küste, wenn keine Winde wehen, fast unerträglich; da hingegen auf den Bergen die Luft zu gleicher Zeit ganz frisch und angenehm ist. In der Mitte des Winters herrscht auf den Bergen nahe bey den Wolken eine sehr strenge Kälte; die Einwohner haben deshalb den ganzen Tag über in ihren Häusern Feuer brennen, welches unten an der See, wo man nur in den Küchen Feuer hat, nie geschieht. Hätten die Einwohner der Stadt Laguna den geringsten Begriff von den Annehmlichkeiten eines geselligen Winterfeuers, so würden sie gewiß Kamine in ihren Häusern anlegen, denn das Wetter ist dort um diese Jahrszeit rauh und kalt, es hagelt sehr oft, und einige von den ältesten der jezigen Einwohner erinnern sich, daß einmal ein starker Schnee auf der Ebne gefallen, welcher einige Tage liegen geblieben.

Acht Monate des Jahrs hindurch sind die Gipfel aller Kanarischen Inseln, Lancerota und Fuertaventura ausgenommen, gemeiniglich mit Schnee bedeckt.

Wenn man Palma in einer Entfernung von etwa drey Leagues zur See ansieht, so sollte man glauben, die Berge wären voller Gußrinnen oder Kanäle, wo die Ströme des Regenwassers hinabflössen; diese Rinnen scheinen sehr klein zu seyn, weil sie hoch, und folglich sehr weit entfernt liegen; kömmt man aber nahe dabey, so findet man große Thäler oder tiefe Gründe, welche dick mit Holz bewachsen sind.

Diese Insel hat auch von Volkanen gelitten, deren Wirkungen noch allenthalben sichtbar sind, besonders sind die Kanäle, in welchen die brennende Materie, geschmolzene Metalle, kalcinirte Steine und Asche, herabgeflossen, sehr leicht zu erkennen. Einige der ältesten Einwohner erinnern sich noch, daß im Jahr 1705 einer dieser feurigen Ströme von den Bergen

gegen die Stadt Santa Cruz herabfloß, und sich etwa eine Meile nordwärts von der Stadt ins Meer ergoß. Beträchtliche Erdbeben haben sich in neuern Zeiten in diesen Inseln nicht ereiguet, dann und wann aber verspürt man einige geringe Stöße. Dies geschah auch bey dem merkwürdigen Erdbeben zu Lissabon; sie waren aber kaum merklich: aber das plözliche Steigen und Fallen der See war sichtbar genug, besonders zu Porto de Luz in Kanaria, wo das Meer etwa eine Meile weit zurück trat, und so einige Zeit stehen blieb. Einige Einwohner von Palma, die um diese Zeit ein versunkenes Schiff auf dem Grunde liegen sahen, waren kühn genug, sich hin zu wagen, wurden aber von dem plözlich wieder umkehrenden Wasser insgesammt verschlungen. Ein Bootsmann zu Porto Orotava erzählte mir, er habe an dem Tage des Erdbebens zu Lissabon am Ufer gestanden, und an sein Boot gelehnt, welches er vorher ans Land gezogen, sich mit einigen Fischern unterredt, als plözlich die See sein Boot flott gemacht, und ihm nebst seinen Gefährten bis an die Mitte des Leibes gegangen; sie habe sich hierauf eine große Strecke weit zurück gezogen, sey dann, wiewohl nicht mit solcher Heftigkeit, als das erstemal, wieder gekommen, und dies Steigen und Fallen habe etwa eine Stunde gedauert: sie wären alle über dieses sonderbare Phänomen in Erstaunen gerathen, „als ich aber hörte, daß Lissabon zu „Grunde gegangen, sagte mein Bootsmann, that ich „einen feyerlichen Schwur, daß ich nie in meinem Le„ben wieder am Tage Allerheiligen arbeiten wollte; „und diesen Schwur, sezt' er hinzu, denk' ich heilig zu „halten."

Den schwarzen glänzenden Streusand, dessen wir uns beym Schreiben bedienen, findet man an vielen Oertern der Küste, sowohl hier als in den andern Inseln. Er scheint aus Volkanen ausgeworfen zu seyn,

und

und ist gewiß das vollkommenste Eisen; denn wenn man den Magnet daran hält, zieht er jedes Körnchen desselben an, ohne das geringste liegen zu lassen. Ich habe gehört, daß man einige öffentliche Versuche angestellt, diesen Sand in massives Eisen zu verwandlen, ohne seinen Zweck zu erreichen; weiß aber von glaubwürdiger Hand, daß ein gewisser Herr in London dieses Geheimniß versteht, und wirklich ein Besteck von Rasiermessern besizt, die aus diesem Sande gemacht sind.

Zwölfter Abschnitt.

Beschreibung der Insel Gomera.

Die Mitte von Gomera liegt etwa sechs Leagues gegen Südwest von Teno in Teneriffa. Die vornehmste Stadt liegt dicht an der Seeküste, in dem Busen einer Bay, wo Schiffe vor allen Winden, den Südostwind ausgenommen, sicher liegen. Die See ist hier gemeiniglich so still, daß Böte ohne Gefahr am Ufer landen können. An der Nordseite der Bay ist ein Busen, wo jedes noch so schwer beladne Schiff dicht an die Küste, die aus einem hohen senkrechten Felsen besteht, hinankommen, und ausladen, reinigen oder ausbessern kann. Von diesem Busen geht ein Fußweg, an der Seite des Felsen hinaus, nach der Stadt; er ist aber so schmal, daß zwey Leute darauf nicht neben einander gehen können. Die Stadt heißt La Villa de Palmas, oder die Stadt der Palmen, wegen der vielen Palmbäume, die hier wachsen. Sie hat eine Kirche und ein Mönchenkloster, und etwa hundert und funfzig Privathäuser, welche meistentheils schlecht und klein sind. Sie ist reichlich mit gutem Brunnenwasser versehen. Im Winter ergießt sich ein großer Bach von den Bergen in den Hafen. Auf der Südseite der Mündung dieses Bachs steht ein

alter

alter runder Thurm, welcher von dem Don Miguel Peraza, dem ersten Grafen von Gomera, erbaut wurde; und auf dem Gipfel des senkrechten Felsen, dem Busen gegen Morgen, steht eine Kapelle, nebst einer Batterie von einigen Kanonen, um den Hafen zu decken.

Gomera ist zwar nicht so groß und volkreich, als Palma, aber doch eine ansehnliche Insel. Eine Menge Bäche ergießen sich von den schroffen Bergen, und bewässern die engen Thäler; und allenthalben findet man Wasser, wenn man nur fünf bis sechs Fuß tief in die Erde gräbt. Fichten wachsen hier nicht, aber viele andre Arten von Bäumen, vornehmlich Barbusanos *), Mocanes, Adernos, Vinatigos, Files, Seevenbäume, Palmen, und eine große Menge Mastixbäume, die einen Ueberfluß von dem Gummi dieses Namens liefern.

Die Produkte dieser Insel sind fast die nemlichen wie in Teneriffa, Kanaria und Palma. Die Eingebornen haben gemeiniglich gerade so viel Korn, als sie zu ihrem Gebrauch nöthig haben, und führen daher selten etwas ein oder aus. In diesem Stücke verhält sichs mit Gomera eben so, wie mit Groß Kanaria, weil es alle nothwendigen Bedürfnisse aus sich selbst hat, und also von aussenher wenig oder nichts bedarf; denn Getraide, Wein, Wurzeln, Baumfrüchte, Honig, Vieh und Geflügel giebts hier in großem Ueberfluß: und fände die Industrie in Gomera Aufmunterung, so könnten die Einwohner von ihrer eignen Wolle und rohen Seide leicht so viel verarbeiten, als sie zur Kleidung nöthig haben. Man findet hier auch Stei-

*) Das Barbusanoholz ist dem Mahagonyholz ähnlich, aber schwärzer; wenn es noch grün ist, stinkt es ganz abscheulich.

alle

Steine, Kalk, Bauholz, und alle andern zum Bauen nöthigen Materialien, Eisen ausgenommen.

Der hiesige Wein ist, überhaupt genommen, schwach und scharf, und also zur Ausfuhr nicht tauglich; eine Art desselben aber übertrifft, wenn er zwey Jahr alt ist, den besten Madera an Geruch und Geschmack, wiewohl er so weiß von Farbe ist, als Wasser, und so schwach, wie Halbbier. Ich nahm einige Duzend Flaschen von diesem Weine mit nach London, wo ich ihn einigen Leuten, als eine große Seltenheit, zu kosten gab; aber er schmeckte ihnen nicht, denn die Engländer verachten allen schwachen Wein, so delikat übrigens sein Geschmack und Duft seyn mag. Die Weinhändler in Frankreich, Spanien, Portugall, und einigen andern Oertern, die dieses wissen, vermischen daher selbst die stärksten Weine, die sie nach England schicken, mit Branntewein.

Außer den Thieren, die auch in den übrigen Inseln gewöhnlich sind, giebt es hier eine Menge von roth Wildpret, welches zuerst aus der Barbarey hierher gebracht worden. Man zieht mehr Mauleſel in Gomera, als in einer der andern Inseln; ich erinnere mich aber nicht, Kameele hier gesehen zu haben. In keiner der Kanarischen Inseln findet man Schlangen, außer in Gomera; so viel ich aber erfahren können, sind sie nicht giftig, und ganz unschädlich.

Dreyzehnter Abschnitt.

Beschreibung der Insel Hierro.

Diese Insel hat etwa funfzehn Leagues im Umfange und fünf in die Breite. Sie erhebt sich auf allen Seiten steil und schroff von der See, über eine League weit, so daß es sehr beschwerlich und ermüdend ist, hinauf zu steigen. Hat man diese League zurückgelegt,

gelegt, so findet man das übrige der Insel ziemlich eben und fruchtbar; denn sie hat einen Ueberfluß an mancherley Arten von Bäumen und Stauden, vornehmlich Fichten, Bressos, Seeven, Lorbeern, Palos Blancos, Adernos, Barbusanos, Acevinos Mocanes, Retamas, Buchen, Escobones (wovon die Spanier Besen machen) und einige Palmen; aber Drachenharzbäume wachsen hier nicht.

Gras, Kräuter und Blumen sind hier viel besser, als auf einer der andern Inseln, so daß die Bienen hier ausnehmend gut fortkommen, und einen vortreflichen Honig machen. Der hiesige Wein ist schwach und schlecht, so daß die Einwohner sich genöthigt sehen, den größten Theil desselben zu Brantewein zu destilliren. Es giebt nur drey Wasserquellen in der ganzen Insel. Wegen dieses Mangels an Wasser, trinken die Schafe, Ziegen und Schweine hier im Sommer gar nicht, sondern müssen, ihren Durst zu löschen, die Wurzeln des Farrenkrauts aufwühlen und kauen. Das große Vieh tränkt man aus diesen Quellen, und an einem Orte, wo von dem Blättern eines Baums Wasser herabtröpfelt. Verschiedne Schriftsteller thun dieses berühmten Baums Erwähnung: einige machen ihn zu einem Wunderwerke, andre hingegen leugnen sogar die Existenz desselben; beide aber irren sich. Dies ist die einzige von allen Kanarischen Inseln, wo ich nicht gewesen bin; aber ich bin mit Eingebornen von Hierro zu Schiffe gewesen, welche insgesammt die Existenz dieses Baums behaupteten.

Der Verfasser der Geschichte der Entdeckung und Eroberung giebt eine umständliche Beschreibung von diesem Baum, die ich hier ganz einrücken will.

„Der Distrikt, in welchem dieser Baum stehet, „heißt Tigulahe. Nahe an demselben und in der

„fel-

„felsigten Höhe, welche die ganze Insel umgiebt, ist „eine enge Gußrinne, die an der See ihren Anfang „nimmt, und bis auf den Gipfel der Höhe fortgeht. „Hier endigt sie sich in einem Thal, an dessen Eingange „ein steiler Felsen steht. Auf dem Gipfel dieses Fel„sen wächst ein Baum, welchen die alten Einwohner „Garse, d. h. heiliger Baum, nannten. Von den „Blättern dieses Baums, der seit vielen Jahren her „immer gesund, unverletzt und frisch geblieben, tröpfelt „eine solche Menge von Wasser herab, daß es hin„reicht, jedes lebendige Geschöpf in Hierro mit Ge„tränk zu versorgen; ein Mittel, welches die Natur „selbst gegen die Dürre dieser Insel veranstaltet hat. „Er ist etwa anderthalb Leagues von der See entfernt. „Niemand weiß von welcher Gattung er sey, nur daß „man ihn Til nennet. Er unterscheidet sich sehr von „andern Bäumen, und steht ganz allein. Der Um„fang des Stammes beträgt etwa zwölf Spannen, „der Durchschnitt vier, und die Höhe, von dem Bo„den bis an den Gipfel des höchsten Zweiges, vierzig „Spannen; der Umfang aller Zweige zusammen be„trägt hundert und zwanzig Fuß. Die Zweige sind „dick und ausgebreitet; die niedrigsten fangen etwa ei„ner Elle hoch über dem Boden an. Seine Frucht „gleicht der Eichel, und ist an Geschmack dem Kern „des Fichtenapfels ähnlich, *) aber lieblicher und aro„matischer. Die Blätter dieses Baums gleichen den „Blättern des Lorbeers, sind aber größer, breiter und „gebogner; sie schlagen nicht zu gleicher Zeit, sondern „beständig nach einander aus, so daß der Baum „immer grün bleibt. Nahe dabey wächst ein Dorn„busch,

*) Unsre Fichtenäpfel enthalten nichts; in Spanien aber und einigen andern Ländern haben sie einen Kern von angenehmen Geschmack.

„busch, welcher sich an vielen seiner Zweige befestigt,
„und mit denselben verflicht; nicht weit von dem Garse,
„stehen einige Buchen, Bressos und Dornen. An
„der Nordseite des Stamms sind zwey große Ziste-
„nen von unbehauenen Steinen, oder vielmehr eine in
„zwey Hälften abgetheilte Zisterne; jede Hälfte hat
„zwanzig Fuß ins Gevierte, und ist sechszehn Span-
„nen tief. Die eine enthält das Wasser zum Getränk
„für die Einwohner, die andre das Wasser fürs Vieh,
„zum Waschen, und dergleichen. Jeden Morgen
„steigt, an dieser Seite der Insel, ein Nebel aus der
„See auf, welchen der Süd- und Ostwind gegen die
„obgedachte steile Anhöhe treiben; so daß die Wolke,
„da sie keine Oeffnung findet, wo sie eindringen kann,
„als die Rinne, nach und nach in derselben hinauf-
„steigt, und sich so ganz langsam der Gränze des
„Thals nähert, wo sie durch den Felsen, welcher das
„Thal begränzt, aufgehalten wird, und sich dann auf
„die dicken Blätter und weit ausgebreiteten Zweige
„des Baums hängt, wovon sie den ganzen übrigen
„Tag, bis sie erschöpft ist, in Tropfen herabfällt,
„auf eben die Art, wie nach einem starken Regen das
„Wasser von den Blättern der Bäume herabtröpfelt.
„Dies ist aber dem Garse, oder Til, nicht eigenthüm-
„lich, denn die Bressos, welche in der Nähe wachsen,
„tröpfeln ebenfalls von Wasser; da sie aber nur wenig
„und kleine Blätter haben, so ist es so unerheblich,
„daß die Einwohner es wenig achten, weil der Til ih-
„nen so viel giebt, daß sie davon, nebst dem, was
„einige Quellen geben, und was sie in Winter samm-
„len, genug haben, sich und ihre Heerden zu versor-
„gen. Am meisten Wasser giebt der Baum in denen
„Jahren, wo der Ostwind lange anhält; denn durch
„diesen Wind wird vornehmlich die Wolke oder der
„Nebel von der See hinaufgetrieben. In der Nähe
„dieses Baums wohnt ein Mensch, der besonders zur

„Aufsicht über denselben und das Wasser bestellt ist,
„und dafür eine gewisse Besoldung erhält. Er ver-
„theilt täglich an jede Familie des Distrikts sieben
„Krüge Wasser, außer dem, was die Vornehmsten
„der Insel bekommen.“

Ob der Baum, welcher jezt das Wasser giebt, noch eben derselbe ist, den unser Autor beschreibt, kann ich nicht bestimmen, vermuthlich aber hat er sich von alten Zeiten her immer fortgepflanzt; denn Plinius sagt in seiner Beschreibung der Insel. „Auf den Ber-
„gen von Ombrion giebt es Bäume, die der Plan-
„ta Ferula ähnlich sind, und aus denen man Wasser
„pressen kann; die schwarze Art derselben giebt ein
„bitteres, die weiße aber ein süßes und trinkbares
„Wasser.“

Dergleichen Bäume, welche Wasser geben, sind übrigens der Insel Hierro nicht allein eigen; denn Rei-sende erzählen uns von einem der nemlichen Art auf der Insel St. Thomas in der Bucht oder dem Busen von Guinea. In Cockburn's Reisen findet man folgende Nachricht von einem tröpfelnden Baum nahe bey den Bergen von Vera Paz in Amerika.

„An dem Morgen des vierten Tages kamen wir
„auf eine große Ebne, wo wir eine Menge des schön-
„sten roth Wildprets fanden. In der Mitte der
„Ebne stand ein Baum von ungewöhnlicher Größe,
„der seine Zweige sehr weit um sich her verbreitete.
„Die Neugier führte uns hin: wir hatten in einiger
„Entfernung von demselben bemerkt, daß der Bo-
„den umher naß war, worüber wir uns sehr wunder-
„ten, da wir wohl wußten, daß es, nach dem un-
„fehlbaren Lauf der Witterung in dieser Breite, bin-
„nen sechs Monaten nicht geregnet haben könnte,
„daß die Nässe aber unmöglich von gefallenem Thau
„verursacht seyn konnte, wußten wir eben so zuver-

„lässig,

„lässig, weil die Sonne hier so große Gewalt hat,
„daß sie alle Feuchtigkeit dieser Art in einigen Minu-
„ten nach ihrem Aufgange wegtrocknet. Endlich sahen
„wir, zu unsrer größten Verwunderung und Freude,
„von jedem Blatte dieses wunderbaren Baums Was-
„ser herabtröpfeln; vielleicht würd' ich ihn nicht unrecht
„wunderthätig nennen, wenigstens war er das für
„uns, die wir uns jezt vier Tage lang in der unerträg-
„lichsten Hize fortgequält hatten, ohne einen Tropfen
„Wasser zu finden, und jezt beynahe aus Mangel
„desselben umkamen.

„Wir konnten nicht umhin, dies als ein vom
„Himmel uns zu unsrer Rettung und Erquickung zu-
„geschicktes Getränk anzusehen. Wir fiengen, so viel
„wir konnten, in unsern Händen auf, und tranken da-
„von sehr reichlich; es schmeckte uns so wohl, daß
„wir kaum Macht über uns hatten, aufzuhören. Ein
„Phänomen von dieser Art mußt' uns nothwendig
„reizen, die genauesten Beobachtungen darüber anzu-
„stellen. Wir verweilten uns daher an drey Stun-
„den unter demselben, und fanden, daß wir seinen
„Stamm in fünf malen mit ausgebreiteten Armen
„nicht umspannen konnten. Der Boden, wo er stand,
„war sehr steinigt; und bey der genauesten Nachfra-
„ge, die wir nachmals sowohl bey den Eingebornen,
„als bey den Spanischen Einwohnern deshalb anstell-
„ten, fanden wir keinen, der von einem andern der-
„gleichen Baum in ganz Neuspanien etwas gewußt
„hätte; vielleicht ist er der einzige seiner Art in ganz
„Amerika. Ich erzähle dies nicht, als ob ich diesen
„Baum für ein Wunderwerk hielte, wiewohl ich nicht
„Philosoph genug bin, irgend eine natürliche Ursach
„davon anzugeben; aber die Gelehrten werden vielleicht
„dasjenige ganz befriedigend aus der Natur erklären
„können, was uns als ein sehr großes und wunderba-
„res Geheimniß vorkam."

Wo ich mich nicht irre, giebt es in der ganzen Insel Hierro nur eine Pfarrkirche, und keine Stadt von Belange. Den Hafen oder Ankerplaz kenn' ich nicht, weil ich niemals da gewesen; so viel ich aber gehört, ist es eine offne Reede, die, von Böten und kleinen Barken ausgenommen, wenig besucht wird.

Da ich jezt alle Kanarischen Inseln kürzlich beschrieben habe, so komm' ich nunmehr auf die Sitten uud Gewohnheiten der Eingebornen, ihre Handlung Verfassung, u. s. w. Vorher aber wird es nicht undienlich seyn, auch einige Nachricht von den Inseln zu geben, die man die Salvages, oder Wilden, nennt; weil sie von Einigen mit zu den Kanarischen Inseln gerechnet werden. Sie liegen sieben und zwanzig Meilen nordwärts von Punto Nago in Teneriffa. Die vornehmste derselben ist hoch und felsigt, und hat etwa eine League im Umfange. Drey bis vier Leagues gegen Südwest von dieser Insel liegt eine andre, die einem großen Felsen gleicht. Zwischen diesen Inseln sind viele Klippen und Sandbänke, einige über, andre unter dem Wasser; weshalb es gefährlich ist, sich ihnen zu nähern. Die größte dieser Inseln bringt nichts als Orchilla hervor. Es giebt hier eine große Menge von Wasserraben, oder ähnlichen Seevögeln. Einige Böte und Barken von den Kanarischen Inseln fahren im Sommer nach den Salvages, um Schiffstrümmern und jene Seevögel aufzusuchen. Sie fangen die Jungen in den Nestern, tödten sie, salzen sie ein, und bringen sie dann zum Verkauf nach Teneriffa. Diese Inseln gehören, wiewohl sie nicht bewohnt sind, den Portugiesen, welche sie als abhängig von der Insel Madeira ansehen; und ungeachtet sie selten dahin kommen, doch den Spaniern nicht verstatten wollen, Orchilla dort einzusammlen.

Vierzehnter Abschnitt.

Von den Eingebornen der Inseln Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera, und Hierro; ihre Leibesgestalt, Kleidung, und Wohnungen.

Wir haben bereits, in der Geschichte der Entdeckung und Eroberung dieser Inseln, von den ersten Einwohnern derselben gehandelt, und gezeigt, welchergestalt die Spanier und andre Europäer sich mit ihnen vermischt, so daß aus diesen verschiednen Nationen zulezt ein Volk geworden.

Die Nachkommen dieser vermischten Nation heißen jezt Spanier, und reden keine andre Sprache, als die Kastilianische: die Vornehmen sprechen sie sehr rein, die Bauren aber, in den abgelegensten Theilen der Insel, so schlecht, daß ein Fremder die größte Mühe hat sie zu verstehen; ihre Aussprache klingt ungefähr so, als wenn Jemand beym Reden etwas im Munde hat.

Die Eingebornen sind schmächtig von Körper, von mittlerer Größe, ziemlich wohlgestaltet, haben gute Gesichtszüge, und eine schwärzere Farbe, als die Eingebornen der südlichsten Theile von Spanien: aber sie haben schöne große funkelnde schwarze Augen, die ihrem Gesicht so viel Lebhaftigkeit und blendenden Glanz geben, daß es hier, meiner Meynung nach, in Proportion der Anzahl der Einwohner, eben so viel schöne Leute giebt, als in England. Denn wiewohl die Engländer alle andern Menschen, die ich gesehen, an Feinheit und Frische der Farbe übertreffen, so sind doch ihre Gesichter größtentheils ohne Leben und Ausdruck, wenn man sie mit den Eingebornen der Kanarischen Inseln vergleicht; doch muß ich auch gestehen, daß die alten Leute hier Teufeln ähnlicher sehen, als Menschen.

Die

Die Bauern kleiden sich nach neuester Spanischer Art, welche größtentheils mit der Tracht des gemeinen Mannes in England übereinstimmt, nur mit dem Unterschiede, daß die Engländer, wenn sie sich fein machen, statt der Oberröcke lange Mäntel tragen; da hingegen die Bauren in Kanaria, statt des Mantels, ein Oberkleid tragen, welches sie um den Leib mit einen Gürtel befestigen. Dies Kleid ist weiß, lang und enge, und hat einen Kragen, wie ein Englischer Reitrock; den Zeug dazu machen sie von der Wolle ihrer Schafe. Alle geringen Leute in diesen Inseln tragen ihr eignes Haar, welches schwarz, und gewöhnlich buschigt ist; sie lassen es sehr lang wachsen, und wenn sie sich fein machen, kämmen sie es ungefähr eben so, wie es unter der Regierung Königs Jakobs I. in England Mode war. Das Haar an der rechten Seite des Kopfs, kämmen sie hinter das rechte Ohr zurück.

Die Vornehmen tragen, statt ihres eignen Haars, weiße Perücken, die mit ihrer braunen Gesichtsfarbe einen seltsamen Kontrast machen. Sie tragen ihre Perücken, Oberkleider, und Degen nie, als wenn sie förmliche Besuche abstatten, Processionen halten, und an hohen Festtagen zur Kirche gehen. Zu andern Zeiten tragen sie eine linnene Nachtmüze, mit Kammertuch oder Spizen eingefaßt, und über derselben einen breitrandigen niederhängenden Hut, und statt des Ueberkleides, einen langen weiten kamelottenen Mantel von rosinrother oder schwarzer Farbe. In ihrem Oberkleide erscheinen sie nie ohne Degen, und gemeiniglich haben sie dabey den Hut unterm Arm.

Die Frauensleute von geringem Stande tragen auf dem Kopfe ein grobes linnenes Tuch, welches ihnen auf die Schultern herabhängt; sie heften es unter dem Kinn mit einer Nadel zusammen, so daß der Untertheil ihnen Nacken und Brust bedeckt. Ueber dem=

demselben tragen sie, wenn sie ausgehen, einen breitrandigen niederhangenden Hut, ihr Gesicht vor der Sonne zu schüzen, und ein Mäntelchen von Bon, oder Flannel. Sie bedienen sich keiner Schnürbrüste, statt derselben aber kurzer enger Wämser, die vorne zugeschnürt sind. Sie tragen eine Menge Unterröcke, welches ihnen ein ungewöhnlich dickes Ansehn giebt; aber die armen Frauensleute in den Städten tragen Schleyer, wenn sie auf der Straße gehen; diese sind von schwarzer Soy, und in Form zweyer Unterröcke, einer über dem andern, gemacht: gehen sie nun aus, so schlagen sie den oberen über den Kopf, und hüllen sich so fest darinn ein, daß von dem ganzen Gesicht nur das eine Auge sichtbar ist; sie sehen also jeden, der ihnen begegnet, ohne selbst gekannt zu werden, weil alle ihre Schleyer von einerley Farbe und Zeuge sind, der Vornehmern ihre ausgenommen, welche von Seide sind.

Zu Santa Cruz in Teneriffa, und zu Palmas in Kanaria, fahren einige der neumodigsten Damen in Kutschen, und kleiden sich nach Französischer und Englischer Art; keine aber geht ohne Schleyer über die Straße, doch tragen sie dieselben heut zu Tage so offen, daß jeder ihr ganzes Gesicht, den Nacken, und selbst einen Theil der Brust sehen kann. Die jungen Frauenzimmer von Stande tragen weder Müzen, noch sonst etwas auf dem Kopfe; sie flechten ihr schönes langes schwarzes Haar, und befestigen es oben auf dem Kopfe mit einem goldnen Kamme. Statt der Schnürbrüste tragen sie, wie die Geringen, kurze enge Wämser, nur mit dem Unterschiede, daß sie von besserem Zeuge gemacht sind. Sie tragen auch Mäntelchen von Scharlachtuch oder feinem weißen Flannel, mit Gold oder Silber besezt. Das Kostbarste ihres Anzugs sind die Arm- und Halsbänder, Ohrringe, und andre Geschmeide.

Man

Man findet in diesen Inseln, sowohl unter Manns- als Frauenspersonen, selbst vom vornehmsten Stande, fast keinen, der einen ungezwungenen, leichten und gefälligen Gang hätte. Dies kömmt von nichts anders, als weil sie fast beständig verschleyert, oder in lange Mäntel gehüllt, ausgehen, so daß die Frauensleute, weil keiner sie kennt, sich auch nicht um ihren Gang bekümmern; und die Bewegungen der Mannsleute werden durch ihre langen Mäntel versteckt: wenn sie diese ablegen, ihre Oberkleider anziehen, Degen, Stock und Perücke tragen, und ihren Hut unterm Arm haben, machen sie die steifste, plumpste und lächerlichste Figur, die sich nur denken läßt.

Wer in England erzogen ist, darf nicht erwarten, in fremden Ländern immer so viel Reinlichkeit des Leibes zu finden, als in seinem Vaterlande, vornehmlich unter dem gemeinen Volke. Hier wimmeln die Armen von Läusen, ohne sich deswegen zu schämen, denn man sieht oft die Frauensleute vor der Thür ihrer Häuser sizen, und einander die Läuse vom Kopfe suchen. Die Kräze ist unter allen Ständen sehr gemein, und man giebt sich keine Mühe, sie zu heilen. Eben das gilt von den venerischen Krankheiten, wiewohl diese nicht so allgemein sind, als die Kräze.

Die Nahrung des gemeinen Volks auf dem Lande besteht gewöhnlich aus Goffio, Früchten und Wein, nebst eingesalzenen Fischen, welche von der Küste der Barbarey in großer Menge nach diesen Inseln gebracht werden. Einige glauben, daß die Kräze hier so gewöhnlich ist, rühre davon her, weil die Eingebornen so viel von dieser Speise essen. Frische Fische hat man im Sommer ziemlich häufig, zu andern Zeiten aber sind sie seltener und theurer. Die Nahrung der Vornehmen brauch' ich hier nicht zu beschreiben, weil diese hier, wie in allen Ländern, von dem Besten leben.

Die Häuser der Bauern und des geringen Volks haben nur ein Stockwerk, sind von Steinen und Kalk erbaut, und haben theils Stroh theils Ziegeldächer. Diese Häuser sind gewöhnlich sauber, bequem und reinlich; wie es denn wirklich wenig Koth oder Staub in diesen Inseln giebt, wodurch sie beschmuzt werden könnten, weil der Boden meistentheils felsigt, und wegen des fast beständigen schönen Wetters selten naß ist. Die Balken, Sparren und Fußböden sind alle von Fichten. Die Häuser der Vornehmen sind zwey Stockwerke hoch, viereckigt, mit einem offnen Hofe in der Mitte, und Balkons an jedem Vierthel der inwendigen Seite, die mit dem Fußboden des zweyten Stockwerks gleiche Höhe haben. Die Thüre befindet sich in der Mitte der Fronte des Hauses; auf diese folgt noch eine innere Thür; der Raum zwischen beyden hat die Breite der Zimmer des Hauses: dieser Ort heißt la Casa Puerta; die äußere Thüre desselben ist gewöhnlich den ganzen Tag offen, und wird am Abend verschlossen. Geht man durch die innere Thür der Casa Puerta, so kömmt man in den Patio oder Hof, welcher nach Verhältniß des Hauses groß oder klein, und gewöhnlich mit Steinen gepflastert ist. In der Mitte des Hofes befindet sich eine viereckigte oder runde steinerne Mauer, etwa vier Fuß hoch und mit Erde angefüllt, worein gemeiniglich Banana, Pomeranzen, oder andere Arten von Bäumen gepflanzt sind. Das ganze untere Stockwerk jedes Hausvierthels besteht aus Vorrathskammern oder Kellern. Die Treppe, welche zu dem zweyten Stockwerk führt, befindet sich an der rechten oder linken Ecke der Thür, wenn man in den Hof geht, und führt auf die Gallerie, von welcher man in jedes Vierthel des zweyten Stockwerks kommen kann, ohne durch die Zimmer zu gehen. Die vornehmsten Zimmer sind gemeiniglich in dem Vierthel des Hauses, welches an der Straße liegt;

es enthält einen Saal, nebst einem Zimmer zu jeder Seite desselben. Diese nehmen die ganze Breite des Vierthels ein, und der Saal ist gerade doppelt so lang, als jedes der beyden Zimmer zur Seite. Die Fenster bestehen aus hölzernen Gittern, die sehr künstlich gemacht sind, und sich alle an der Aussenseite des Hauses befinden, so daß keins in den Hof geht. In der Mitte des an der Straße belegenen Vierthels einiger großen Häuser, an der Aussenseite über der Thür, ist ein Balkon; einige haben eine Gallerie, die von dem einen Ende des Vierthels zum andern geht; dieß findet man aber an der Aussenseite des Hauses selten. Die Zimmer sind alle geweißt; die zu beyden Seiten des Saals, und einige der übrigen, sind mit feinen Matten, bis etwa fünf Fuß hoch über den Boden, tapeziert, welcher leztere zuweilen auch damit bedeckt ist. Die Seiten der Fenster jedes Zimmers sind mit Brettern gefüttert, damit man sich die Kleider nicht durch den Kalk beschmuze, weil das Fenster der Ort ist, wo man gewöhnlich zu sizen pflegt; es befinden sich daher an jeder Seite desselben Bänke, und ein Fremder wird von dem Herrn des Hauses, wenn dieser ihm ehrerbietig begegnen will, immer zum Fenster geführt. Die Wände des Saals und einiger der übrigen Zimmer sind mit Gemälden behangen, welche die Jungfrau Maria, die Zwölf Apostel, Heilige, und Märtyrer vorstellen, sie sind gewöhnlich in Lebensgröße, und enthalten irgend einen besondern Umstand ihrer Geschichte: so sieht, zum Beyspiel, der heil. Petrus einen Hahn an, und weint; der heil. Antonius predigt den Fischen, u. s. w. Ich erinnere mich nicht, jemals ein weltliches Gemälde, oder nur eine Landkarte in einem Hause gesehen zu haben. Man hat hier selten Vorhänge um den Betten, weil man sie für Behältnisse der Flöhe und Wanzen hält, die hier außerordentlich häufig sind. Gewöhnlich bestehen ihre

Betten

Betten aus Matrazen, die man auf dem Boden über seine Matten ausbreitet; linnenen Betttüchern und einer seidenen Decke. Die Betttücher, Kopfküssen und Decke sind gewöhnlich mit Franzen besezt oder durchgebrochen.

In einem besondern Zimmer jedes Hauses ist ein Ort, der einen Tritt höher, als der Boden, und mit Matten oder Teppichen bedeckt ist; hier sizen die Frauenspersonen gewöhnlich zusammen auf Polstern, verrichten ihre häuslichen Geschäffte, und nehmen von andern Frauenzimmern Besuch an.

Funfzehnter Abschnitt.

Von den Sitten, Gewohnheiten, und Geistesfähigkeiten der Eingebornen von Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro.

Die Eingebornen dieser Inseln sind zwar sehr gravitätisch in ihrem Betragen, dabey aber ausnehmend lebhaft scharfsinnig und empfindungsvoll. Das Frauenzimmer zeichnet sich durch seinen aufgeweckten, belebten Umgang aus, worinn es das Frauenzimmer der Franzosen, Engländer und andrer nördlichen Nationen weit übertrifft. Diese angenehme Lebhaftigkeit ist den Einwohnern dieser Inseln nicht allein eigen, sondern man findet es eben so in allen Ländern des gemäßigten Erdstrichs, vornehmlich in dem nördlichen Theil von Afrika, wie ich in meiner Beschreibung dieses Landes zeigen werde.

Montesquieu beschreibt die Wirkungen, welche Luft und Klima auf das Temperament und die Geistesfähigkeiten der Bewohner verschiedner Länder haben sollen, sehr umständlich; aber wiewohl kein aufmerksamer Reisender jemals seinen Begriffen über diesen Punkt beystimmen wird, so können wir doch mit

Wahr-

Wahrheit behaupten, daß die Eingebornen der gemäßigten Himmelsstriche von Natur mit mehr Empfindung, Lebhaftigkeit und Penetration begabt sind, als die Bewohner der Länder, die ihnen gegen Süden oder Norden liegen. Denn, die Ursach sey welche sie wolle, gewiß ist, daß die nördlichen Nationen, die Schwarzen und Indianer, ein träges, pflegmatisches und stupides Volk sind, wenn man sie mit den Libyern, Arabern, Spaniern und Kanariern vergleicht. Dieser Unterschied aber läßt sich nicht besser bemerken, als bey solchen von diesen Völkern, die den Vortheil der Erziehung nicht genossen haben, sondern gänzlich der Natur überlassen worden.

Die vornehmen Familien in diesen Inseln würden sich sehr beleidigt finden, wenn man ihnen sagen wollte, daß sie von den Mauren, oder nur von den alten Einwohnern dieser Inseln, abstammten; und doch, dünkt mich, würd' es nicht schwer seyn zu beweisen, daß die meisten ihrer liebenswürdigen Gewohnheiten ihnen von diesen Völkern überliefert worden, und daß sie von den Gothen wenig mehr, als Barbaren, geerbt haben. Dem ungeachtet sind die vornehmen Kanarier, und alle Spanier, stolz darauf, für Nachkommen der Gothen gehalten zu werden.

Die Vornehmen dieser Insel prahlen viel mit ihrer Geburt, und das mit Recht; denn sie stammen von einigen der besten Familien in Spanien. Der Adel genießt hier einiger Vorrechte, die ich aber nicht anführen kann; sie sind auch nur unbeträchtlich. Ich erinnere mich, daß ein Schottischer Herr von Familie, welcher in Kanaria die Arzneykunst übte, als er zum Range des Adels in dieser Insel erhoben zu werden wünschte, sich genöthigt sah, ein Attestat aus seinem Vaterlande beyzubringen, daß in seiner Familie nie ein Mezger, Schneider, Müller oder Träger gewesen.

Dies

Dies war ihm nicht schwer zu erhalten, da er aus einem der entferntesten Theile der Hochländer gebürtig war, wo wenige ein Handwerk treiben. Es ist eben nicht zu verwundern, daß die Profession eines Mezgers, oder eines Schneiders gering geachtet wird, besonders die leztere, die für Männer wirklich zu weibisch ist; die Verachtung der Müller und Träger aber, läßt sich kaum begreifen; besonders der ersteren, die doch eine harmlose Art von Leuten, und fast in jedem Lande ganz unentbehrlich sind: indeß ist es wahr, daß sie hier Erzdiebe sind; denn jede Familie schickt ihr eignes Korn zur Mühle, wo dann, wenn nicht genau darauf geachtet wird, der Müller gemeiniglich einen ansehnlichen Zoll davon nimmt. Man hat mir gesagt, daß, wenn ein Verbrecher hingerichtet werden soll, und der eigentliche Scharfrichter eben nicht vorhanden ist, die Gerichtsbedienten sich des ersten Mezgers, Müllers oder Trägers, der ihnen aufstößt, bemächtigen, und ihn zwingen können, dies schimpfliche Geschäfft zu verrichten.

Als ich einst die Insel Gomera berührte, um frisch Wasser einzunehmen, miethete ich einige elende, arme zerlumpte Fischer, meine Wasserfässer zu füllen und an Bord zu bringen. Einige Zeit darauf gieng ich an den Wasserplaz, um zu sehen, wie weit sie gekommen wären; ich fand alle Fässer angefüllt, und in Bereitschaft ans Gestade herabgerollt zu werden, die Fischer standen dabey, und schwazten mit einander, als ob sie nichts zu thun hätten. Ich gab ihnen einen Verweis wegen ihrer Faulheit, als einer mit verächtlicher Miene mir zur Antwort gab: „Herr, wofür „sehen Sie uns an? Halten Sie uns für Träger? „Nein, Herr, wir sind Seeleute.“ Durch alle meine Bitten und Versprechungen konnt' ich keinen derselben bereden, Hand an die Fässer zu legen, und sie

ans

ans Gestade herabzurollen, sondern sah mich genöthigt, erst Träger zu miethen.

Auf einer andern Reise hatt' ich verschiedne Kanarische Seeleute an Bord, und unter andern einen Knaben von Palma, welcher bey einem Mezger in der Lehre oder im Dienst gestanden hatte: die Seeleute wollten lange nicht mit ihm essen, bis ich es endlich erfuhr, da ich sie dann nöthigte, sich alle zusammen zu Tische zu sezen, doch gehorchten sie mir nicht ohne viel Murren und Mißvergnügen.

Ein andermal kam der Herr eines Kanarischen Fischerbots an der Küste der Barbarey an Bord meines Schiffs, und frühstückte mit uns. Außer uns beiden befand sich damals eine Jude, unser Dollmetscher, und ein Maure am Tische. Der Herr der Barke zog mich bey Seite, und gab mir einen ernstlichen Verweis, daß ich ihn in so schlechte Gesellschaft brächte: „denn, sezt' er hinzu, wiewohl die Noth „mich zwingt, durch Fischerey an dieser Küste mein „Brodt zu verdienen, so bin ich doch ein alter Christ „von reinem Geblüt, und halte mich zu gut, mit vielen vornehmen Herrn in Santa Cruz, die sich zwar „Edelleute nennen, aber von den Vorwurf, daß Jüdisches und Maurisches Blut in ihren Adern fließt, „nicht rein machen können, zu Tische zu sizen."

Die Vornehmen und Adlichen dieser Inseln sind gewöhnlich arm, aber ausnehmend höflich und wohlgezogen. Die Bauren und armen Arbeitsleute haben ebenfalls sehr gute Sitten, und wenig von dem finstern bäurischen Wesen, welches unter dem gemeinen Volk in England so gewöhnlich ist. Wenn ein Bettler einen Vornehmen um ein Allmosen bittet, redet er ihn also an: „Um der liebe Gottes willen, „mein Herr, haben Sie die Güte, mir eine halbe „Reale zu schenken." Giebt ihm der andre doch

nichts,

nichts, so sagt er ganz höflich: „Ihro Gnaden wer„den mir verzeihen, um der Liebe Gottes willen.“ Die Bedienten und das gemeine Volk überhaupt sind dem Stehlen sehr ergeben, sie werden aber dafür selten weiter bestraft, als daß man sie fortjagt, ihnen Prügel giebt, oder sie auf eine kurze Zeit ins Gefängniß sezt. Räubereyen geschehen hier selten, oder nie; Mordthaten aber sind hier gemeiner, als in England, weil die Eingebornen dieser Inseln sehr rachsüchtig sind. Ich erinnere mich nicht, von Duellen unter ihnen gehört zu haben, denn sie können nicht begreifen, wie Jemand eine Beleidigung durch den Muth sich mit seinem Gegner zu schlagen, wieder gut machen könne. So bald hier Jemand einen Menschen getödtet hat, nimmt er gleich seine Zuflucht zu einer Kirche, bis er Gelegenheit findet, aus dem Lande zu entwischen. Ist er durch den Ermordeten sehr aufgebracht oder beleidigt worden, und hat er ihn nicht überlegter Weise und in kaltem Blute getödtet, so ist Jedermann, die nächsten Verwandten des Ermordeten ausgenommen, bereit, ihm zu seiner Flucht behülflich zu seyn. Dem ungeachtet sind Streitigkeiten hier nicht so häufig, als in England; welches vielleicht von den übeln Folgen, womit sie begleitet sind, oder von dem Mangel der Kaffeehäuser, Weinschenken oder andern öffentlichen Häuser herrührt; vornehmlich auch von der Mäßigkeit der Vornehmen im Trinken, ihrem höflichen Betragen, und dem geringen Verkehr, welches sie mit einander haben.

Das gemeine Volk schlägt sich nicht auf öffentlichen Gassen, wie in England; sondern wenn Jemand einen andern so sehr beleidigt, daß er in heftigen Zorn darüber geräth, so rächt sich der Beleidigte so gut er kann, ohne sich darum zu bekümmern, ob es auf eine ehrliche Art geschehe, oder nicht, und zwar so lange, bis er Genugthuung zu haben glaubt: sich aber öffentlich

lich zu schlagen, hält man für höchst unanständig, und es geschieht daher selten.

Die Eingebornen dieser Inseln sind mäßig im Essen und Trinken. Würde ein Vornehmer öffentlich betrunken gesehen, so wäre das ein unaustilgbarer Schandfleck seiner Ehre. Man hat mir gesagt, daß das Zeugniß eines Menschen, von dem man beweisen könne, daß er dem Trunk ergeben sey, vor Gericht nicht gelte; wer daher den Wein sehr liebt, verschließt sich in seine Bettkammer, trinkt sich daselbst voll, und legt sich dann zu Bette, bis er den Rausch ausgeschlafen hat.

Die Vornehmen sind ausnehmend proceßsüchtig, und fast durchgehends in verworrene endlose Rechtshandel verwickelt. Ich war einmal zu Gomera in der Arbeitsstube eines Notarius, wo ich ungeheure Packen von Akten aufgethürmt sah. Ich fragte ihn, ob es möglich sey, daß alle Processe dieser kleinen Insel zu einer solchen Menge von Schriften anschwellen könnten? worauf er mir zur Antwort gab, daß er in zwey Kellern wohl noch einmal so viel liegen hätte; und an eben dem Ort, sagt' er, wohne noch ein anderer von seiner Profession, der eben so viel, wo nicht mehr, zu thun habe, als er selbst.

Vornehme und Geringe auf diesen Inseln sind von äusserst verliebtem Temperament. Ihre Begriffe von der Liebe sind etwas romantisch, welches vielleicht von dem Mangel einer unschuldigen Freyheit zwischen beyden Geschlechtern herrührt; doch hab ich nie bemerken können, daß die Eingebornen hier eifersüchtiger wären, als die Franzosen oder Engländer, wiewohl diese Nationen es ihnen Schuld gegeben haben. Die Wahrheit ist, in jedem Lande hat die Gewohnheit gewisse Gränzen des Wohlstandes zwischen beyden Geschlechtern festgesezt, die keiner ohne böse Absicht überschreiten wird: so nimmt man sich, zum Beyspiel, in Frank-

reich Freyheiten bey dem Frauenzimmer heraus, die dort für unschuldig gehalten, von Englischen Frauenzimmern aber, die irgend auf ihre Tugend oder Ehre halten, nicht geduldet werden; hingegen erlaubt das Frauenzimmer in England den Mannspersonen Freyheiten, die kein tugendhaftes Frauenzimmer in diesen Inseln verstatten dürfte; und doch giebt es in Frankreich, nach Verhältniß der Anzahl der Einwohner, nicht mehr lüderliche Frauenspersonen, als in den Kanarischen Inseln.

Die jungen Leute verlieben sich hier blos aufs Ansehen, ohne die geringste weitere Bekanntschaft mit dem geliebten Gegenstande. Wenn beyde Partheyen eins sind, sich zu heyrathen, und die Aeltern nicht einwilligen wollen, so wenden sie sich an den Pfarrer ihres Kirchspiels, der dann zu dem Hause geht, wo das Mädchen lebt, bey ihren Aeltern oder Vormündern darum anhält, und sie zur Einwilligung in die Heyrath zu bereden sucht. Wollen sie sich aber nicht bereden lassen, so nimmt er sie ihnen vor ihren Augen weg, ohne daß sie ihn hindern dürfen, und bringt sie in ein Nonnenkloster oder zu Jemanden von ihren Verwandten, wo er sie dann mit ihrem Liebhaber zusammen giebt.

Man hat mir gesagt, es sey hier nichts ungewöhnliches, daß sich ein Frauenzimmer einer Mannsperson zur Ehe anbiete; findet er es nicht für gut, ihren Antrag anzunehmen, so hält er die Sache geheim bis an seinen Tod; thät' er das nicht, so würd' ihn Jedermann für den abscheulichsten und verächtlichsten Menschen halten. Keine junge Mannsperson darf sich um die Liebe eines Mädchens bewerben, wenn er nicht willens ist, sie zu heyrathen; denn wenn ein Frauenzimmer beweisen kann, daß eine Mannsperson sich nur im allergeringsten Mühe gegeben hat, ihre Zu-

neigung

neigung zu gewinnen, so kann sie ihn zur Heyrath zwingen.

Ich erinnere mich nicht, jemals von den Kanarischen Inseln abgesegelt zu seyn, ohne daß junge Leute, die einem Mädgen die Ehe zugesagt hatten, und es zu verlassen wünschten, mir aufs dringendste angelegen hätten, sie ins Schiff zu nehmen. Zu Orotava sah ich einen Mann, der einige Jahre vorher zu Gomera gelebt, daselbst um ein Mädgen geworben, und ihre Einwilligung erhalten hatte; da es ihn aber plözlich reute, und er kein ander Mittel fand, sich von ihr loszumachen, so nahm er den ersten Westwind in Acht, sezte sich kühn in ein offnes Boot, ohne Segel oder Ruder, und überließ sich so den Wellen; er wurde zwey Tage und zwey Nächte lang von dem Winde fortgetrieben, bis er endlich an die felsigte Küste bey Adehe in Teneriffa kam, wo er unvermeidlich umgekommen seyn würde, wenn ihn nicht einige Fischer gesehen hätten, die ihm zu Hülfe kamen, und ihn sicher ans Land brachten.

Dies Gesez, welches die Einwohner zur strengsten Treue in der Liebe verbindet, wird, gleich andern guten Gesezen, gemißbraucht; denn vermittelst desselben werden Einfältige und Unvorsichtige oft von lüderlichen Weibespersonen, die ihre Ehre noch nicht verloren haben, gefangen; und nichtswürdige ehrgeizige junge Leute machen Anschläge auf das Vermögen vornehmer Frauenzimmer, ohne die geringste Achtung gegen ihre Person zu haben. Doch muß man gestehen, daß es in diesem Theil der Welt wenig eigennüzige Liebhaber giebt, da ihre Begriffe von dieser Leidenschaft zu fein und romantisch sind, als daß die Idee, sie der Haabsucht oder dem Ehrgeiz dienstbar zu machen, leicht bey ihnen aufkommen könnte.

Ein junges Frauenzimmer von Stande in einer dieser Inseln verliebte sich in einen jungen Herrn aufs

äusser-

äusserste, und bediente sich aller ersinnlichen Kunstgriffe, sein Herz zu gewinnen, aber vergebens; endlich, hingerissen von der Gewalt ihrer Leidenschaft, welche sie zur Verzweiflung trieb, bediente sie sich folgender List, ihn zur Heyrath zu zwingen. Sie verklagte ihn wegen eines Heyrathsversprechens, welches sie von ihm erhalten zu haben vorgab, und erkaufte Zeugen, welche eydlich aussagten, daß sie ihn bey ihr im Bette gesehen hätten. Der Beweis schien dem Gericht so überzeugend, daß es ohne Bedenken zum Vortheil der Klägerinn den Ausspruch that, und dem Beklagten Befehl gab, sie zu heirathen. Er sah sich genöthigt diesem ungerechten Befehl zu gehorchen, so ungern ers auch that; denn da das Mädchen so wenig Achtung für ihre Ehre bewiesen, und zu ihrer eigenen Schande falsch geschworen hatte, konnt' er sie für nichts anders, als das lüderlichste, schamloseste Weibsbild ansehen: doch fand er sich sehr angenehm betrogen, und hatte alle mögliche Ursach, sie für eine reine Jungfer zu halten. Voll Erstaunen über ihre seltsame Aufführung, bat er sie, ihm das Räthsel zu erklären; „denn, sagt' er, Sie sind doch überzeugt, daß „ich an dem, was Sie gegen mich beschworen haben, „unschuldig bin." Sie gestand ihm nun frey die ganze Sache, und sezte zur Entschuldigung hinzu, daß sie lieber in der Hölle gelebt, als den Gegenstand ihrer Liebe nicht erhalten haben wollte. Er war so edelmüthig, ihr auf diese Erklärung zu verzeihen, und sie lebten nachmals sehr glücklich zusammen.

Ueberhaupt genommen giebt es hier mehr unglückliche Ehen, als in denen Ländern, wo junge Leute mehr Umgang und Gelegenheit haben, einander kennen zu lernen, ehe sie sich entschließen, das unauflösliche Band zu knüpfen. In Ländern, wo unschuldige Freyheiten zwischen beyden Geschlechtern erlaubt

sind,

sind, werden Liebhaber gemeiniglich nicht so sehr von Leidenschaft verblendet, um nicht zu sehen, daß ihre Geliebten sterblich sind und menschliche Schwachheiten an sich haben, und entschließen sich daher, einige Fehler zu übersehen: dieser Gedanke aber kömmt einem romantischen Liebhaber nie in den Sinn.

Die vornehmen Mannspersonen stehen hier mit Tagesanbruch oder Sonnenaufgang auf, und gehen gemeiniglich bald darauf zur Kirche, die Messe zu hören. Um acht oder neun Uhr Morgens nehmen sie Schokolade zum Frühstück. Das vornehme Frauenzimmer geht selten vor zehn Uhr Morgens zur Messe; die Dienstmädchen aber gewöhnlich um Sonnenaufgang. Wenn die Hostie aufgehoben wird, welches gemeiniglich kurz vor Mittag geschieht, läutet man die Glocken, da dann alle Mannspersonen, die auf der Straße sind, oder sonst sie hören können, den Hut abnehmen, und sagen: „Ich bete dich an, uud preise „dich, Leib und Blut unsers Herrn Jesu Christi, am „Stamm des Kreuzes vergossen, die Sünden der Welt „abzuwaschen.“

Um Mittag geht Jedermann nach Hause, um zu essen, da dann alle Thüren an der Straße bis um drey Uhr Nachmittags zugeschlossen werden. In vornehmen Häusern ist die erste Schüssel, die auf den Tisch gebracht wird, eine Suppe, von Rindfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Speck, Karotten, Rüben, Kartoffeln, Erbsen, Zwiebeln, Saffran, u. s. w. gemacht, welches alles zusammen gekocht wird; wenn es in die Schüssel gegossen ist, thun sie dünne Brodtschnitte hinein. Das zweyte Gericht besteht aus gebratenem Fleisch, u. s. w. Das dritte ist das Olio, oder die Ingredienzien, aus denen die Suppe gemacht war. Hiernächst kömmt das Desert, welches aus Früchten und Konfekt besteht. Die Gesellschaft trinkt

nach

nach Belieben Wein, oder Wein und Wasser, während des Essens; aber keinen Wein mehr, so bald das Tischtuch abgenommen ist. Wenn sie einander zutrinken, sagen sie: „Ihre Gesundheit, mein Herr;“ oder: „Madam, ihre Gesundheit.“ Die Antwort ist: „Ich wünsche Ihnen, tausend Jahr zu leben;“ zuweilen auch: „Wohl bekomm' es Ihnen.“ Gleich nach dem Essen wird eine große massive, hohle silberne Schüssel, mit Wasser angefüllt, auf den Tisch gesezt, worein die ganze Gesellschaft auf einmal ihre Hände steckt und wäscht; worauf ein Bedienter, der an dem unteren Ende des Tisches steht, folgenden Segen spricht: „Hochgelobt und gepriesen sey das allerheiligste Sakrament des Altars, und die klare und reine „Empfängniß der allerheiligsten Jungfrau, in Gnaden empfangen von dem ersten Augenblick ihrer natürlichen Existenz. Meine Damen und Herrn, wohl „bekomm' es Ihnen.“ Hierauf macht er eine tiefe Verbeugung gegen die Gesellschaft, und entfernt sich; da denn jeder aufsteht, und in sein Zimmer geht, um etwa eine Stunde Mittagsschlaf, oder Siesto, wie mans nennt, zu halten. Dieser ist in einem warmen Klima sehr heilsam; denn wenn man von demselben erwacht, findet man sich erfricht, und geschickt, mit Munterkeit an seine Geschäffte zu gehen. Doch verdammen die hiesigen Aerzte diese Gewohnheit, und sagen, sie verderbe die Konstitution; wie kann aber etwas der Gesundheit nachtheilig seyn, wozu die Natur selbst einen Menschen fast wider Willen antreibt? Denn in heißen Ländern ist ein kurzer Schlaf nach dem Mittagsessen nicht zu vermeiden, ohne der Natur Gewalt anzuthun, vornehmlich, wo man bey Tagesanbruch aufsteht.

Leute von Stande geben selten ein Traktament, ohne zugleich einen Mönch zum Gaste zu haben, welcher

gemei-

gemeiniglich der Beichtvater von einigen der Familie ist. Einige dieser Leute nehmen sich bey diesen Gelegenheiten sehr viel heraus, und betragen sich sehr frey, oder vielmehr ungesittet, ohne daß der Herr des Hauses, oder seine Gäste, ihnen darüber Vorwürfe machen. Ich speiste einmal in einer der Inseln bey einem gewissen Herrn zu Mittage, wo auch ein Franziskanermönch zu Gaste war. Wir hatten kaum angefangen zu essen, als der Franziskaner mich fragte, ob ich ein Christ wäre? „Ich hoff' es," antwortete ich. Er bat mich den Apostolischen Glauben herzusagen. Ich erwiederte, ich wüßte nichts davon. Er starrte mich darauf ganz unverschämt an, und sagte: „O du „schwarzer Esel!" Ich fragt' ihn, was ihn bewöge, mir so zu begegnen? Er antwortete blos mit Wiederholung der nemlichen Schmähungen. Der Herr des Hauses bemühte sich umsonst, ihn zum Schweigen zu bringen. Da ich damals noch nicht genug Spanisch verstand, um mich mit Fertigkeit auszudrücken, stand ich auf, und sagte dem Herrn des Hauses, ich sähe wohl, daß er nicht im Stande sey, mich an seinem eignen Tische vor Beleidigungen zu schützen; worauf ich meinen Hut nahm, und davon gieng.

Bey Morgen- und Abendbesuchen präsentirt man den Gästen Schokolade und Gebackwerk; an Sommerabenden aber Schneewasser. Die Abendmahlzeit hält man erst zwischen acht und neune, und legt sich bald darauf zu Bette.

Der Adel und die übrigen Vornehmern sind fast durchgehends arm, und da sie daher nicht im Stande sind, ihre jüngern Söhne anders zu versorgen, so widmen sie viele derselben der Kirche. Nicht wenig junge Frauenzimmer von Stande nehmen den Schleyer, und schließen sich auf Lebenslang in Nonnenklöster ein, weil

weil sie keine Männer ihrem Stande gemäß finden können, und von ihren ältern Brüdern oder andern Verwandten nicht abhängen wollen, oder weil es ihnen in der Liebe unglücklich ergangen. Einige wenige lassen sich durch die Schmeicheleyen der Geistlichen und der Nonnen, und den hohen Begriff, welchen sie ihnen von ihrer Heiligkeit beybringen, verführen, das Gelübde abzulegen und die Welt zu verlassen; die mehrsten derselben aber finden nachher Ursach, es zu bereuen, und zu erkennen, daß eine Hausfrau es eben so sehr in ihrer Gewalt hat, jede christliche Tugend auszuüben, als ein Mädchen, das sich in ein Kloster einsperrt.

Vor einigen Jahren kam in einem Nonnenkloster in der Stadt Orotava früh Morgens da es noch finster war, Feuer aus, und brannte so plözlich ab, daß die Nonnen kaum Zeit hatten, ihr Leben zu retten. Viele Leute in diesem Lande pflegen bey heißem Wetter ohne Hemde zu schlafen; einige Nonnen also, die nicht Zeit hatten, das geringste anzuziehen, liefen ganz nackt davon, worauf einige von dem Haufen, der bey dieser Gelegenheit zusammen gelaufen war, ihre Mäntel abnahmen, und sie ihnen überwarfen. Verschiedene von dem Pöbel liefen in die Zellen des Klosters, setzten sich, vor den Augen des ganzen Haufens, ganz geruhig hin, und stopften sich mit den Konfituren und Gebackwerk des Klosters, ungeachtet der Vikar ihnen laut zurief, und mit dem Bann drohete. Ich führe dies an, um von der diebischen Gemüthsart des gemeinen Volks einige Idee zu geben. Die Nonnen wurden theils in ihrer Aeltern oder Verwandten Häusern, theils in ein großes lediges Haus in Verwahrung gebracht, bis man sie in andre Nonnenklöster der Insel vertheilte.

Wenn die Frau im Hause stirbt, so kommen einige von den Verwandten ihres Mannes zu ihm, und

wohnen

wohnen bey ihm, seinen Kummer zu zerstreuen; der erste geht nicht eher wieder weg, als bis ein andrer kömmt, ihn abzulösen; der zweyte wird von einem dritten abgelöst, und so fort, bis ein Jahr verflossen ist.

Sechszehnter Abschnitt.

Von den Lustbarkeiten der Einwohner der Kanarischen Inseln, und dem Zustande der Gelehrsamkeit unter denselben.

Jede der Kanarischen Inseln, und jedes Städtchen oder Dorf in derselben, hat seinen besondern Heiligen zum Schuzpatron, dessen Tag man durch einen besondern Gottesdienst in der Kirche, wo eine Predigt ihm zu Ehren gehalten wird, feyert.

An diesen Tagen bestreut man die Straße um der Kirche her mit grünen Blättern, Blumen, u. s. w. zündet eine große Menge Wachslichter an, und verbraucht viel Pulver zu Feuerwerken. Das Geld zu Bestreitung der Kosten dieser Feyerlichkeiten wird gewöhnlich durch eine Kontribution unter den Pfarrgliedern aufgebracht. An dem heiligen Abend dieses Tages hält man gewöhnlich eine Art von Markt, auf welchem sich eine Menge Leute von dem benachbarten Lande einfinden, und den größten Theil der Nacht in Lustbarkeit und Tanzen zubringen; sie tanzen nach Guitarre, von den Stimmen der Tänzer und derer, die dies Instrument spielen, akkompagnirt. Es sind hier vielerley Arten von Tänzen gebräuchlich, vornehmlich Sarabanden und Folias, welches ernsthafte, langsame Tänze sind. Ihre munteren Tänze heißen Kanario, Fandango, und Zapateo; der erste war bey den alten Kanariern gebräuchlich.

Einige dieser Tänze kann man dramatisch nennen, weil die Mannspersonen ihren Damen Verse zusingen,

die ihnen dann auf eben die Art antworten. Diese Insulaner haben fast durchgehends eine vortreffliche Stimme, und es giebt wenige unter ihnen, die nicht auf der Guitarre spielen könnten.

An den Festtagen der Schuzheiligen von Kanaria, Teneriffa und Palma werden Schauspiele zur Belustigung des Volks auf den Straßen aufgeführt; da aber die Akteurs keine Schauspieler von Profession, sondern einige von den Einwohnern des Orts sind, die ein natürliches Talent zum Agiren haben, so darf man keine große Vollkommenheit in ihren Vorstellungen erwarten.

Jede vornehme Familie hat ihren besondern Heiligen oder Schuzpatron, zu dessen Ehren sie jährlich mit großen Kosten ein Fest anstellt. Bey diesen Gelegenheiten sucht einer dem andern es an köstlichen Traktamenten, Aufwand und Glanz zuvorzuthun.

Die Lustbarkeiten des gemeinen Volks bestehen, ausser Singen, Tanzen und Guittarspielen, im Ringen, Kartenspiel, Wurfscheibenwerfen, und der Kunst, mit einer Kugel durch einen weitentfernten Ring zu treffen.

Die Vornehmen reiten oft zu Pferde spazieren. Die Damen aber reiten, wenn sie ausreisen müssen, auf Eseln, und bedienen sich, statt des Sattels, einer Art von Stuhl, welcher sehr bequem ist. Die vornehmsten Heerstraßen in diesen Inseln sind mit Kieselsteinen, von der nemlichen Art wie die in den Strassen von London, gepflastert.

Man hat einige Kutschen in der Stadt Palmas in Kanaria, in Santa Cruz und Laguna in Teneriffa; hält sie aber mehr zum Staat, als zum Gebrauch, denn die hiesigen Straßen sind bergicht und steinigt, und daher zum Fahren nicht tauglich. Sie werden alle von Mauleseln gezogen.

Die Bauren, vornehmlich in Gomera, verstehen die Kunst von einem Felsen auf den andern zu springen, wenn sie zu entlegenen Oertern gehen. Dies machen sie folgendergestalt: sie tragen eine lange Stange oder einen Stab, der am einen Ende mit einem eisernen Stachel beschlagen ist; wollen sie nun von einen Felsen auf den andern herabsteigen, so zielen sie mit der Spize der Stange auf die Stelle, wo sie sich herunterlassen wollen, werfen sich dann darauf zu, und stoßen das Ende der Stange so ein, daß sie perpendikulär zu stehen kömmt, worauf sie denn ganz gemach an derselben bis auf den Boden herabgleiten.

Die Engländer und andern Fremden in den Kanarischen Inseln beklagen sich sehr über den Mangel guter Aerzte und Wundärzte, und nicht ohne Ursach; denn was anders ist Schuld, daß Kräze und venerische Krankheiten, die doch so leicht ganz ausgerottet werden könnten, unter den Eingebornen so allgemein sind?

Die Krankheiten, welche, ausser den obgedachten, hier am meisten herrschen, sind das Fleckfieber, und eine Art von Windkolik, welche die Eingeweide, den Magen und Kopf angreift. Die Gicht ist hier sehr häufig, vornehmlich unter alten Leuten. Das Wechselfieber ist blos der Insel Gomera eigenthümlich, denn in den andern Inseln kennt man es kaum. Einige wenige der Eingebornen sind auch mit dem Aussaz behaftet: da man ihn für unheilbar hält, so hat man ein eignes Hospital in Groß-Kanaria, worinn die Elenden, die von dieser ekelhaften Krankheit befallen sind, aufgenommen werden. Den Augenblick, da ein begüterter Mann für einen Aussäzigen erklärt wird, bemächtigt man sich aller seiner Güter zum Gebrauch des Hospitals, ohne seiner Familie das geringste zu ihrem Unterhalt übrig zu lassen: aber arme Leute, die mit dieser Krankheit behaftet sind, läßt man

für sich selbst sorgen, so gut sie können, oder in den Straßen umkommen. Die Direktoren des Hospitals sind die einzigen Richter des Aussazes, und von ihrer Entscheidung kann nicht appellirt werden.

Die Kinder der Kanarier werden in den Klöstern unterrichtet, wo sie Lesen, Schreiben, Lateinisch, Arithmetik, Logik, und einige andre Zweige der Philosophie lernen. Griechisch lernt hier keiner, nicht einmal diejenigen, welche Theologie studieren. Die lateinischen Bücher, die man hier liest, sind die klassischen Autoren.

Da ich einst mit einem der gelehrtesten Studenten aller Inseln in Gesellschaft war, erkundigt' er sich sehr genau bey mir nach dem Zustande der Gelehrsamkeit in England, und welcher Zweig derselben dort in der größten Achtung stünde? Nachdem ich ihn hierüber befriedigt hatte, fragt' ich ihn dagegen, was für Wissenschaften auf diesen Inseln am meisten getrieben würden? Er antwortete, die Jurisprudenz und Logik stünden in der größten Achtung, vornehmlich aber die leztere, welche auch sein Lieblingsstudium sey. Als er hörte, daß ich sie nicht gelernt hatte, beschuldigt' er mich eines großen Mangels an Geschmack, und sagte mir, mein Landsmann Duns Scotus sey der beste Logiker, den je die Welt hervorgebracht.

Die Eingebornen der Kanarischen Inseln haben Genie zur Poesie, und machen Verse in verschiednen Sylbenmaßen, die sie in Musik sezen. Ich habe dort einige Lieder gesehen, die man in jedem Lande, wo Geschmack an der Poesie herrscht, sehr hoch schäzen würde. Ich besaß einst einige satyrische Gedichte von dem Marquis de San Andre in Teneriffa, die ganz ausnehmend schön waren, und keinen von allen, die ich je gesehen, etwas nachgaben, ungeachtet er nicht weniger als fünf und siebzig Jahr alt war, da er sie schrieb.

Die Bücher, welche von den Layen am häufigsten gelesen werden, sind die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Märtyrer. Diese Werke sind von Legenden und seltsamen Fabeln vollgepfropft. Thomas a Kempis und der fromme Pilgrim sind hier in jeder Bibliothek, und werden sehr bewundert. Der erstere ist in England so bekannt, daß ich nicht nöthig habe, etwas davon zu sagen. Der fromme Pilgrim enthält die Beschreibung einer Reise nach dem gelobten Lande, und eine Nachricht von allem dem, was daselbst der Aufmerksamkeit eines Pilgers würdig ist, nebst besondern Belehrungen und Ermahnungen an diejenigen, welche diese Reise unternehmen wollen. Da unsre Methodisten und andre religiöse Sekten in England die Katholiken als Leute ansehen, denen es an derjenigen Art von Frömmigkeit fehle, worauf sie sich so viel einbilden und so groß damit thun, wiewohl sie in nichts anders besteht, als in hochtönenden Worten; kurz da sie die Katholiken so sehr gegen sich verachten, so bitt' ich sie, folgende Stelle aus dem frommen Pilgrim zu lesen.

Nachdem unser Autor denen, die eine Reise in das gelobte Land zu thun gedenken, einige Anweisungen und Ermahnungen gegeben, stellt' er ihnen, zum Muster der Nachahmung das Beyspiel zweyer Pilger vor. „Der eine dieser Pilger, sagt er, kam, nachdem er die mehrsten der heiligen Oerter besucht hatte, „auf den allerheiligsten Berg Calvaria. Kaum befand er sich an diesem allertheuresten und heiligsten Orte, so beschaute und betrachtete er, mit der „heissesten und gerührtesten Liebe, unsern Erlöser Jesum Christum, wie er ans Kreuz genagelt, dahieng, „sein Blut vergoß aus den fünf göttlichen Brunnquellen der Hände, der Füße und der Seite, sein ganzer Körper verwundet, und sein göttliches Haupt „mit Dornen gekrönt und in der nemlichen Stellung

„her-

„herabgeneigt, als da er ausrief: Es ist vollbracht!
„Mit Strömen von Thränen und Zerknirschung des
„Herzens über seine Sünden, weinte er bitterlich über
„sich selbst, indem er sahe, daß Gott und Mensch für
„ihn starb, und sagte: Mein Gott und mein Herr
„Jesus, König meiner Seele, wie sollte ich nun
„wünschen, noch sonst etwas in dieser Welt, zu sehen?
„Herr, ich bitte dich, daß, da du mir diese Gnade
„erwiesen und mich würdig gehalten hast, an diesem
„allerheiligsten Ort zu kommen, wo du dein allerhei-
„ligstes Leben für mich dahin gegeben; es dein Wohl-
„gefallen seyn möge, daß ich mein Leben an diesem
„nemlichen Orte für dich dahin gebe.“ Hierauf sprach
er mit Paulo die Worte: „Christus ist mein Leben,“
„und gab seinen Geist auf, und seine Seele fuhr gen
„Himmel. Glücklicher Pilgrim! Selige Seele!“

Vor einigen Jahren ward ein Buch unter dem Titel: Geschichte des Volks Gottes, ungefähr von der Art, wie unsre Geschichten der Bibel, oder Josephus Jüdische Alterthümer, aus dem Französischen oder Italiänischen ins Spanische übersezt. Dies Buch befand sich in den Händen fast aller Leute von Stande in den Kanarischen Inseln, und war der gewöhnliche Gegenstand der Unterredung zwischen Geistlichen und Layen; vor kurzem aber ward es zu Rom verdammt, und die hiesige Inquisition bemächtigte sich bald darauf aller Exemplare.

Des Vater Feyjoo's kritisches Theater, ein aus vielen Bänden bestehendes Buch, wird jezt von den Eingebornen der Kanarischen Inseln häufig gelesen. Da es in jeder großen Stadt in Europa zu haben ist, so sag' ich jezt nichts mehr davon, als daß die Hauptabsicht des Verfassers zu seyn scheint, den sinkenden Kredit der Römischen Kirche dadurch zu stüzen, daß er viele ihrer Wunder (als Produkte der erhizten

Ima-

Imagination schwärmerischer und unwissender Priester und Mönche, oder als frommen Betrug) Preis giebt, um dadurch zu verhindern, daß man nicht alles für arglistige Priestererfindungen ansehe. Einige Freygeister und fromme Protestanten schmeicheln sich mit der Einbildung, dies Buch sey ein Vorläufer des Unglaubens oder einer Reformation in Spanien; aber wenn sie sich die Mühe geben wollen, es genauer zu untersuchen, so werden sie finden, daß der Autor glaubte, es sey besser, daß ein Glied verloren gehe, als daß der ganze Körper umkomme.

Weltliche Bücher liest man hier fast gar nicht, weil sie nicht eingeführt werden dürfen, ohne erst von der Inquisition untersucht zu werden, ein Gericht, mit welchem Niemand gern etwas zu thun haben mag. Doch findet man hie und da einige von den vortrefflichen Büchern, deren Verfasser in Spanien blühten, nachdem die bürgerlichen Kriege in diesem Königreiche, nach der Eroberung von Granada, aufgehört hatten, und ehe die Inquisition ihren höchsten Gipfel von Macht erreichte. Denn als dieses Tribunal sich erst recht fest gesezt hatte, entflohen die Wissenschaften aus Spanien, und ließen sich in andern Ländern nieder. Die Geschichte der Kriege in Granada ist in Jedermanns Händen, und wird von Vornehmen und Geringen gelesen. An dramatischen Stücken fehlts in dieser Insel nicht, und die meisten derselben sind sehr gut; denn die Spanier haben es im Drama weiter gebracht, als irgend ein anderes Volk in Europa. Die berühmtesten unter den vielen Dichtern dieser Art sind Juan de Matos Fragoso, Joseph Cannizarez, Augustin de Salazar, Luis Velez de Guevara, Antonio Solis, Augustin Mereto, Pedro Calderon, und Lopez de Vega Carpio: von allen diesen aber wird Don Pedro Calderon von den Spaniern am höchsten geschäzt; und das nicht ohne Grund, denn seine Stücke geben keinen

von allen, die noch auf irgend einer Europäischen Schaubühne erschienen, etwas nach. Den Lopez de Vega Carpio haben Viele mit Recht unserm Shakespear verglichen. Nach einem seiner Stücke, Los Benavides genannt, ward der berühmte Cid des Korneille entworfen. Dies sieht man offenbar, wenn man beyde Stücke vergleicht, und es ist schwer zu entscheiden, welches von beyden den Vorzug verdiene.

Siebzehnter Abschnitt.

Von dem Handel und den Manufakturen in Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro.

Um eine desto deutlichere und genauere Idee von dem Handel dieser Inseln zu geben, werd' ich ihn in folgende vier Hauptstücke abtheilen, und jeden besonders beschreibeu.

Handel mit Europa und den Englischen Kolonien in Amerika.

Handel mit den Spanischen Westindien.

Handel der Kanarischen Inseln unter einander.

Und leztlich, die Fischerey an der gegenüberliegenden Küste der Barbarey.

Gomera und Hierro sind so arm, daß sie von keinen Schiffen aus Europa oder Amerika besucht werden: auch wird den Bewohnern dieser beyden Inseln kein Antheil an dem Spanischen Westindischen Handel verstattet, weil sie nicht so völlig unter der Gerichtsbarkeit der Krone Spanien stehen, als Kanaria, Teneriffa und Palma; denn sie haben ihren eigenen Herrn oder Eigenthümer, nämlich den Grafen von Gomera. Sie würden sich aber viel besser dabey befinden, wenn sie der Krone gänzlich unterworfen wären; denn nirgends ward wohl das Sprichwort: „des „Königs

noch

„Königs Spreu ist besser, als andrer Leute Korn," so wahr befunden, als in diesem Falle.

Teneriffa ist der Mittelpunkt des Handels mit Europa und den Brittischen Kolonien in Amerika; einige Schiffe aus diesen Theilen der Welt besuchen auch Kanaria und Palma, aber gegen die Anzahl derer, die nach Teneriffa gehen, kommen sie nicht in Vergleichung. Dieser Handlungszweig wird fast gänzlich durch fremde, vornehmlich Englische, Schiffe geführt, weil die Einwohner es nicht wagen, auf diesen Meeren zu fahren, wo sie in Gefahr sind, von den Korsaren aus Algier, Salee, und andern Häfen der Barbarey weggenommen zu werden.

Der größte Theil dieses Handels mit Europa und den Englischen Kolonien ist in den Händen der Irländischen römischkatholischen Kaufleute, die sich in Teneriffa, Kanaria und Palma niedergelassen, und der Nachkommen der Irländer, die sich vormals daselbst niederließen, und Spanierinnen heyratheten. In dem vorigen Jahrhundert zog eine Faktorey protestantischer Englischer Kaufleute, die zu Teneriffa ihren Siz hatte, diesen ganzen Handel an sich: jezt aber ist weder hier, noch in einer der übrigen Kanarischen Inseln, kein Protestant zu finden, den Englischen und Holländischen Konsul, nebst zwey Kaufleuten, die sich alle zu Teneriffa aufhalten, ausgenommen.

Die hiesige Einfuhr aus Großbritannien besteht vornehmlich in Wollenwaaren verschiedner Art, Hüten, Stahl und Eisenwaaren, Sardellen, Heeringen, Weizen, wenn er auf den Inseln nicht gerathen ist, nebst einer Menge andrer Artikel, deren Angabe zu langweilig seyn würde.

Die Einfuhren aus Irland sind vornehmlich Rindfleisch, Schweinefleisch, Butter, Lichter, und Heeringe.

Von Hamburg und Holland führt man Leinewand aller Art in großer Menge, Stricke, Schießpulver, rohes Flachs, und vielerley andre Arten von Waaren ein.

Aus Biskaya bringt man jährlich eine ansehnliche Quantität von Stangeneisen.

Die Einfuhren aus Sevilla, Kadiz, Barcelona, Italien und Majorka sind vornehmlich, Oel, Seidenzeuge, Sammet, Salz, und Stricke von Genst oder Pfriemenkraut (Spartum), nebst unzähligen kleinen Artikeln, theils zur innern Konsumtion der Kanarischen Inseln, theils zur Ausfuhr nach den Spanischen Westindien. Dieser Handel wird fast gänzlich auf Französischen und Maltesischen Tartanen geführt. Diese Maltesischen Fahrzeuge besuchen, ehe sie nach den Kanarischen Inseln gehen, alle Europäischen Häfen am Mittelländischen Meer, die westwärts von Malta liegen, und handeln aus dem einen Hafen in den andern; aus dem Mittelländischen Meer gehen sie nach Kadiz, und von da nach den Kanarischen Inseln, wo sie dann ausser Spanischen, Französischen, Italienischen, ꝛc. Waaren, die Baumwollenzeuge ihrer eignen Insel verkaufen. Alle andern Baumwollenzeuge, die in den Kanarischen Inseln eingeführt werden, müssen so hohe Abgaben bezahlen, daß es beynahe eben so gut ist, als ob sie verboten wären. Die Malteser genießen dieses Vorrechts deswegen, weil sie einen beständigen Krieg gegen die Türken und Mauren unterhalten.

Die Einwohner der Kanarischen Inseln führen etwas weniges Leinwand aus Bretagne und der Normandie ein.

Aus den Brittischen Kolonien in Amerika holen sie Tannendielen, Faßdauben, Baccallao oder getrockneten Stockfisch, Rindfleisch, Schweinefleisch, Schinken

ken, Wachs, Reis, u. s. w. und zu Zeiten eines Kornmangels auch Mais, Weizen und Mehl.

Die Ausfuhr dieser Inseln besteht in folgendem:

Nach Großbritannien und Irland, Orchilla, eine geringe Quantität Wein, etwas Kampescheholz, und eine große Menge Mexikanischer Thaler.

Nach Hamburg und Holland, das nemliche; aber eine größere Menge Thaler, und wenig oder gar keine Orchilla.

Nach Spanien, Marseille, Italien und Malta, allerley Waaren, die sie aus den Spanischen Westindien bekommen, vornehmlich Zucker, Kakao, Felle, Kampescheholz, Thaler, und etwas Orchilla.

Nach den Brittischen Kolonien in Amerika, eine große Menge Wein, und weiter nichts.

Alle diese eingeführten oder ausgeführten Güter zahlen eine Abgabe von sieben Procent, nach dem ästimirten Werth.

Der Handel zwischen den Kanarischen Inseln und den Spanischen Westindien ist gewissen Reglements und Einschränkungen unterworfen. In der Stadt St. Christobal de la Laguna ist ein Richter, ein Sekretär, und andre Bediente, die alles, was diesen Handel betrifft, besorgen.

Keinem Fremden ist es erlaubt, an diesem Handel Theil zu nehmen; auch darf kein Schiff aus irgend einer von den Kanarischen Inseln, Kanaria, Teneriffa und Palma ausgenommen, nach den Häfen der Spanischen Westindien gehen.

Der Spanische Hof hat den Westindischen Handel der Kanarischen Inseln auf die Häfen Havanna, Campeche, und la Guaira an der Küste von Caraccas; St. Domingo, Porto Rico, und Maracaiva, eingeschränkt. Die drey ersteren heißen die Größeren Häfen, und die andern die Kleinern, weil der Handel der

klei-

kleineren Häfen in Vergleichung mit dem der größeren von keiner Bedeutung ist.

Ehe ein Schiff für einen dieser Häfen laden kann, muß es erst eine Erlaubniß von dem Richter des Westindischen Handels haben, die ihm gewöhnlich bewilligt wird, wenn die Reihe an ihm ist; denn, nach dem Reglement, werden alle Schiffe registrirt, und dürfen nicht eher abfahren als bis der Ordnung nach die Reihe sie trifft, aber Privat-Verbindungen und Geld vermögen hier, wie an vielen andern Orten, oft mehr als die Geseze.

Der Handel der Kanarischen Inseln nach den Spanischen Westindien ist auf ihre eigne Produkte eingeschränkt, nämlich, Wein, Branntewein, Mandeln, Rosinen, Feigen, u. s. w. wovon sie jährlich nur tausend Tonnen ausführen, und außerdem weiter nichts mitnehmen dürfen, als so viel von andern Gütern auf jedes Schiff, als zum Gebrauch des Schiffsvolks und der Passagiers während der Reise für nöthig gehalten wird, welches nach Verhältniß der Größe des Schiffs, dem es von dem Richter bewilligt wird, mehr oder weniger beträgt. So weit sind sie durch die Reglements eingeschränkt; allein sie finden Mittel, ihren Handel nach diesem Theil der Welt weit über dieselben auszudehnen; denn man kann annehmen, daß sie wenigstens zwey tausend Tonnen von den Produkten der Inseln ausschiffen, außer einer unbeschreiblichen Menge Europäischer Güter.

Wiewohl einige Kanarische Schiffe zu Kanaria und Palma ihre Ladung einnehmen, und von da nach Westindien gehen, so sind sie doch alle verbunden, ihre Reise zu Santa Cruz in Teneriffa zu endigen, und daselbst ihre Ladung ans Land zu sezen, die aus den Gütern der Westindischen Häfen, woher sie kommen, vornehmlich aus Kakao, Kampescheholz, Fellen, Zucker und Mexikanischen Thalern, besteht; Kochenille

aber

aber und Indigo darf in Teneriffa nicht gelandet werden; auch das Silber, welches sie bringen, ist auf funfzig Mexikanische Thaler für jede Tonne eingeschränkt; doch weiß ich, daß einige dieser Schiffe hundert tausend Thaler nach Teneriffa gebracht haben. Vormals wurden bloß Wein, Branntewein und Baumfrüchte für Produkte dieser Inseln gerechnet; jezt aber gehen auch die Manufakturwaaren derselben unter dieser Benennung nach den Spanischen Westindien.

Alle Güter, welche man aus den Kanarischen Inseln nach Westindien ausführt, und von daher einführt, werden ästimirt, und müssen gewisse Abgaben bezahlen, die von den Bedienten des Westindischen Handels eingesammlet, und von ihnen an das Westindische Haus in Spanien geliefert werden.

Die Handelsleute in Kadiz sind sehr eifersüchtig auf den Westindischen Handel der Kanarischen Inseln, und haben schon oft an dem Hofe von Madrid um eine Einschränkung desselben nachgesücht; aber alle ihre Bemühungen sind bisher vergebens gewesen; wiewohl sie es dahin gebracht, daß Aufseher nach Teneriffa geschickt worden, um den dortigen Handel zu untersuchen, und die Insulaner zu nöthigen, die festgesezten Gränzen nicht zu überschreiten.

Eine Menge dieser Insulaner gehen nach Westindien über, um dort ihr Glück zu machen, worauf sie dann größtentheils daselbst heirathen, und sich niederlassen. Der König von Spanien sucht diese Auswanderungen so viel als möglich zu befördern; denn jedes Schiff, welches von diesen Inseln nach seinen Amerikanischen Ländern geht, ist verbunden, eine gewisse Anzahl armer Familien, welche um die Ueberfahrt nachsuchen, an Bord zu nehmen, wofür der Schiffskapitain von der Regierung bezahlt wird. Die Absicht

sicht dieser Aufmunterung ist, die Anzahl der Spanier in den großen und fast unbewohnten Provinzen der Spanischen Westindien zu vermehren.

Die Indianer in diesem Lande, und die vermischte Gattung, die von ihnen un Spaniern erzeugt worden, werden nie zu bürgerlichen, militarischen, oder geistlichen Aemtern zugelassen; alle diese Stellen werden nur mit Spaniern oder Eingebornen der Kanarischen Inseln besezt. Da viele der leztern, wenn sie in diesem reichen Lande ankommen, nur ungeschliffne Bauren, und nicht gewohnt sind, in Ueberfluß und ohne harte Arbeit zu leben, so werden sie durch ihren plözlichen Glückswechsel, und die große Ehrerbietung, die ihnen von den Eingebornen bewiesen wird, bald sehr aufgeblasen.

Man hat mir gesagt, daß einige muthwillige Indianer von einigem Ansehn in Amerika, wenn sie diese tölpischen Kanarier in ihrem Lande ankommen sehen, sie eben so anrufen, wie sie ihre Hühner zu locken pflegen, und zu ihnen sagen: „Heute seyd ihr bloß Juan „der und der; aber gutes Muths, morgen werdet ihr „Alkalde seyn, und Seignior Don Juan heißen; denn „der König lebt nicht für uns, sondern für euch.“ Die Indianer sind hierinn selten Lügenpropheten, und es trifft gemeiniglich ein, wie sie sagen. Viele junge Eheleute gehen von den Inseln nach diesen Häfen, in der Absicht, sich ein Stückchen Geld zu verdienen, und dann nach ihrer Familie zurückzukehren; aber selten kommen sie wieder nach Hause, denn nachdem sie mit dem galanten Frauenzimmer dieses Landes, welches in Pracht und Ueppigkeit schwimmt, Bekanntschaft gemacht haben, schämen sie sich, ihre häuslich erzogenen bäurischen Weiber kommen zu lassen. Vor einigen Jahren gieng ein junger Bursch von Teneriffa nach Westindien, um seinen Vater aufzusuchen, der

dahin

dahin gegangen war seine Umstände zu verbessern, aber nie ein Wort an seine Frau und Familie geschrieben hatte. Er fand ihn an einem gewissen Orte, wo er sich niedergelassen, in großem Ueberfluß lebte, und ein Frauenzimmer von Stand' und Vermögen geheirathet hatte. Er gab sich seinem Vater zu erkennen, der, als er einen so ungeschliffnen Menschen an ihn fand, sich seiner eignen vormaligen Niedrigkeit erinnerte, welches so stark auf ihn wirkte, daß er ihn nicht für seinen Sohn erkennen wollte, und betheuerte, er habe nie in Teneriffa gelebt. Der Jüngling ward über diese unerwartete Begegnung so sehr aufgebracht, daß er ihn öffentlich herausfoderte, und die ganze Geschichte, zur Beschämung seines Vaters, und zum Erstaunen aller Einwohner, bekannt machte.

Man wirbt viel Soldaten in den Kanarischen Inseln für die Besazungen in Westindien, vornehmlich in der Insel Havanna. Der größte Theil der Truppen in der leztern, als die Engländer sie eroberten, bestand aus Eingebornen dieser Inseln.

Der dritte Zweig des Kanarischen Handels, derjenige nämlich, welchen die Inseln unter einander führen, besteht in folgendem:

Kanaria führt nach Teneriffa Lebensmittel von aller Art, Vieh und Geflügel, grobe wollene Decken, etwas rohe und verarbeitete Seide, Orchilla, Quadersteine zum Pflaster, steinerne Filtrirgefässe das Wasser zu reinigen, etwas Salz, u. s. w. Für diese Güter empfängt es vornehmlich baares Geld, und andre Produkte der Spanischen Westindien.

Palma führt nach Teneriffa Zucker, Mandeln, Konfitüren, Bretter, Pech, rohe Seite, und Orchilla, und bekömmt dafür Westindische und Europäische Güter.

Gomera

Gomera führt nach Teneriffa viel rohe, und etwas verarbeitete Seide, Branntewein, Vieh, und Orchilla; und empfängt dafür Westindische und Europäische Güter.

Hierro führt nach Teneriffa Branntewein, kleines Vieh, und Orchilla.

Lancerota und Fuertaventura führen eine große Menge Korn nach Teneriffa, nebst Orchilla, Vieh und Geflügel; was sie dafür bekommen, besteht gewöhnlich in Europäischen Gütern und Gelde, nebst etwas Wein. Eben diese Inseln schicken auch Korn nach Palma, wofür sie Bretter und anderes Bauholz, Zucker, Wein, und baares Geld bekommen. Lancerota führt auch Salz und etwas getrocknete Fische nach Teneriffa und Palma.

Alle Amerikanischen und Europäischen Güter, die von einer Insel zur andern geführt werden, bezahlen die obgedachte Abgabe von sieben Procent, wenn sie später als eine gewisse bestimmte Zeit eingeführt sind, diel, wenn ich recht berichtet bin, zwey Monat beträgt.

Das lezte wovon ich hier in Verbindung mit dem Kanarischen Handel zu reden habe, ist die Fischerey an der Küste der Barbarey.

Die Anzahl der Barken, die zu dieser Fischerey gebraucht werden, beläuft sich auf etwa dreyßig, von funfzehn bis funfzig Tonnen; die kleinsten derselben führen funfzehn, und die größten dreyßig Menschen. Sie werden alle in diesen Inseln gebaut, und von Eingebornen gefahren. Zwey derselben gehören Palma, viere Teneriffa, und die übrigen Kanaria. Porto de Luz in dieser Insel ist der Ort, von welchem sie nach der Küste absegeln.

Die Art, wie man eine Barke zur Fischerey ausrüstet, ist folgende: Die Eigenthümer sezen das Schiff

zur

zur Reise in Stand, und versehen es mit so viel Salz, als zu Aufbewahrung der Fische, und so viel Brodt, als zum Unterhalt der Fischer auf der ganzen Reise hinreicht. Jeder nimmt sein eignes Fischergeräth mit, welches in einigen Schnüren, Angeln, ein wenig Kupferdraht, einem Messer den Fisch aufzuschneiden, und einer oder zwey starken Angelruthen besteht. Will jemand Wein, Branntewein, Oel, Weinessig, Pfeffer, Zwiebeln, oder dergleichen mitnehmen, so muß ers auf seine eigne Kosten anschaffen, denn die Eigenthümer geben nichts weiter, als Brodt. Die reine Summe, die man, nach Abzug des obgedachten Salzes und Brodts, aus dem Verkauf der Fische löst, wird in gleiche Theile getheilt, von denen die Eigenthümer für die Kosten der Ausrüstung des Schiffs, eine gewisse Anzahl bekommen; das übrige wird, nach Verdienst, unter die Mannschaft ausgetheilt: ein geschickter Fischer bekömmt einen Theil; ein Knabe aber, ein Landmann, oder sonst einer, der in der Fischerey nicht erfahren ist, einen halben oder vierten Theil, je nach seiner Geschicklichkeit. Der Patron oder Meister der Barke geht zu gleichem Theile mit den geschickten Fischern, und die Eigenthümer geben ihm auch einen von ihren Theilen für seine Aufsicht über das Schiff.

Der Ort an der Küste der Barbarey, wo sie fischen, ist nach der Jahrszeit verschieden. Die Gränze dieser Fischerey ist gegen Norden das südliche Ende des Berges Atlas, oder an dem neun und zwanzigsten Grad nördlicher Breite; und gegen Süden das weiße Vorgebirge, zwanzig Grade dreyßig Minuten nördlicher Breite: die ganze Länge der Küste zwischen diesen Gränzen beträgt etwa sechs hundert Meilen. In dieser ganzen langen Strecke befindet sich weder Stadt, noch Dorf, noch sonst eine festgesezte Wohnung; die wenigen wandernden Araber, die diesen Theil der

Welt besuchen, leben in Zelten, und haben weder Barken, noch Böte, noch Kähne. Die Marokkanischen Raubschiffe wagen sich nie so weit gegen Süden; denn sie würden schwerlich im Stande seyn, den Weg in ihr Land zurückzufinden, so daß die Kanarier von dieser Seite her nichts zu fürchten haben. Im Frühjahr besuchen die Fischer die Küste gegen Norden, im Herbst und Winter aber gegen Süden; weil im Frühjahr die Fische häufig an die Küste gegen Norden kommen, und nachher allmählig längs der Küste gegen Süden ziehen.

Das erste, was die Fischer thun, so bald sie an die Küste kommen, ist, daß sie Köder fangen; dies geschieht auf eben die Art, wie man bey uns die Forellen mit einer Fliege fängt, nur mit dem Unterschiede, daß die Ruthe dreymal so dick ist, und gegen das Ende nicht so spizig zuläuft, als die unsrigen. Die Schnur besteht aus einem sechsfach zusammengeflochtenen dünnen Kupferdraht; die Angel ist etwa fünf Zoll lang, und ohne Widerhaken; der Schaft ist solchergestalt mit Bley beschwert, daß er horizontal auf der Oberfläche des Wassers liegt; und die Angel ist mit einer Fischhaut überzogen, außer von da an, wo sie sich krümmt, bis an die Spize. Wenn sie sich nun auf eine Vierthel- oder halbe Meile der Küste genähert haben, spannen sie so viel Seegel aus, daß die Barke vier Meilen in einer Stunde fährt, da denn zwey oder drey von den Fischern ihre Schnur über das Hintertheil auswerfen, und die Angeln auf der Oberfläche des Wassers nachschleppen lassen; die Fische, welche die Angeln für kleine Fische ansehen, schnappen darnach, und so bald sie gefaßt haben, schwingen die Fischer sie mit der Ruthe in die Barke. Die Kanarier nennen diese Fische Tassarte. Sie haben keine Schuppen, und sind wie Makrelen gestaltet, aber so groß wie Salmen; sie sind ausnehmend gefräßig, und verschlin-

gen

gen die ganze Angel, ungeachtet sie so groß ist; hätte sie einen Widerhaken, so wär es nicht möglich, sie heraus zu ziehen, ohne den Fisch aufzuschneiden. Ich habe gesehen, daß drey Leute in dem Hintertheil einer Barke hundert und funfzig Tassarten in einer halben Stunde fiengen. Es geschieht zuweilen, daß eine Barke bloß mit diesen Fischen ihre Ladung voll macht. Eine andre Art von Fischen, welche sie Anhoua nennen, wird auf eben die Weise gefangen; diese sind etwas größer, als eine Makrele, und dienen eben so gut zum Köder, als die Tassarte. Eine andre Art von Köder nennen sie Kavallos; sie sind wie eine Makrele gestaltet, nur etwas platter und breiter, etwa eine Spanne lang, und werden mit einer sehr kleinen Angel gefangen. Wenn eine Barke sich hinlänglich mit Köder versehen hat, so läßt sie ihr Boot, mit fünf oder sechs Leuten, an der Küste zurück, um Tassarte und Anhoua zu fangen, und geht eine gute Strecke in die offne See, bis sie funfzehn, zwanzig, dreyßig, vierzig, auch wohl funfzig bis sechszig Faden Wasser findet, wo sie dann ankert. Hierauf wirft jeder seine Schnur und Angel, mit Tassarte, Anhoua oder Kavallos geködert, über Bord, um Samas, oder Bersen, und Cherney, oder Stockfisch, zu fangen. Die Schnüre sind alle mit Bley beschwert, damit die Angel bis nahe an den Grund der See hinabsinke, wo diese Fische schwimmen. Wenn eine Barke das Glück hat, gutes Wetter zu treffen, und mit Köder wohl versehen ist, so ist sie im Stande in vier Tagen ihre Ladung voll zu machen. Da aber der Passat- oder Nordostwind an dieser Küste gewöhnlich scharf weht, so ankern die Barken in der hohen See nur um Mittag, da der Land- und Seewind einander gleichsam einwiegen; und so bald dieser scharf zu wehen anfängt, lichten sie ihre Anker, fahren an die Küste, und ankern in irgend einer Bay, oder unter einem Vorgebir-

ge,

ge, worauf dann das Schiffsvolk an die Arbeit geht, und die Fische, welche sie den Tag über gefangen haben, reinigen und einsalzen. Wenn sie hiermit fertig sind, ist es etwa fünf oder sechs Uhr Abends, da sie dann zu Mittag oder Abend essen, denn sie thun den ganzen Tag nur eine Mahlzeit, welche sie folgendergestalt kochen. In jeder Barke haben sie einen langen flachen Stein zum Heerde; auf diesem legen sie ein Feuer an, hängen einen großen Kessel darüber, und sieden darinn einige Fische. Hierauf nehmen sie einen hölzernen Napf, brocken etwas Biskuit hinein, thun kleingeschnittene Zwiebeln, Pfeffer und Weinessig dazu, und schütten es dann in die Fischbrühe. Keine Art von Suppe oder Brühe ist köstlicher von Geschmack, als diese. Nachdem sie diese vortrefliche Suppe gegessen, so beschliessen sie ihre Mahlzeit mit gebratenen Fischen, denn die gekochten, wovon sie die Suppe machen, werfen sie in die See. Bald nach dieser Mahlzeit sieht jeder sich nach dem bequemsten Plaze um, wo er sich niederlegen und schlafen kann; denn Betten hat man in diesen Fahrzeugen gar nicht. Um fünf oder sechs Uhr Morgens stehen sie auf, lassen das Boot an der Küste zurück, lichten die Anker und gehen, wie vorher in die See, ohne eher wieder einen Mundvoll zu essen, als bis um die nemliche Zeit des folgenden Abends. Kein Mensch, der die Arbeit und Beschwerde, Kälte und Hize kennt, die diese Leute ausstehen müssen, wird jemals den Spaniern Faulheit Schuld geben.

Ihre Methode, diese Fische einzupöckeln, ist folgende: Sie schneiden sie auf, nehmen sie aus, und waschen sie ganz rein, hauen ihnen die Köpfe und Floßfedern ab, und legen sie in einen Haufen, damit das Wasser ablaufe; worauf sie dann eingesalzen, und zusammen unten in das Schiff gepackt werden. Weil sie aber ihre Fische nicht, wie die Franzosen an der

Küste

Küste von Newfoundland, zum zweytenmal auswaschen, und wieder einsalzen, so halten sie sich nicht über sechs Wochen bis zwey Monate.

Es ist seltsam, daß die Spanier verlangen, die Fischerey bey Newfoundland mit den Engländern zu theilen, da sie eine so viel Bessere vor ihrer eignen Thür haben; ich sage, ein bessere, denn sowohl die Witterung, als alle übrigen Umstände, vereinigen sich, diese Fischerey zu der besten in der ganzen Welt zu machen. Der augenscheinlichste Beweis hievon ist, daß die Mauren auf dem festen Lande alle ihre Fische ohne Salz aufbewahren, und dazu weiter nichts zu thun brauchen, als sie den Sonnenstrahlen auszusezen. Denn die reine gesunde Luft dieses Klimas, und der starke Nordwind, welcher fast beständig an dieser Küste herrscht, verhütet alle Fäulniß, wofern nur die Fische aufgeschnitten, wohl ausgewaschen, und der Sonne ausgesezt werden, bis sie ganz trocken sind.

Die meisten dieser Barken bringen ihre Ladung nach Santa Cruz und Porto Orotava; die übrigen gehen nach Palmas in Kanaria, und nach Santa Cruz in Palma. Sie verweilen hier nicht, um die Fische zu verkaufen, sondern lassen sie ihren Agenten zurück, welche sie dann nach Bequemlichkeit, und so vortheilhaft sie können, los zu werden suchen. Der gewöhnliche Preis ist drittehalb Pence für das Pfund von zwey und dreyßig Unzen, denn dies ist das eingeführte Gewicht für Fleisch und Fische. Zuweilen werden sie auch für einen Penny, und nie höher als für zwey Pence verkauft. Die Regidores oder der Cavildo der Inseln, sezen immer den Preis.

Anstatt dieses höchst nüzliche und einträgliche Gewerbe aufzumuntern, gebraucht vielmehr die Regierung dieser Inseln alle möglichen Mittel, es zu beeinträch-

tigen; denn sie bestimmt nicht nur, höchst unpolitisch, den Preis der Fische, sondern beschwert auch den Handel mit fast unerschwinglichen Abgaben; überdem verbietet sie den Fischern alles Verkehr mit den Einwohnern der Afrikanischen Küste, welches die allergrößte Beschwerde für sie ist, da sie sich oft, wenn sie schlimme Witterung treffen, genöthigt sehen, ans Land zu gehen, um Brennholz und Wasser zu holen. Gleichwohl unterhalten sie ein geheimes Verkehr zu ihrem wechselseitigen Vortheil; denn die Kanarier geben den Einwohnern der Wüsteney alte Stricke, welche die leztern auflösen, und Garn oder Bindfaden zu Fischernezen daraus machen; sie geben ihnen auch Brodt, Zwiebeln, Potatoes und Baumfrüchte: wofür ihnen denn die Mauren erlauben, Holz und Wasser von ihrer Küste zu holen, so oft es ihnen an diesen unentbehrlichen Stücken fehlt, und ihnen auch Geschenke von Straußeneyern und Federn machen. Die Mauren tiefer im Lande würden ihre armen Landsleute, welche von der Fischerey an der Küste leben, hart bestrafen, wenn sie von ihrem Verkehr mit den Kanarischen Fischern etwas erführen; aber dies hindert ihn nicht, denn die Nothwendigkeit zwingt diese so verschiednen Völker, sich nach den Gesezen der Natur zu bequemen, so sehr sie auch den Lehrsäzen ihrer beyder Religion zuwider seyn mögen. Doch ist diese gemeinnüzige Kommunikation vor kurzem unterbrochen worden, wie ich in meiner Beschreibung dieses Theils von Afrika zeigen werde.

Diese Barken machen gemeiniglich acht oder neun solcher Reisen in einem Jahr. Von der Mitte des Februars bis zur Mitte des Aprils bleiben sie zu Kanaria, um ans Land zu ziehn, auszubessern, u. s. w. weil um diese Zeit des Jahrs die Fische nur gegen Norden zu finden sind, wo die Küste fast ganz gegen Süd-West zu West- oder West-Süd-West liegt,

und

und folglich den Nordwestwinden die hier gewöhnlich im Februar, März und April wehen, ausgesezt ist.

Ihre Haupiladung besteht zwar in Brasen oder Bersen (Breams), doch fangen sie auch viele andre Arten von Fischen, nämlich die obgedachten Tassarte, ein köstlicher Fisch, der an Geschmack einer großen und fetten Makrele gleicht, oder wenn er getrocknet ist, vom getrockneten Lachs nicht unterschieden werden kann. Der Stockfisch, welcher hier gefangen wird, ist besser als der von Newfoundland; der Anhoua ist auch ausnehmend gut; der Corbino ist ein großer Fisch, der etwa dreyßig Pfund wiegt. Ausser diesen giebts hier noch viele andre Arten von Fischen, die ich nicht beschreiben kann.

Ungeachtet diese Fischerey der größten Verbesserung fähig ist, so haben doch die Engländer nicht Ursach zu befürchten, daß die Spanier jemals im Stande seyn werden, sie so sehr zur Vollkommenheit zu bringen, daß sie ihnen auf den Spanischen oder Italienischen Märkten den Rang streitig machen könnten. Die Macht der Geistlichkeit in Spanien sichert uns besser gegen ein solches Unglück, als wenn eine Flotte von hundert Schiffen von der Linie an der Küste der Barbarey postirt wäre, die Spanische Fischerey zu verhindern.

Die Manufakturen dieser Inseln liefern taffetne Zeuge, gestrickte seidne Strümpfe, seidne Kniebänder, Matrazen, und Bettdecken. In Kanaria und Teneriffa macht man grobe Leinwand und Gaze von dem Flachs, der aus Holland eingeführt wird. Weiße Decken und grobe Tücher machen die Einwohner von Kanaria von der Wolle ihrer eignen Schafe. Eine sehr grobe Art von Tuch, welches die Bauren tragen, wird auch in den übrigen Inseln gemacht; an Festta-

gen

gen aber, Hochzeiten, u. s. w. trägt der gemeine Mann gewöhnlich grobes Englisches Tuch. Die Ausfuhr der rohen Seide ist jezt verboten, um die Seidenmanufakturen aufzumuntern. In den großen Städten treiben Mannspersonen das Weber- und Schneiderhandwerk; in den Dörfern aber blos Frauenspersonen.

Um von der Fruchtbarkeit und dem Ueberfluß der Insel Teneriffa einen Begriff zu geben, kann ich versichern, daß man jährlich nicht weniger, als funfzehn tausend Fässer Wein und Branntewein ausführt, die große Menge, die in der Insel selbst konsumirt wird, ungerechnet.

Die courante Münze in den Kanarischen Inseln ist der Mexikanische Thaler, und der halbe, vierte, achte und sechszehnte Theil desselben. Ausser diesen hat man eine kleine silberne Landmünze, Real de Plata, fünf Pence Sterling an Werth; und eine Kupfermünze, deren zehn einen Real de Plata ausmachen. Die silberne Landmünze kursirt in Lancerota und Fuertaventura nicht, und wird niemals ausgeführt, weil sie in den Inseln mehr gilt, als ihr innerer Werth beträgt. In Rechnungen aber bedient man sich hier einer eingebildeten Münze, nemlich couranter Thaler, deren jeder zehn Reales de Vellon enthält. Der Real de Vellon enthält acht Stück der obgedachten Kupfermünze, so daß der courante Thaler genau drey Schillinge und vier Pence, und sechs derselben gerade ein Pfund Sterling betragen. Drey Sechszehntheil des Mexikanischen Thalers gelten für zwey Reales de Plata. Goldne Münze findet man in diesen Inseln wenig, oder gar nicht.

Die Pfunde und kleineren Gewichte stimmen hier beynahe völlig mit den unsrigen überein. Der Centner hält hier nicht, wie bey uns, hundert zwölf, sondern

dern

dern nur hundert vier Pfund. Ein anderes Gewicht, Namens Arroba, hält fünf und zwanzig Pfund.

Die hiesigen Maße sind das Fanega oder Hanega, das Almud, das flüssige Arroba und das Var.

Des ersteren Maßes bedient man sich zu Korn, Kakao, Salz, u. s. w. Es hält beynahe die Quantität zwey Englischer Bushels oder Scheffel. Zwölf Almuds machen ein Fanega. Das flüssige Arroba hält etwas mehr als drey Gallonen; und das Quartillo stimmt ungefähr mit unserm Quartier überein. Das Var ist ein Ellenmaß, und beträgt etwa $\frac{7}{100}$ weniger, als eine Englische Elle.

Achtzehnter Abschnitt.

Von der Regierungsform und den Einkünften der Kanarischen Inseln.

Da ich bereits von der Regierungsform in Lancerota und Fuertaventura einige Nachricht gegeben, so kann ich hier Gomera und Hierro übergehen, weil diese auf eben den Fuß, wie die obgedachten beyden Inseln, regiert werden. Ich rede hier also blos von den sogenannten königlichen Inseln, nämlich Kanaria, Teneriffa und Palma.

Als die Eingebornen der Krone Spanien unterworfen wurden, beraubte man sie nicht ihrer Freyheit, sondern machte sie ihren Eroberern völlig gleich; ein Beyspiel von Politik, welches allgemeiner Nachahmung würdig ist. Wie die Spanier dazu kamen, bald nachher in Amerika auf eine ganz entgegengesezte Art zu verfahren, läßt sich schwer begreifen; gleichwohl haben die Holländer, Franzosen und Engländer, weit entfernt, dem guten Beyspiel, welches die Spanier ihnen auf den Kanarischen Inseln gaben, zu folgen, auf den Zuckerinseln in Westindien die strengsten Regierungsfor-

men eingeführt, die je in irgend einem Theil der Welt existirt haben, und die bey weitem viel schlimmer sind, als die Spanischen Gouvernements in Amerika.

Was für Verbesserungen oder Gehorsam kann man in einem Lande erwarten, wo alle Arbeitsleute Sklaven sind, und keinen andern Antrieb zu Gehorsam und Industrie haben, als Furcht vor Strafe? die doch noch nie etwas ähnliches, mit der Industrie eines dürftigen freyen Volks, welches der Früchte seiner Arbeit für sich allein genießt, hervorgebracht hat.

Ist es nicht zum Erstaunen, wenn man bedenkt, wie Engländer mit der größten Insolenz von der Welt ihre Könige und Staatsminister, als Kränker ihrer Freyheit, schmähen; unterdeß sie zu gleicher Zeit selbst über ihre Nebenmenschen die willkührlichste Herrschaft ausüben? Was für Vorstellungen müssen vernünftige Leute sich von mancher Engländer Begriffen von Freyheit machen? Können sie wohl diese gerühmte Freyheit für irgend etwas anders halten, als eine Macht, ihren Obern ungestraft mit Frechheit zu begegnen, und die Armen mit grausamer Härte zu unterdrücken? Ihre Unterdrückung der Armen ist auch in andern Fällen, ausser ihrer Behandlung der Sklaven in Westindien, sichtbar; ich meyne ihre Gesetze gegen die Vagabonden, d. h. arme Fremdlinge, die keinen bestimmten Aufenthalt haben, und herumziehende Komödianten. Berauben nicht eben diese Leute, die ein solches Lärm um Freyheit machen, die Bettler ihrer natürlichen Freyheit, indem sie dieselben, wider ihren Willen, in Arbeitshäuser einsperren? Und doch zwingen diese Bettler keinen Menschen, ihnen einen Heller zu geben; oder wenn sie Gewalt oder Betrug gebrauchen, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, so hat das Gesez dafür gesorgt, daß sie nach Verdienst ihres Verbrechens bestraft werden. Warum sollen sie denn,

in einem freyen Lande, nicht die Freyheit haben, auf der Straße oder im Felde vor Hunger zu sterben, wenn sie das etwa lieber wollten, als arbeiten?

Doch, ich lenke von dieser Digression ein, die hier vielleicht nicht ganz am unrechten Orte steht. Die Spanier verbanden sich, nach der Eroberung der Kanarischen Inseln, mit den Eingebornen solchergestalt, daß sie nun ein Volk wurden. Die Folge dieser politischen Vereinigung ist, daß der König von Spanien in diesen Inseln mehr Soldaten und Seeleute aufbringen kann, als in irgend einem andern Theil seiner Länder, welcher dreymal so groß ist als die Kanarischen Inseln. Zu diesem Vortheil kömmt noch ein andrer, nämlich die große Menge Volks, welche jährlich von hier auswandert, sich in seinen ungeheuren und unbewohnten Amerikanischen Besizungen niederzulassen.

Der geringste Justizbediente in diesen Inseln, die Alguazils ausgenommen, ist der Alkalde, dessen Amt ungefähr mit dem eines Friedensrichters in England übereinkömmt. In jeder Stadt und jedem Dorf von Erheblichkeit ist einer. Diese Magistratspersonen werden von der königlichen Audienz in der Stadt Palmas in Kanaria gesezt; sie verwalten ihr Amt nicht auf Lebenslang, sondern nur auf eine gewisse Zeit. In Sachen des Eigenthums können sie keinen Streit entscheiden, dessen Gegenstand mehr als siebzehn Realen, oder sieben Schillinge Sterling an Werth beträgt. Ueber ihnen steht ein Alkalde Major, welcher auf eben die Art gesezt wird. Er kann nicht in Sachen des Eigenthums entscheiden, wenn der Werth der streitigen Sache die Summe von zwey hundert Thalern übersteigt. Von den Aussprüchen aller dieser Magistratspersonen läßt sich an den Tiniente und den Corregidor appelliren. Der erste dieser Magistratspersonen ist ein Rechtsgelehrter, und wird von der Königli-

niglichen Audienz ernannt; der König selbst aber sezt den leztern, welcher nicht verbunden ist, ein Rechtsgelehrter zu seyn, aber einen Sekretär oder Gehülfen hat, der ein studierter Jurist seyn muß, und sein Assessor genannt wird. Der Corregidor hat sein Amt gemeiniglich auf fünf Jahre, zuweilen aber länger. Selten gelangen Eingeborne der Inseln zu dieser Ehrenstelle, denn gewöhnlich werden geborne Spanier dazu genommen. Die Art zu verfahren in diesen beyden Gerichtshöfen, des Corregidors und des Tiniente, ist vollkommen gleich; und es sollte scheinen, daß sie ursprünglich bestimmt wären, einander das Gegengewicht zu halten.

Von dem Corregidor und Tiniente appellirt man an die königliche Audienz in Groß-Kanaria. Dies Tribunal besteht aus drey Oidores oder Richtern, einem Regenten und Fiskal, welche gewöhnlich geborne Spanier sind, und immer von dem König gesezt werden. Der General-Gouverneur, wiewohl er in Teneriffa seinen Siz hat, ist immer Präsident dieses Gerichtshofes. Von seinen Entscheidungen in Kriminalsachen kann nicht appellirt werden; in Eigenthumssachen aber appellirt man an den Rath oder die Audienz von Sevilla in Spanien.

Die stehenden Truppen in den Kanarischen Inseln schäz' ich nicht höher, als etwa auf hundert und funfzig Mann; aber man hat eine gehörig regulirte und unter die übrigen Einwohner vertheilte Miliz, über welche der General-Gouverneur immer das Oberkommando führt. Die Officiere, als Obristen, Hauptleute und Subalternen werden alle von dem König gesezt; und im Fall einer stirbt, sollte die Vakanz nach dem Alter besezt werden, aber Privatverbindungen vermögen oft mehr, als diese Anordnung. Wenn die Officiere der Miliz mit irgend einem andern Streit haben,

ben, so können sie ihn vor eine bürgerliche Obrigkeit fodern; diese leztere aber hat keine Macht, einen Officier zu zwingen, daß er vor ihrem Tribunal erscheine. Ist aber Jemanden von einem Officier Unrecht geschehen, so kann er ihn bey seinem Oberofficire verklagen; und wenn er hier nicht Genugthuung erhalten zu haben glaubt, bey dem General Gouverneur der Inseln: von dessen Ausspruch kann er dann noch an den obersten Kriegsrath in Spanien appelliren, welcher, dieses Namens ungeachtet, wirklich ein Civilgericht ist.

Der Leser wird vielleicht bemerken, wie leicht es den Officieren der Miliz ist, die Einwohner zu unterdrücken. Allein, wenn man bedenkt, daß sie hier angesessen sind, sich nicht bald hier bald da aufhalten, wie die Officiere bey stehenden Truppen, daß sie verheyrathet sind, und mit den Einwohnern des Orts in Verbindung stehen, so daß ihnen daran gelegen ist, ihren guten Namen zu erhalten, so wird er sich nicht wundern, daß so wenig Unterdrückungen in diesen Inseln verübt werden. Doch darf man nicht erwarten, in Sachen des Eigenthums hier eine so genaue Justiz zu finden, als in England; ich sage, in Sachen des Eigenthums, denn kein Mensch in diesem Lande untersteht sich, die grösern Arten von Unterdrückung oder Gewaltthätigkeit zu verüben, weil der Beleidigte den angreifenden Theil, er sey so vornehm als er wolle, gewiß ermorden, und dann in die nächste Kirche oder Kloster seine Zuflucht nehmen würde, wo keine Gewalt ihn herausreissen darf, sondern ganz sicher bleiben kann, bis er Gelegenheit findet, aus den Inseln zu entwischen.

Ausser den obgedachten Kriegsbedienten, giebts hier auch Castillanos, das heißt, Gouverneurs oder Hauptleute der Forts und Kastele, deren einige von dem König, andre von den zwölf Regidors der Inseln,

der

der Cavildo genannt, gesezt werden; denn einige der Forts gehören dem König, andre stehen unter der Direktion der Regidors. Die Besazung der königlichen Forts machen die hundert und funfzig Mann stehende Truppen aus; und da dieser Forts eine große Anzahl ist, so läßt sich leicht schließen, wie stark die Besazung eines jeden seyn mag.

Die Regidores, wie ich schon oben in der Geschichte der Entdeckung und Eroberung bemerkt habe, sind erbliche Staatsbedienten, die einen Gerichtshof halten, den Preis der Lebensmittel zu bestimmen, für die Ausbesserung der Landstraßen zu sorgen, zu verhüten, daß kein öffentliches Unglück geschehe, daß die Pest nicht durch Schiffe eingebracht werde ꝛc. Um die Kosten zu Ausbesserung der Landstraßen und anderer öffentlichen Arbeiten aufzubringen, haben die Regidores die Macht, den Einwohnern eine Taxe aufzulegen. Sie haben eine Art von Accise auf die Seife gelegt, die, meines Erachtens, eine hinlängliche Summe zu Bestreitung dieser Kosten aufbringt.

Keiner darf eher in diesen Inseln landen, als bis der Schiffsherr einen Gesundheitsschein aus dem Hafen, worinn er zulezt gewesen, vorgezeigt hat, oder bis das Schiffsvolk gehörig untersucht worden, ob es von der Pest, oder irgend einer andern ansteckenden Krankheit, frey ist, oder nicht. Ehe dies geschehen ist, darf kein Boot, das Pratike- oder Gesundheitsboot ausgenommen, sich dem Schiffe nähern.

Die königlichen Einkünfte aus diesen Inseln bestehen in folgenden Stücken.

1) Las Tercias Reales, oder der königliche Dritthel von den Zehnten.
2) Das Monopolium von Rauch- und Schnupftaback.

3) Die

3) Die Erkenntlichkeit, welche der Adel jährlich für seine Titel an den König bezahlt.
4) Die Abgabe der sieben Procent von Einfuhren und Ausfuhren.
5) Die Abgaben von dem Kanarisch-Westindischen Handel.

Die erste dieser Abgaben heißt sehr uneigentlich der Dritthel von den Zehnten, denn sie beträgt kaum den zehnten Theil derselben: der König erfährt hierinn, auf seine Kosten, was es heißt, mit der Geistlichkeit theilen. Denn der königliche Dritthel ist ein Geschenk, welches der Pabst dem König von Spanien gemacht hat, weil er einen beständigen Krieg gegen die Ungläubigen unterhält.

Der zweyte Zweig dieser Einkünfte besteht in Schnupf- und Rauchtaback, welchen die Stankeros auf Rechnung des Königs verkaufen; denn keinem andern ist erlaubt, mit Taback zu handeln.

Der dritte ist kaum der Rede werth, da er nur eine geringe Kleinigkeit beträgt.

Alle diese Einkünfte zusammen genommen, den fünften Artikel ausgenommen, sollen nach Abzug aller Kosten, als Besoldung der Bedienten, u. s. w. nicht über funfzig tausend Pfund jährlich in des Königs Schazkammer bringen.

Würden die Einwohner dieser Inseln eins, fünf und siebzig tausend Pfund baares Geld jährlich in des Königs Schazkammer zu bezahlen, unter der Bedingung, daß er alle Abgaben und Zölle in den Inseln abschafte, und eine freye Ein- und Ausfuhr aller Waaren von und nach allen Theilen der Welt einführte, so bin ich überzeugt, sie würden sehr dabey gewinnen, wegen der Vermehrung des Handels, der Schiffe, der Seeleute, und des Reichthums, welche in kurzer Zeit ganz erstaunlich seyn würde.

Alles Orchillakraut in Kanaria; Teneriffa und Palma gehört dem König, und ist ein Theil seiner Einkünfte. In den übrigen Inseln gehört es den respektive Eigenthümern derselben.

Am 21sten Jul. 1553, machten die Franzosen eine Landung auf Palma mit sieben hundert Mann; aber die Eingebornen schlugen sie zurück, und nöthigten sie, sich mit Verlust wieder einzuschiffen, ungeachtet sie fast keine andre Waffen hatten, als Stecken und Steine.

Seit der Eroberung der Kanarischen Inseln, hat keine fremde Macht eine Flotte ausgerüstet, um die Kanarischen Inseln zu erobern, nur eine ausgenommen, welche, wie William Monson berichtet, die Holländer im Jahr 1599 gegen die Insel Groß-Kanaria abschickten. Sie bestand aus drey und siebzig Schiffen, unter dem Kommando des Peter van Doist. Nach ihrer Rückkehr in Holland kam ein Buch heraus, unter dem Titel: „Die Eroberung der Groß Kanarien, „welche in diesem Sommer durch eine Flotte von drey „und siebenzig Segeln geschehen, die auf Befehl und „unter Direktion der General-Staaten abgeschickt wor„den; nebst der Eroberung einer Stadt in der Insel „Gomera.“ Durch diesen Titel, bemerkt Monson, wollten sie die Welt glauben machen, daß sie alle Kanarischen Inseln erobert hätten; da sie doch nur die Stadt Palmas in Kanaria überfielen und einnahmen, wo sie weder Gefangene noch Beute machten, weil die Einwohner sich mit allen ihren Habseligkeiten auf die Berge flüchteten. Nachdem sie aber die Stadt eingenommen hatten, drangen einige von den Soldaten, ohne Erlaubniß ihrer Officiere, ins Land, um zu plündern, weil sie aber nirgends Bescheid wußten, so machten die Spanier eine große Menge derselben nieder, und nöthigten die übrigen, sich zurückzuziehen. Gleichwohl plünderten sie die Klöster und Kirchen, und brann-

brannten sie dann bis auf den Grund ab. Hierauf nahm der Holländische Admiral Gomera ohne Widerstand ein; denn die Einwohner entflohen auf die Berge, wo sie aber viele von den Holländischen Herumstreifern ums Leben brachten.

Im Jahr 1657 kam eine Flotte von Englischen Kriegsschiffen, unter dem Kommando des Admiral Blake, in die Reede von Santa Cruz, und zerstörte die Spanische Silberflotte, die da eingelaufen war. Die Einwohner von Teneriffa sagen, die Bay sey damals, in Vergleichung mit ihrem jezigen Zustande, ganz wehrlos gewesen.

In dem Kriege zwischen Spanien und England, welcher im Jahr 1739 seinen Anfang nahm, griffen zwey Englische Schiffe, deren eins ein Kriegsschiff von sechszig Kanonen war, den Hafen und das Dorf von Gomera an. Als sie zu feuern anfiengen, geriethen die Einwohner in großes Schrecken; da sie aber fanden, daß die Kanonade lange anhielt, und keinen Schaden that, wurden sie so dreist, daß die jungen Leute hin und her liefen, um die Kanonenkugeln aufzusuchen. Als die Engländer sahen, daß sie umsonst feuerten, bemannten sie alle ihre Böte, um zu landen; um diese Zeit aber war die ganze Insel in Alarm, die Miliz hatte den Hafen erreicht, und sich in einem tiefen Grunde hinter dem Gestade gestellt, um den Feind zu empfangen; worauf die Engländer, da sie ihre Menge und Entschlossenheit sahen, es fürs beste hielten, sich zu entfernen.

In dem nemlichen Kriege landeten einige Englische Kaper eine ansehnliche Anzahl Truppen auf der Insel Palma, die aber von den Eingebornen sehr muthig angegriffen und in die Flucht geschlagen wurden. Sie wollten kein Quartier geben; und als einige Katholiken aus Irland, die sich unter den Englischen Truppen befanden, ihre Gefahr sahen, öffneten sie ihren

ren Busen, zeigten ihre Kreuze, und baten um ihr Leben, aber vergebens, die erbitterten Palmaner machten sie insgesammt nieder, einen einzigen Mann ausgenommen, der verwundet war, und eine Zeitlang unter den Todten lag, weil die Eingebornen ihn für todt hielten; als sie ihn nachher am Leben fanden, brachten sie ihn in die Stadt Santa Cruz in Palma, wo er von seinen Wunden geheilt, und als ein Kriegsgefangener behandelt wurde, bis man ihn auswechselte.

Die Einwohner der Kanarischen Inseln haben den größten Widerwillen vor dem Kriege, weil er ihren Handel ruinirt, und ihr wechselseitiges Verkehr mit einander unterbricht. In dem lezten Kriege mit England suchten sie eine Neutralität für ihre Inseln auszuwirken.

Alle Englischen Kaper, die jemals aufs Kreuzen zwischen diesen Inseln ausgiengen, fanden sich in ihrer Hoffnung betrogen; denn sie kaperten nie mehr als einige wenige Barken, die mit Korn oder eingesalzenen Fischen von der Küste der Barbarey zurückkehrten. Diejenigen, welche den aus Westindien kommenden Kanarischen Schiffen aufpaßten, hatten eben so schlechtes Glück: in der That, wenn ein Kaper nicht jemanden an Bord hat, der diese Inseln und die Witterung, welche hier herrscht, ganz genau kennt, so wird er seine Hoffnung auf Gewinnst immer vereitelt sehen.

In jeder dieser Inseln ist auf irgend einer Anhöhe eine Wache ausgestellt, um den Einwohnern von annähernden Schiffen Nachricht zu geben; läßt sich eine ungewöhnliche Anzahl sehen, so giebt man ein Zeichen, um im ganzen Lande Lärm zu machen.

Wenn die Glocke zum Abendgebet geläutet hat, dürfen keine Böte mehr landen, oder sich von der Küste entfernen; überhaupt darf zu keiner Zeit ein Boot seinen Hafen verlassen, ohne Erlaubniß des Gouverneurs oder

Hauptmanns, wärs auch nur um zu fischen, oder zu einem Schiff in der Reede zu gehen.

Ausser den Negersklaven, die dem Grafen von Gomera gehören, haben auch verschiedne Standespersonen in Teneriffa einige wenige; aber ihrer sind, im Verhältniß gegen die weißen Dienstleute in dieser Insel, nicht mehr, als der Schwarzen gegen die übrigen Einwohner in London.

Die Eingebornen haben dies vortreffliche Gesez zum Vortheil ihrer Negern, daß, wenn der Herr seinem Sklaven ungerecht oder grausam begegnet, dieser ihn zwingen kann, ihn augenblicklich zu verkaufen. Eben dies Gesez, wo ich nicht irre, gilt auch in den Spanischen Westindien. Welch eine Schande, daß manche Sachwalter der Freyheit, vergleichungsweise die einzigen sind, welche die Armen unterdrücken, denen sies doch einzig zu verdanken haben, daß sie in Glanz, Müssiggang und Ueppigkeit leben können.

Neunzehnter Abschnitt.

Von der geistlichen Regierung der Kanarischen Inseln.

Der Bischof der Kanarischen Inseln ist Weihbischof (Suffraganeus) des Erzbischofs von Sevilla in Spanien, und hat eine jährliche Revenüe von sechs tausend Pfund Sterling. Er hat seinen Siz in der Stadt Palmas in Kanaria, wo man ihm mit aller Ehrerbietigkeit und Unterthänigkeit begegnet, die sonst nur einem Fürsten gebührt.

Die Provincialen, oder Vorsteher der verschiednen Mönchen- und Nonnenorden wohnen in der Stadt St. Christobal de la Laguna. Sie haben Niemand, als den Generals ihrer respektiven Orden zu Rom, Rechenschaft zu geben.

In jeder Insel ist ein Haus, welches dem Inquisitionsgerichte gehört, nebst seinen gehörigen Bedienten, deren Pflicht es ist, alles, was sich von Kezerey, oder Mangel an Ehrerbietung gegen die Geistlichkeit blicken läßt, zu unterdrücken. Sie haben die Macht, verdächtige Personen in Verhaft zu nehmen, und gefangen zu sezen, ohne der bürgerlichen Obrigkeit deßhalb im geringsten Rechenschaft zu geben. Nachdem sie dieselben gehörig abgehört haben, werden sie entweder losgesprochen, oder auf dem ersten Schiffe an das Oberinquisitionsgericht in Kanaria geschickt.

Wenn ein fremdes Schiff ankömmt, und der Herr desselben Erlaubniß erhält, ans Land zu kommen, so bringt man ihn zu einem Bedienten der Inquisition, welcher ihn abhört, um zu erfahren, ob er auf seinem Schiffe Bücher oder Gemälde hat, welche der Lehre oder den Cerimonien der Römischen Kirche zuwider sind; und nöthigt ihn, ein Papier zu unterzeichnen, wodurch er sich verbindlich macht, wenn er dergleichen hat, sie nicht ans Land zu bringen, oder sehen zu lassen, wie auch, daß er, während seines Aufenthalts in der Insel, nichts gegen die Römische Religion reden; oder ihrer Gebräuche und Cerimonien spotten wolle.

Vor ganz kurzer Zeit untersuchten die Inquisitionsbedienten alle Bibliotheken in den Inseln, und machten entweder ein Zeichen auf diejenigen Bücher, welche sie für schädlich hielten, oder nahmen sie ganz weg.

Da alle Eingebornen dieser Inseln eifrige Mitglieder der Römischen Kirche sind, so hat das Inquisitionsgericht selten Gelegenheit, seine ganze Gewalt auszuüben. Die vielen verläumderischen Nachrichten, die wir in protestantischen Ländern von den Procduren der Inquisition hören, verdienen gar keinen Glauben; wie zum Beyspiel, daß die Bedienten derselben

junge

junge Mädchen in ihre Gefängnisse führen, um ihre Wollust zu befriedigen, und reiche Leute fälschlich der Kezerey beschuldigen, um sich ihres Reichthums zu bemächtigen, u. s. w. Ich kann, dünkt mich dreist behaupten, daß man noch mit keiner Manns- oder Frauensperson in den Kanarischen Inseln also umgegangen. Verschiedne freylich hat man gefangen gesezt und bestraft, aber nur wegen solcher Vergehungen, die eigentlich vor das Tribunal der Inquisition gehören. Da mancher Leser vielleicht neugierig ist, einige dieser Fälle zu wissen, so will ich verschiedne derselben, die sich theils vor meiner Zeit, theils während meiner Reisen nach diesen Inseln, zugetragen, erzählen.

Vor vielen Jahren verliebte sich ein angesehener Mann in der Stadt Laguna in eine Nonne, die er bedrdte, aus dem Kloster zu entwischen, und sich mit ihm in einem Holländischen Schiffe zu Santa Cruz, welches im Begriff war nach Holland abzugehen, einzuschiffen. Sobald sie an Bord kamen, segelte das Schiff davon, sah sich aber, wegen einiger Widerwärtigkeiten zur See, genöthigt, in die Bay von Santa Cruz zurückzukehren, wo man es auf Befehl der Inquisition, aufs genaueste durchsuchte. Die beyden Liebenden wurden entdeckt, ans Land gebracht, ins Gefängniß geworfen, und bald nachher, auf einem Schaffot in der Stadt Laguna, öffentlich enthauptet. Die Schande und das Schimpfliche ihrer Strafe war ihnen bitterer, als der Tod selbst. Kein Mensch kann sich dieses vorstellen, der nicht selbst in Ländern, wo die Inquisition herrscht, gelebt hat.

Der Herr eines Französischen Schiffs, welches in der Reede von Orotava lag, stand am Hafen, und unterredete sich mit einigen Kaufleuten, als eben die Hostie dicht bey ihnen vorbey kam. Alle Kaufleute, so bald sie sie sahen, knieten zum Zeichen der Ehrfurcht nieder, wie hier gebräuchlich ist; aber der Franzose, der ein Hu-

guenotte war, blieb mit dem Hut auf dem Kopfe stehen, ungeachtet alles Zuredens der Kaufleute, daß er niederknieen, und den Hut abnehmen sollte. Den folgenden Morgen wurden die Kaufleute, mit denen der Schiffskapitain zu thun hatte, von den Inquisitionsbedienten vorgefodert, und wegen des Vorgefallenen abgehört. Sie bewiesen ihre Unschuld, konnten sie aber nicht davon abbringen, den Kapitain in Verhaft zu nehmen, ungeachtet sein Schiff fast segelfertig war. Zum Glück für den Franzosen, verfügte sich die ganze Kaufmannschaft, mit einigen vernünftigen Geistlichen, zur Inquisition, und machte ihren Bedienten begreiflich, daß die Rügung dieser Sache zu weiter nichts dienen würde, als die Holländer, Engländer und Hamburger von Besuchung der Inseln abzuschrecken, und also ihren Handel zu Grunde zu richten.

Ein Englischer Katholischer Schiffskapitain ward von den Spaniern in dem Kriege von 1739 gefangen genommen, und nach Teneriffa gebracht, wo er eine Zeitlang als ein uneingeschlossener Gefangner blieb. Er war einst in eines Freundes Hause in Gesellschaft, als die Bedienten der Inquisition, nebst einigen Gehülfen, das Haus umringten, und ihn in ihr Gefängniß schleppten. Bald darauf brachte man ihn in das Gefängniß der Inquisition in Groß-Kanaria, wo er über zwey Jahre saß. Während dieses ganzen Krieges blieb der Englische Konsul in Teneriffa, und als er hörte, was vorgegangen, gab er einem vielvermögenden Manne in England Nachricht davon, mit der Bitte, sein Ansehn zum Besten des Kapitains, der so ungerechter Weise in Kanaria gefangen gehalten würde, zu verwenden. Dies hatte die gewünschte Wirkung; denn ein Englisches Kriegsschiff kam bald darauf, mit vielen Gefangenen, in die Reede von Palmas in Kanaria, und hatte Befehl, nicht eher ei-

nen derselben auszuwechseln, als bis man diesen unglücklichen Engländer auf freyen Fuß gesezt hätte. Da sich viele Freunde der vornehmen Kanarier an Bord des Kriegsschiffs befanden, so legten diese bey der Inquisition Fürbitte für den Engländer ein, und wirkten seine Freyheit aus; ich sage, sie legten Fürbitte für ihn ein, denn die dortige bürgerliche Obrigkeit kann die Inquisitoren nicht zwingen, das geringste wider ihren Willen zu thun.

Die Nachricht, welche der Schiffskapitain mir von diesem Vorfall gegeben (denn er lebt jezt in London) besteht darinn, daß man eben so mit ihm verfahren, wie das Inquisitionsgericht zu Malaga in Spanien mit einem gewissen Martin verfuhr, welcher eine Beschreibung seiner Gefangenschaft und Leiden herausgegeben hat. Nachdem sie ihn eine Zeitlang vergebens ermahnt hatten, sich selbst anzuklagen, und zu bekennen, sagten sie ihm frey heraus, man habe ihn als einen Freymaurer angegeben. Da er nicht Spanisch genug verstand, sie zu verstehen, so gebrauchten sie einen alten Schottländer, der in seiner Jugend durch Zufall auf diese Insel gekommen war, und den Römischen Glauben angenommen hatte, als Dollmetscher; er hatte aber seine Muttersprache fast ganz vergessen. Dieser Dollmetscher sagte ihm, die Inquisition klage ihn an, daß er ein Frankmaurer sey (denn so nannt' er einen Freymaurer;) da der Kapitain ihn noch nicht verstand, so blieb er dabey, seine Unschuld zu behaupten, ungeachtet man die Tortur gebrauchte, ihn zum Bekenntniß zu zwingen. Endlich begriff er ihre Meynung; aus Furcht aber, es mögte ihm noch schlimmer gehen, wenn er bekennte, that er noch immer, als ob er sie nicht verstünde. Dies ist alles, was ich von ihm erfahren können, außer daß er, ohne die Zeit da ihn die Inquisition im

Verhaft hatte, noch neun Monate in einem tiefen Kerker zubringen mußte.

Im Jahr 1749 scheiterte ein Englisches Schiff, auf seiner Fahrt nach Guinea, an der Küste der Barbarey, die diesen Inseln gegen über liegt, wo ein Kanarisches Fischerboot die Mannschaft einnahm, und sie nach Groß Kanaria brachte. Der Wundarzt, welcher erfuhr, daß gute Aerzte und Chirurgi hier selten wären, und von den Vornehmen eingeladen wurde, sich unter ihnen niederzulassen, entschloß sich, hier zu bleiben, und übte die Arzneykunst eine Zeitlang mit großem Beyfall. Die Priester und Mönche, welche sich Mühe gegeben hatten, ihn zu bekehren, gaben vor, daß er ihnen versprochen, den Römischen Glauben anzunehmen, und öffentlich seiner Kezerey zu entsagen. Bald nachher ward er krank; sie sezten ihm hart zu, aber umsonst; denn nach seiner Genesung beharrt' er in seinen Irrthümern. Dies erbitterte sie so sehr, daß sie ihn zwangen, die Insel zu verlassen.

Ein Französischer Huguenotte von geringem Vermögen, welcher in Teneriffa einen Kramladen hatte, und sich einst in Geschäften zu Lancerota befand, wurde von einem Bettler auf eine sehr zudringliche Art um Almosen gebeten. Der Bettler hatte ein Marienbild mit Blumen geschmückt, (wie hier an gewissen Festtagen gebräuchlich ist,) in der Hand, und bediente sich desselben, seinen Bitten mehr Nachdruck zu geben. Der Franzose sagte endlich, ganz verdrüßlich über seine Zudringlichkeit: „Packt euch fort! was „geht mich eure Jungfrau Maria an? Bätet ihr „mich noch um eines hübschen Mädchens willen, so „mögt' ich euch eher was geben." Hiermit kehrt er sich weg, ohne sichs träumen zu lassen, daß seine Worte schlimme Folgen haben könnten. Der Bettler gieng davon, brummte und schwur Rache gegen den kezerischen

schen Hund, wie er ihn nannte. Der arme Franzose fand bald Ursach, seine übel angebrachte Galanterie zu bereuen, denn gleich darauf nahmen die Inquisitionsbedienten ihn in Verhaft, und hielten ihn im Gefängnisse bis sie Gelegenheit fanden, ihn nach Kanaria überzuschicken. Hier saß er länger als ein Jahr gefangen. Man bemerkte, als er nach Teneriffa zurückkam, daß er sehr frisch und gesund aussah, und ganz fett geworden war; er gieng aber nachher immer in die Messe, und betrug sich im übrigen als ein rechtschaffner Katholik, welches er, wie's scheint, vorher nicht gethan hatte.

Der lezte, der, so viel ich weiß, von der Inquisition in Verhaft gezogen worden, war der Marquis von San Andre', ein Mann von beynahe achtzig Jahren. Man beschuldigte ihn, daß er in einem Buche, welches er nicht lange vorher herausgegeben, einige Irrthümer behauptet hätte; die wahre Ursach aber waren seine beißenden Satyren, wodurch er sich bey der Geistlichkeit verhaßt gemacht hatte. Er wurde nicht in dem Gefängniß der Inquisition eingesperrt, sondern hatte die Freyheit, innerhalb den Mauren eines Klosters in Kanaria herumzugehen, wo er sich, wenn ich nicht irre, länger als ein Jahr aufhielt. Er starb etwa vor einem Jahre, kurz nach seiner Lossprechung. Man sagt, die Inquisitoren hätten ihn, bey seinem ersten Verhör, nach gewöhnlicher Form gefragt: ob er an die Heiligkeit, Gerechtigkeit und Einsicht der Inquisition glaubte? Er gab zur Antwort: er leugne schlechterdings, daß sie auf Einsicht den geringsten Anspruch machen könne; was ihre Gerechtigkeit beträfe, so verwies' er sie auf ihr Verfahren gegen ihn; und wegen ihrer Heiligkeit heg' er auch noch einige Zweifel. Er hätt' es nicht wagen dürfen, so zu antworten, wär' er nicht von dem Schuz des Hofes zu Madrid versichert

gewesen: und da er nicht bestraft wurde, sich nicht vor seinen Richtern demüthigte, und weder während seiner Gefangenschaft noch nach seiner Lossprechung, Abbüßung that, so kann man dies als den ersten Schritt ansehen, den der König von Spanien und seine Minister gethan, die Gewalt der Geistlichkeit in den Kanarischen Inseln einzuschränken. Der Hof hätte keinen schicklichern Mann wählen können, um durch seinen Schuz gegen die Inquisition zu versuchen, ob es möglich sey, die unbeschränkte Gewalt dieses Tribunals zu beugen: und da ihm dieser erste Versuch geglückt, so darf man hoffen, daß er fortfahren werde, bis die Kirche hinlänglich gedemüthigt, und ganz abhängig vom Staat gemacht worden.

Kein Mensch darf in einer der Kanarischen Inseln, Teneriffa ausgenommen, wohnen, der nicht ein Mitglied der Römischen Kirche ist; und selbst in Teneriffa kann kein erklärter Jude, Heide oder Muhammedaner auf irgend eine Weise ein Mitglied der Gesellschaft seyn; ja nicht einmal Protestanten, wenn sie nicht sehr ansehnliche Kaufleute sind. Die Geistlichen geben sich gar nicht mit ihnen ab; vermuthlich haben sie Befehl von Rom, sie nicht zu beunruhigen, damit sie nicht mit den Engländern oder Holländern in Streit gerathen, und die Ursach desselben öffentlich bekannt werde, welches am Ende dem Interesse der Kirche schaden würde. Vormals wars nichts ungewöhnliches, daß die Inquisition die Holländischen und Englischen Konsuls in Verhaft nahm.

Diejenigen Protestanten in Teneriffa, welche von den Angriffen der Juquisition am meisten zu befürchten haben, sind die Französischen Huguenotten, weil sich niemand ihrer gegen dieselbe annimmt. Die hiesigen Französischen Konsuln waren immer sehr eingeschränkte

schränkte Köpfe, die weder die Würde ihres Amts, noch die Ehre ihrer Nation aufrecht zu erhalten wußten; sonst würden sie gewiß ihre Landsleute wären sie auch Heiden gewesen, vor Bedrückungen geschüzt haben. Ich habe mich oft gewundert, wie die Huguenotten dazu kommen, in diesem Lande ihre Religion öffentlich zu bekennen, da sie doch in ihrem Vaterlande einige ihrer Grundsäze geheim halten; denn wenn Jemand, aus Interesse, sich in einem Stücke nach der Religion des Landes, worinn er lebt, bequemt, warum nicht in allen? Es ist der Vernunft gemäß, daß man entweder sich hartnäckig weigert, selbst im Angesicht des Todes, ein Körnchen Weihrauch auf dem Altar der Götter seines Landes zu streuen, oder der erste ist, der jede Cerimonie des öffentlichen Gottesdienstes derselben mitmacht.

Alle Einwohner der Kanarischen Inseln sind eifrige Katholiken; und wenn sie einen fremden Glaubensgenossen sehen, der sich ordentlich und sittsam aufführt, so verwundern sie sich sehr, weil sie sich einbilden, ein Kezer sey nicht viel besser, wie ein Vieh; denn diese Leute sind unendlich unwissender und abergläubiger, als die Katholiken in Deutschland und andern Ländern, wo Papisten und Protestanten in derselben Bürgerlichen Gesellschaft beysammen leben. Doch bezeugen die hiesigen Eingebornen nicht so viel Ehrfurcht gegen die Geistlichkeit, als die Einwohner von Portugall, der Azorischen, grünen Vorgebirgs, und Madeirischen Inseln; denn in diesen Ländern küssen die Frauensleute den Mönchen den Saum des Kleides, wenn sie über die Straße gehen. Die Kanarischen Geistlichen führen ein ordentlicheres Leben, als in den ebengedachten Inseln *), und treiben ihren Eifer gegen die

*) Die Portugiesischen Priester und Mönche auf den grünen Vorgebirgs-Inseln sind im höchsten Grade unwissend und

die Kezer nicht so weit, daß sie ihnen wehren sollten, ihre Todten in der Erde zu begraben, welches in der Insel Madeira geschieht, wiewohl ihr ganzer Handel und Reichthum gänzlich von den Engländern abhängt. Die Englischen Kaufleute, welche sich in dieser Insel aufhalten, betragen sich in diesem Falle gegen die herrschende Kirche wahrhaftig edel, anständig, und nachahmungswürdig für alle, die von der Religion ihres Landes abgehen; denn anstatt sich durch Kriechen gegen die Geistlichkeit zu erniedrigen, werfen sie lieber ihre Todten in die See, wiewohl sie gewiß wissen, daß man ihnen erlauben würde, sie in der Erde zu begraben, wenn sie sich nur herablassen wollten, um diese Gnade bey der Kirche nachzusuchen.

Alle Fremden, die nicht Katholiken sind, sucht man bey ihrer Ankunft aufs dringendste zu Proselyten zu machen; man hat aber bemerkt, daß alle diejenigen, die sich bereden ließen, ihre Religion zu verändern, in der Absicht ihr Glück zu machen, bald nachher in Armuth verfielen, und selbst die Achtung derer verloren, die so eifrig waren, sie zu bekehren.

Als ich in Kanaria war, brachte eine Kanarische Fischerbarke von der Küste der Afrikanischen Wüste einen

und abergläubig. Ungeachtet ihres Gelübdes der Keuschheit, halten sie öffentlich Beyschläferinnen, ohne den geringsten Schein von Schaam, und ihre Kinder laufen um ihren Häusern und Klöstern herum. Als ich mich in der südlichen Barbarey aufhielt, sprach ich mit einem Mauren, der eine Zeitlang auf den grünen Vorgebirgs-Inseln gewesen war; er sagte mir in seiner kauderwelschen Sprache: „Portugiesen Priester nicht besser als „Narr: er sagt, er lieben Gott besser, viel besser, und „nehmen kein Weib; doch haben Kind in sein Haus; „wie ein Mann haben Kind und nicht haben Weib? „Wahrhaftig Portugiesen Pater all einerley als Narr.

einen Knaben und ein Mädchen, seine Schwester, die sie an Bord gelockt hatten, nach Palmas. Der Knabe war etwa eilf, und das Mädchen neun Jahr alt; sie waren beyde in Gazellenhäute gekleidet. Kurz nach ihrer Ankunft begab sich die ganze Fischerzunft in Palmas vor die königliche Audienz, und beschwerte sich über die Leute, welche die Kinder weggeführt hatten, mit der Bitte, sie ihren Aeltern wieder zurückzuschicken; sie stellten zu gleicher Zeit zu Unterstüzung dieser billigen Bitte, die große Gefahr vor, worinn sie wären, von ihren Verwandten ermordet zu werden, die sich unfehlbar an den ersten Kanariern, die an ihrer Küste landeten, rächen würden. Diese Vorstellung that die gewünschte Wirkung; die Audienz gab bald darauf Befehl, die Gefangenen, mit einigen Geschenken für ihre untröstbaren Aeltern, zurückzuschicken.

Vor ihrer Abreise bediente man sich vieler Kunstgriffe sie zur Veränderung ihrer Religion zu bewegen. Sie wurden sehr hübsch gekleidet, in schönen Zimmern beherberget, und von den Vornehmsten traktirt, kurz man gab sich die größte Mühe, ihnen alles auf der Insel so angenehm zu machen, als möglich. Aber alles dies vermogte nichts über die Standhaftigkeit des Knaben, welcher der Religion seiner Väter durchaus nicht abfallen wollte. Das Mädchen, durch das schöne Puzwerk der Frauenzimmer und andre Annehmlichkeiten geblendet, schien zu wanken; doch hatte ihr Bruder so viel Gewalt über sie, daß er ihre Bekehrung verhinderte.

Da die Priester mit ihren Zehnten, und die Mönche mit den Einkünften ihrer Klöster nicht zufrieden sind, so haben sie Mittel gefunden, die Einwohner dieser Inseln mit vielen Auflagen zu belästigen, deren Erzählung zu langweilig seyn würde; und wiewohl sie

nicht

nicht alle durch die Geseze eingeführt sind, so würd' es doch gefährlich seyn, die Bezahlung derselben zu weigern. Jede Fischerbarke, z. B. muß eine gewisse Quantität Fische an jedes Kloster liefern; und wenn die Bettelmönche von Hause zu Hause herumgehen, werden sie reichlich mit Almosen versorgt; wollte Jemand sie abweisen, oder ihnen eine harte Antwort geben, so würd' er gewiß als ein Gegenstand ihrer Rache ausgezeichnet werden, und der Inquisition in die Hände fallen. Jeder, von welchem Stande er auch sey, der irgend einen Zweck zu erreichen oder einen Entwurf auszuführen wünscht, sucht erst die Vornehmsten der Geistlichkeit auf seine Seite zu bringen; gelingt ihm dies, so sind alle übrigen Schwierigkeiten leicht zu übersteigen.

Einige Kanarier, die von dem Zustande fremder Länder einige Kenntniß hatten, fragten mich oft, woher es komme, daß unser Handel den Spanischen so weit überträfe? Ich gab ihnen immer zur Antwort, die Macht der Inquisition in weltlichen Dingen kränke nicht nur ihre Freyheit, sondern unterdrücke auch ihre Industrie, ohne welches beydes keine Nation sich im Handel sehr hervorthun könne.

Ich sagte ihnen, die Vortreflichkeit der Englischen Verfassung bestehe darinn, daß keiner, wegen eines bloßen Verbrechens wider die Religion bestraft werden könne, außer durch Verstoßung aus der gottesdienstlichen Gesellschaft, deren Mitglied er sey. Allein ich gieng hierinn zu weit, denn es giebt jezt wirklich einige Geseze in England, vermöge welcher ein rechtschaffenes Mitglied der Gesellschaft gestraft werden kann, bloß weil es sich nach den Lehren der Kirche nicht bequemt.

Ist es nicht erstaunlich, daß die Englische Nation, die jezt auswärtig in so hohem Ansehn steht, sich durch herrschsüchtige Priester so sehr anführen läßt, daß sie ihre Soldaten und Seeleute, die immer bereit sind, ihr Blut zum Dienst ihres Vaterlandes zu vergießen, in die grausame Nothwendigkeit sezt, entweder ihr Gewissen zu verlezen, oder ihren Unterhalt zu verlieren? Jezt, da ich dies schreibe, kann keiner unsrer braven abgedankten Officiere, die in unsern leztern glorreichen Feldzügen dienten, seinen halben Sold ausgezahlt bekommen, wofern er nicht durch ein Attestat beweist, daß er ein Mitglied der herrschenden Kirche sey! Und doch betäuben solche hypokritische doppelgesinnte Herren unsere Ohren oft mit einem Geschrey von Mäßigung, Toleranz und Abscheu vor Verfolgung. Sie sollten, wahrhaftig, mehr Mäßigung beweisen; denn es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Zeit vor der Thür ist, wo die Europäischen Staaten, vornehmlich Frankreich, nicht länger in Verlegenheit seyn werden, wie sie Geld zu den Bedürfnissen des Staats aufbringen sollen, sondern sich die Revenüen der Geistlichkeit zu diesem Gebrauch zueignen, und also die Gefahr vermeiden werden, ihre Unterthanen durch tyrannische, wiewohl nothwendige, Auflagen in Harnisch zu jagen.

Voltaire nimmt aus solchen Beyspielen der Herrschsucht und Habsucht der Geistlichkeit Anlaß, dem Christenthum vorzuwerfen, daß es an allen diesen Uebeln Schuld sey; und sucht uns hinterlistiger Weise zu bereden, als sey er fest überzeugt, die Religion, zu welcher Europa sich bekennt, und das Christenthum, sey ein und eben dasselbe Ding. Hierinn ist er nicht so ehrlich, als sein philosophischer Nebenbuhler, der berühmte Rousseau: denn dieser leztere behauptet dreist,

dreist, daß beide nicht die geringste Verwandtschaft haben, weil er wohl weiß, daß Christen, wären sie auch noch so zahlreich in einem Lande, nie, ohne ihrer Religion abzusagen, das Christenthum zu einer Bedingung der bürgerlichen Gemeinschaft machen, Ungläubige wegen Lästerung ihrer Lehren bestrafen, oder Abgaben zu Unterhaltung ihrer Bischöfe von ihnen fodern könnten.

Druckfehler.

Seite 3. Zeile 14, statt Plenaria, ließ Planaria. S. 15. Z. 22, st. langten, l. kehrten. S. 32. Z. 5, st. vor, l. von. S. 40. Z. 20, st. Kalg, l. Talg. S. 43, Z. 12, st. Linguafoya, l. Linguafaya. S. 44. Z. 7, st. Bitschaften, l. Botschaften. S. 59. Z. 2, und S. 64. Z. 5, st. Faykays, l. Faykags. S. 71. Z. 18, st. sehen, l. sahen. S. 77. Z. 10, st. Taheran, l. Taharan. S. 106, Z. 1, st. Dvremas, l. Doramas. S. 111. Z. 12 von unten, st. der, l. die. S. 135. Z. 10 seze st. des ; ein , — Z. 13 von unten, tilge das ihnen. S. 176. Z. 8 von unten, st. der eine, l. die eine. S. 185 in der lezten Zeile der zweyten Spalte, st. Apanaga, l. Azanaga. S. 187 Z. 13 der ersten Spalte, st. Nasenlöser, l. Nasenlöcher. S. 223. Z. 6 von unten, st. Gold, l. Geld. S. 239. Z. 13 von unten, st. Stelle, l. Welle. S. 244. Z. 20, st. Terrahala, l. Tarrahala. S. 257. Z. 15, st. hielt, l. hält. S. 347. Z. 15, st. manche Sachwalter, l. die Engländer und Holländer, diese Sachwalter.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abreu de Galindo, Juan de / Glas, George / Glas, George

Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln aus einer in der Insel Palma gefundenen spanischen Handschrift übersetzt

Leipzig 1777

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4304
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098772-1
VD18 11793945-003